Ein Kampf um's Recht.

Erster Band.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Zwei Bände. Leipzig. Duncker und Humblot 1876. — Zweite revidirte Auflage. Ebd. 1878.

Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus Halb-Asien. Zwei Bände. Leipzig. Duncker und Humblot 1878.

Die Juden von Barnow. Geschichten. Ein Band. Stuttgart. Hallberger 1877. — Zweite Auflage. Ebd. 1878. — Dritte vermehrte Auflage. Leipzig. Duncker und Humblot 1880.

Junge Liebe. Zwei Geschichten. Ein Band. Breslau. Schottlaender 1878. — Zweite Auflage. Ebd. 1879. — Dritte Auflage. (Miniatur-Ausgabe.) Ebd. 1879.

Moschko von Parma. Geschichte eines jüdischen Soldaten. Ein Band. Leipzig. Duncker und Humblot 1880.

Stille Geschichten. Ein Band. Dresden, Minden 1880. — Zweite Auflage. Ebd. 1880. — Dritte Auflage. (Miniatur-Ausgabe.) Ebd. 1881.

Ein Kampf um's Recht.

Roman

von

Karl Emil Franzos.

Erster Band.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1882.

Erster Band.

Erstes Capitel.

Wer von Stanislau im Waggon der Lemberg-Czernowitzer Bahn gegen Südost fährt, den schilfigen Ufern des Pruth und den Buchenwäldern der Bukowina entgegen, dem liegt zur Linken immer dasselbe Bild: die unermeßliche Ebene, an welcher die Jahreszeit nur die Farben ändert, nicht die Contouren; weißglänzend liegt sie im Winter, gelbschimmernd im Sommer, in Frühlings- und Herbsttagen bräunlich-fahl. Zur Rechten aber schiebt sich dem Reisenden fast bei jeder Umdrehung der Achse ein neues Bild vor die Augen, merkwürdig jäh und rasch wächst ihm da das Waldgebirg der Karpathen entgegen, anfangs nur wie eine dunkle Linie, räthselhaft in das Blau des Horizonts eingezeichnet, dann wie abenteuerlich geballtes, aufsteigendes Sturmgewölk, bis nach geringer Zeit denn doch der Bergzug erkennbar wird, aber noch weit, sehr weit, verschwimmend im bläulich oder röthlich angehauchten Dufte der Ferne. Wer hier sein Auge losreißt, eine Weile auf die Ebene hinausblickt mit ihren grauen Hütten, dürftigen Aeckern, fahlen Haiden, und sich dann wieder zur Rechten kehrt, dem

wird eine überaus reizvolle Ueberraschung: die erst so fernen Berge stehen dicht vor ihm, stolze, ernste Riesen, ewig grün im Kleide ihrer Tannen. Im Bergwald rauscht der Wind durch das nadelige Geäst und schlägt dem Reisenden den berauschenden Harzduft entgegen; über felsiges Geklüft brausen die eisigkalten, demantklaren Bergwasser zu Thal und stürmen schäumend im künstlichen Bette dahin, das man ihnen längs des Bahndamms gegraben, und in dem schmalen, blaugoldigen Luftband, welches über den kühlen, tiefen Thalschluchten blinkt, kreist langsam der große, braune blutgierige Falke der Karpathen. Das Herz des Bergwalds liegt dem Blicke geöffnet, aber die Pracht dauert kurz, nur wenige Athemzüge. Denn eigensinnig wendet sich nun die Bahn in schroffer Biegung nach Osten und rechts und links liegt bald dem sehnsüchtig ausspähenden Auge blos die traurige Ebene. Eine Krümmung des wilden Pruthflußes hat es nothwendig gemacht, daß der Schienenstrang just die Stelle der Landschaft durchschneidet, wo sich Gebirg und Ebene so jäh, so unvermittelt berühren, wie Haß und Liebe in der Menschenbrust.

Diese Stelle — sie liegt zwischen der hügeligen Kreisstadt Kolomea und dem armen Judenstädtchen der Ebene, Zablotow, was zu Deutsch bezeichnend genug: „Hinter den Kothlachen" bedeutet — gehört zum Gebiete des Dorfes Zulawce. Doch sind die Hütten vom Waggonfenster nicht sichtbar, sie bedecken, etwa eine Stunde entfernt, die östliche

Abdachung des mächtigen, prächtigen Gebirgsstocks. Es sind dürftige, strohgedeckte Hütten, wie man sie überall im östlichen Galizien findet, auch die Kirche und das Jagdcastell der Herrschaft vermögen kaum den Blick zu fesseln. Um so reizvoller ist die Lage des Dorfes. Wer vom Pruth kommt, erreicht, ohne zu klimmen, die ersten Hütten, und wenn er zur letzten emporgestiegen, liegt das Tiefland vor ihm ausgebreitet: weit, weit, gelbe Saatfelder, grüne Wälder und lichtbraunes Haideland, eingefaßt von dem breiten Silberbande des Pruth zu seinen Füßen und dem schimmernden Fädchen der Czerniawa, welche sich, drei Meilen von hier, träge durch die Ebene schlängelt. Aber auch darüber hinaus fliegt der Blick, so weit des Auges Sehkraft reicht; eine andere Grenze ist ihm nach Norden nicht gezogen. Nach Osten bietet sich ein grundverschiedenes noch schöneres Landschaftsbild: das üppig bewaldete Hügelland der Bukowina, welches sich sachte und staffelförmig aufbaut aus der tiefgerissenen Thalsohle des Czeremosz. Das ist von diesem Dorfe fast märchenhaft anzuschauen, wie eine riesige Treppe, welche von der Erde emporwächst in den Himmel hinein; denn die höchsten Kuppen sind schon so fern, daß sie mit dem Blau des Himmels in Eins verschwimmen. Nach den beiden anderen Richtungen aber, nach West und Süd, steht dem Blick der „Welyki Lys", der ungeheure Bergwald, welcher Galizien von Ungarn scheidet, tiefgrau, düster, das Herz beklemmend

durch seine unsägliche Einförmigkeit. Es gibt keinen Ort im Anland der Karpathen, der gleichen Wechsel der Landschaftsbilder bietet.

Aber auch in anderer Hinsicht ist das Dorf Zulawce einzig; die Verhältnisse sind geordnet, wie im Flachlande, die Leute jedoch zeigen bereits Sitte und Eigenart der Bergbewohner, der „Huzulen". Dieses eigenthümliche Völklein wird gewöhnlich, der gemeinsamen Sprache wegen, den Ruthenen beigezählt, aber Ursprung und Lebensbedingungen sind verschieden und darum auch Typus, Brauch und Charakter. Der Huzule ist ein Mischling, in dessen Adern sich das slavische Blut des Ruthenen und das mongolische des Uzen vereint hat; an das erstere mahnt die Sprache, an das letztere der Volksname und die kühntrotzige Art, welche sich unter dem Schein kühler Gemessenheit birgt, aber plötzlich emporlodert, wie der Hekla die Schneedecke durchbricht. Der Ruthene der Ebene hingegen ist ein reinblütiger Slave, darum ist er fleißig, zäh und geduldig, schwer entflammt, dann jedoch stetig fortlodernd. Aber diesen Tugenden stehen auch böse Laster entgegen: dumpfe, stumpfe Rohheit und tiefste Demuth, welche den Unterworfenen das Haupt tiefer beugen läßt, als er muß. Freilich hat äußeres Ungemach die schlimmen Triebe dieser Volksseele gemehrt: der Ruthene war durch Jahrhunderte der Leibeigene, durch Jahrzehnte der Unterthan des polnischen Schlachzizen, völlig rechtlos, nicht einmal im Leben geschützt, geschweige denn

im Besitz, ohne jegliche geistige Unterweisung, bei unerquicklicher geistlicher Führung. Nur dieses Letzte waltete auch bei den Huzulen; im Uebrigen lebten sie frei in ihren Bergen, keinem Adeligen, keinem Vogt der Krone unterthan. Kümmerlich genug fristet sich das Leben im Bergwald: das Schaf gibt Milch und Käse, der harte Boden nur etwas Hafer für kaum genießbares Brot; wer Braten essen will, muß vorher sein Leben einsetzen, den Bären zu erlegen. Noch heute gibt es da Einschichten, wo Niemand im Leben einen Gulden gesehen. Darum kam auch Niemand hinauf, die Steuer zu holen, und der Adel blieb im Thale, wo es fette Aecker und geduldige Sklaven gab. „In diesem Gebirge sind nur Bären zu finden und wilde Menschen, so man Uzels nennt“, hat im siebzehnten Jahrhundert ein deutscher Reisender geschrieben, er könnte es gestern berichtet haben. Nur mit dem Bären theilt der Huzule die Herrschaft dieser Berge; auch seine Freiheit ist im Grunde nur die Freiheit des Bären — aber Freiheit ist's doch! So ist die Kluft zwischen dem Ruthenen der Berge und jenem der Ebene breit und tief gerissen; hier zahme geknechtete Ackerbauern, dort freie Jäger und Hirten . . . .

„Der Falke erträgt keinen Käfig, der Huzule keine Knechtschaft“, geht das Sprichwort in den Bergen. In Zulawce schien das Wort Lügen gestraft, aber es bewährte sich auch da. Die Bauern des Dorfes trieben Ackerbau,

gingen zur Kirche, lieferten den Zehenten und leisteten die Frohnde, aber Huzulen blieben sie doch, Vettern der Bärenjäger im „Welyki Lys". Sie vergaßen nie, daß sie auch Menschen seien, ordneten ihre Angelegenheiten selbständig, und waren jeden Augenblick bereit, eine Ungerechtigkeit mit der Flinte und dem Handbeil abzuwehren. Das wußte der Besitzer des Dorfes, der alte Graf Henryk Borecki, und fügte sich seufzend darein, die Bauern von Zulawce anders zu behandeln, als jene auf seinen größeren Besitzungen im Flachland. Er war auch hier kein milder, aber ein kluger Herr. Und weil er als leidenschaftlicher Jäger den Sommer regelmäßig an dieser Grenze des Urwalds zuzubringen pflegte, so kam es bei seinen Lebzeiten zwar zu unzähligen Reibungen, aber zu keinem offenen Streite.

Nachdem er gestorben, gestalteten sich die Dinge allmählig schlimmer. Sein Sohn, Graf Georg Borecki, ließ sich nie im Lande blicken, er wohnte in Paris. Es war dies ein fleißiger, thatkräftiger Cavalier, welcher sich gründlichen Studien über das junge Frankreich widmete, so weit es weiblichen Geschlechts war und bei Mabille tanzte. Seiner Güter dachte er nur, wenn er Geld brauchte, aber darum dachte er ihrer so oft, wie der eifrigste Landwirth. Mit seinen Verwaltern in Podolien stand er in lebhaftem Briefwechsel: er forderte Geld, und kam es nicht, so drohte er mit Entlassung. Die Herren Mandatare hatten einen schweren Stand, aber weil getheiltes Leid halbes Leid ist,

so erpreßten sie den Bauern ihren letzten Heller und blieben auf ihren Posten. Auch der Mandatar von Zulawce, Herr Severin Gonta, hätte vielleicht gerne dasselbe Recept gebraucht. Aber weil er zwanzig Jahre im Dorfe weilte und die Leute, ihre Fäuste und Flinten kannte, darum ließ er lieber die gräflichen Wälder gewaltig lichten und schickte den Erlös nach Paris, ehe er den Unterthanen an ihr Bischen Besitz zu greifen wagte. Leider gerieth inzwischen Graf Georg immer tiefer in seine Studien und erweiterte seinen Bekanntenkreis, indem er zu dem Adel und den Grisetten auch die Wucherer fügte. Und so erhielt Herr Severin eines Tages ein kurzes Schreiben: „Entweder schickst Du jährlich um tausend Gulden mehr — oder Du kannst zum Teufel gehen". Herr Severin überlegte nicht lange. Der Wald war schon so stark gelichtet, daß man mit der schärfsten Brille keinen Baum mehr gewahren konnte, und schöner als die schönste Versorgung sind gesunde Glieder. Der Mandatar ging nicht zum Teufel, aber in den Ruhestand nach Lemberg. An seine Stelle kam der bisherige Secretär des Grafen in Paris, Herr Wenzel Hajek.

Herr Wenzel war damals — im Jahre 1835 — ein Mann von achtundzwanzig Jahren, hatte aber bereits Mancherlei erlebt. Wie schon der Name verräth, war er ein Enkel des Huß und Ziska und trat daher früh in die Dienste der k. k. geheimen Polizei. Nachdem er in Italien als Spion Treffliches geleistet, das Französische perfect

erlernt und einem Hofrath in Mailand eine Geldcassette gestohlen, wurde er in Würdigung dieser drei Thatsachen nicht als Dieb eingesperrt, sondern als Agent von Metternich nach Paris geschickt. Auch dort lieferte er verdienstliche Berichte über die Emigration, indem er sich in ihre Kreise drängte und durch listige Fragen Alles erkundete. Leider war er eine dankbare Seele, welche sich dadurch verpflichtet fühlte, den Emigranten auch ihre Fragen zu beantworten. Anfangs lohnte sich die gute That, und in seine Tasche floß doppelter Sold, aber bald hatten ihn beide Parteien durchschaut und setzten ihn vor die Thür. Herr Hajek, eine elastische Natur, wendete nun der Politik für immer den Rücken und wurde Vermittler für mehr oder minder schmutzige Geschäfte; die reinlichsten darunter waren noch jene, die er zwischen Cavalieren und Wucherern zu Stande brachte. In dieser Eigenschaft wurde er dem Grafen Georg bekannt und bald so unentbehrlich, daß dieser ihn zu seinem Secretär machte. Nun hätte Wenzel wieder in tausend Freuden leben können, wenn er nicht leider ein so idealer Mensch gewesen wäre. Sein Ideal war eine ansehnliche Rente und so betrog er seinen Herrn auf Schritt und Tritt. Graf Georg war ohnmächtig gegen den Menschen, der um alle seine Geheimnisse wußte, und so schickte er ihn zwar aus Paris fort, aber als Verwalter nach Zulawce. „Wenn er mir nur meine Gelder eintreibt!“ dachte der edle Mann. „Was er den Bauern für sich erpreßt, geht nicht aus

meiner Tasche!" Und dann machte er sich wieder, so fleißig, als nur je vorher, an seine Studien.

Es war an einem Maitage des Jahres 1835, als Herr Wenzel Hajek in Zulawce seinen Einzug hielt. Die junge Frühlingspracht der schönen, stolzen Berglandschaft machte vielleicht keinen tiefen Eindruck auf ihn, sicherlich aber die Schaar der Bauern, welche ihn am Eingange des Ortes empfing. Mit Staunen blickte er auf diese hünenhaften Reiter mit den kühnen Falkenaugen. Sie waren allesammt festlich gekleidet; den hohen, schwarzen, federgeschmückten Filzhut auf dem haarumstarrten Haupte, braune wollene Reitröcke, dunkelrothe Beinkleider, schwarze Sandalen; und wie angewachsen saßen sie auf ihren kleinen unruhigen Pferden. Denn die Huzulen sind das einzige Reitervolk der Erde, welches in den Bergen haust, und unter den Nordslaven sind sie die Einzigen, welche Waffen führen: die Flinte über dem Rücken, die Pistole im Gurt, das blanke Beil am Arme. Dieser reisige Schmuck machte Herrn Wenzel erbleichen, als der Wagen hielt und die bewaffnete Schaar ihn umringte. Er hatte beschlossen, beim Einzuge huldvoll zu lächeln, und führte dieses Vorhaben aus, aber es kostete ihn schwere Mühe.

Nur einer der Bauern entblößte sein Haupt zum Gruße, ein Greis mit milchweißem Haar, von riesigem Wuchse, das kühne Antlitz stolz erhoben. Dicht am Wagenschlage parirte er sein Pferd, und die hellen,

gebieterischen Augen musterten mit durchdringendem Blicke die Züge des Verwalters. Das war der Richter Stefan Woronka. „Neuer Mandatar!“ sprach er, „unser Herr sendet Dich, sei uns darum gegrüßt! Du kommst von fern und kennst uns nicht. Darum sage ich Dir: wir Männer von Zulawce thun die Pflicht gegen den Herrn und wollen, daß er die Pflicht gegen uns thue. Nicht mehr, nicht weniger! Sei gegrüßt!“

Herr Wenzel hatte die Anrede verstanden. Denn ein slavischer Dialekt war ja auch seine Muttersprache gewesen und er hatte auf der langen, mühevollen Reise durch Galizien Gelegenheit gehabt, das Ruthenische halb und halb zu erlernen. Aber nicht blos den Wortlaut, auch den Geist der Anrede hatte er verstanden und richtete darnach seine Antwort ein. „Ich werde gerecht sein!“ erwiderte er. „Nicht mehr, nicht weniger! Seid gegrüßt!“

Der Richter schwang den Hut. „Urrahah!“ scholl darauf kurz, gellend aus zweihundert Kehlen der Ruf. Dann eine Salve aus den Pistolen und wieder das gellende „Urrahah!“ Mit diesem Jubelruf, der wie Kriegsgeschrei klang, zogen Wagen und Reiter zur Schänke.

Dort, auf dem freien Platze vor dem Hause, rings um die mächtige Dorflinde geschaart, standen die übrigen Bewohner von Zulawce, Greise und Bursche, Weiber und Kinder, Alle in Festtracht. Als der Wagen hielt und Herr Hajek, noch immer huldvoll lächelnd, vom Wagen

sprang, trat ihm zunächst der Pope des Dorfes entgegen und verneigte sich tief. Se. Hochwürden Herr Martin Sustenkowicz waren ein braver, loyaler Mann, hatten sich auch fest vorgenommen, dieser Loyalität in einer wohlgesetzten Rede Ausdruck zu geben, aber es kam nun doch nicht dazu. Denn erstens waren Se. Hochwürden stark angeheitert, und dann erwiderte Herr Hajek zwar die tiefe Verbeugung des Priesters, die in Folge einiger Unsicherheit in den Füßen noch viel tiefer ausfiel, als sie geplant war, sehr gnädig, wendete sich dann jedoch sofort einem alten Mütterchen zu, das Brod und Salz bot.

Lächelnd würgte er einen großen Bissen des Haferbrotes hinab und gab dann dem Schänker Avrumko in einem Flüstertone, den man auf hundert Schritte hören konnte, den Auftrag, zwei Fässer Schnaps herbeizurollen.

Er war sehr verblüfft, als der Richter mit abwehrender Miene auf ihn zutrat. „Verzeih', Herr Mandatar“, sagte der Greis, „aber dergleichen ist in der Ebene üblich, bei uns nicht! Wir Männer von Zulawce trinken zwar gerne Schnaps, aber nur dann, wenn wir ihn selbst bezahlen!“

Einen Augenblick zuckte es im Antlitz des Mandatars, dann lächelte er noch viel huldvoller. „Aber lieben Leute“, sprach er, „ich vertrete ja unseren gnädigsten Herrn, den Grafen Georg. Er ist Euer Väterchen, Ihr seid seine Kindlein! Darf der Vater nicht seine Kinder beschenken?“

Der alte Richter schüttelte den Kopf. „Verzeih',

Herr", erwiderte er, „aber das sind wieder nur so Reden, wie man sie in der Ebene hört! Wir sind, mit Verlaub, keine Kinder, der junge Graf kein Vater, wir sind Bauern, er der Gutsherr, wir fordern unser Recht, thun unsere Pflicht, das ist Alles!"

„Aber, guter Herr Richter, Ihr müßt doch . . ."

„Verzeih', Herr", wiederholte Stefan zum dritten Male. „Aber das ist wieder eine Rede, wie in der Ebene. Dort sagt man „Ihr", hier aber „Du!" Und ob ich ein guter Richter bin, weißt Du ja auch noch nicht. Also, noch einmal, für Deinen Schnaps danken wir! Aber auf unsere Kosten wollen wir ihn zu Ehren des Grafen trinken!"

Er winkte dem Schänker, der Trank wurde in großen Kannen gebracht, sie lagerten sich im Kreise und begannen zu zechen. Herr Hajek besann sich einen Augenblick, was nun zu thun sei, dann lächelte er wieder sehr gnädig, begann unter den Zechenden umherzugehen und sprach Den und Jenen an. Je länger er dies that, desto süßlicher wurde sein Lächeln, desto finsterer sein Herz. Die stolzen, hageren Männer mit den kecken Augen machten ihm bange. Und diese Waffen! Jeder dieser „Unterthanen", wie der galizische Bauer damals in der Amtssprache hieß, trug ein kleines Arsenal auf dem Leibe.

„Wozu die Pistolen?" fragte er den Richter.

„Zur Pracht und für den Nothfall!" war die Antwort.

Der Mandatar lächelte. „Für den Nothfall?" fragte er, harmlos wie ein neugieriges Kind. „Was soll das heißen?"

„Das kannst Du bei Gelegenheit erfahren!" erwiderte der alte Stefan finster und wandte sich ab.

Hajek zuckte zusammen. Aber er faßte sich rasch und ließ seinen Blick wieder mit dem Ausdruck herzlichsten Wohlwollens über die Zechenden schweifen. Sie schienen sich nicht um ihn zu bekümmern, nur Einer, ein hagerer Mann mit rothem, zottigem Haar, starrte ihn mit unverhohlener Feindseligkeit an.

Der Mandatar trat auf ihn zu. „Lieber Nachbar", fragte er herzlich, „wie heißest Du?"

„Der Teufel ist Dein Nachbar", erwiderte der Mann grimmig. „Uebrigens heiße ich Schymko Trudak, der ‚rothe Schymko'. Aber was geht's Dich an?"

„Nun, weil ich ja jetzt auch zum Dorfe gehöre!" sagte Herr Wenzel, noch immer freundlich. Aber die Lust, sich populär zu machen, war ihm nachgerade doch vergangen und unsicher irrte sein Blick über die Menge hin.

Da fiel ihm ein Mann in's Auge, der unbewaffnet war und auch sonst verschieden von den Anderen. Gleichfalls ein Prachtmensch, schön und stark, aber mit sanftem Antlitz, blondhaarig, blauäugig, wohlbeleibt. Er trug einen weißen, mit bunter Wolle ausgestickten Pelzrock, eine schwarze Pelzmütze, hohe Stiefel: die Festtracht des podolischen

Bauers. Hajek trat auf ihn zu. Der junge Bauer zog demüthig die Mütze und neigte das Haupt.

„Wie heißest Du?“

„Taras Barabola!“

„Wohnst Du hier?“

„Ja!“

„Doch nicht als Knecht?“

„Nein!“ Und so demüthig, als hätte er die Frage bejahen müssen, fügte der junge Bauer hinzu: „Ich besitze den zweitgrößten Hof des Dorfes!“

„Aber Du stammst aus der Ebene?“

„Ja — aus Ridowa“.

„Warum hast Du Dich gerade hier angesiedelt?“

„Aus Liebe“, sagte der Bauer erröthend. „Das heißt, ich habe eine Erbtochter geheirathet“.

„Und wie gefallen Dir die Leute im Dorfe?“

Der junge Mann erröthete wieder. „Andere Menschen als in meiner Heimath“, antwortete er, „aber auch brave Menschen“.

„Ich wollte, sie wären Alle wie Du!“ sagte der Mandatar und ging mit freundlichem Gruße weiter. Dieser Wunsch kam ihm aus dem Herzen. Demüthige Leute, ohne Waffen „für den Nothfall“, wären ihm gewiß viel lieber gewesen.

Als er mehrere Stunden später aus dem Fenster seines Schlafzimmers im Jagdcastell auf der Höhe das

Dorf überblickte, maß er mit sonderbarem Lächeln die Dicke des Gemäuers, an dem er lehnte. „Wer weiß, wozu diese solide Bauart gut ist!“ murmelte er. „Aber das wäre, wenn es zum Schlimmsten käme, ein schwacher Trost, und Dich, Sohn meiner Mutter, will ich nicht belügen. Du bist kein Held und wirst Dich wohl hüten, Dein theures Leben in Gefahr zu bringen. Das trotzige Pack soll erfahren, was ein „Unterthan“ ist, aber das muß ja nicht schon heute oder morgen geschehen! Brauche Deinen Verstand, mein Junge, brauche Deinen Verstand! . . .“

Zweites Capitel.

Die nächsten Wochen verstrichen ruhig. Die Leute leisteten der Herrschaft die Robot in hergebrachter Weise; der Mandatar schien sich wenig darum zu kümmern. Er war oft tagelang in der Kreisstadt oder in den Dörfern der Umgegend, wo er mit den Officieren zechte und spielte. Die Bauern sahen ihn selten, sprachen aber um so häufiger von ihm. Während am Tage seines Einzugs das feindselige Urtheil feststand: „Der neue Büttel des Herrn ist ein Duckmäuser, aber wir lassen uns durch diese Heuchelei nicht täuschen!", besserte sich nun zusehends die Stimmung. Zwar beharrten Viele, der alte Richter an der Spitze, in trotzigem Mißtrauen, aber daneben machten sich, von Woche zu Woche an Zahl und Einfluß wachsend, mildere Stimmen geltend: „Seien wir gerecht, er hat uns ja bisher nichts gethan!" Wurden diese Sanftmüthigen von den Anderen verhöhnt, so erwiderten sie unwillig: „Taras denkt wie wir, also kann unsere Meinung weder unsinnig, noch schlecht sein!" Das war in der That ein Grund, dem auch die Gegner wenig entgegenzusetzen wußten, nur Stephan

Woronka pflegte heftig zu erwidern: „Es ist unglaublich! Wer hätte sich träumen lassen, daß dieses Lamm der Ebene jemals uns Bären der Berge beherrschen würde? Aber sehet zu, welche Freuden Ihr dabei erlebet!“

Er hatte nicht Unrecht; der Einfluß, den sich der junge Fremdling im Dorfe erworben, war wirklich ein tiefgehender und mußte jedem, der die Art dieser Männer kannte, fast unglaublich erscheinen. Aber dieses Wunder war auch nur durch einen seltenen Zauber möglich geworden, den Zauber eines unendlich guten und zugleich unendlich starken Herzens, welches im Kampfe mit widrigen Schicksalen, die tausend Andere verderbt und verbittert hätten, nur immer edler und tapferer geworden!

Taras Barabola war im Dorfe Ridowa bei Barnow geboren, der Sohn einer armen Magd, deren Verlobter als Rekrut fortgezogen und Soldat geblieben, weil ihm der bunte Rock und die fröhliche Kriegszeit besser behagten, als das Tagelöhnern in der Heimath. Unter Kummer und Thränen zog die Verlassene ihr Kind auf und neben der Noth stand auch die Schmach an seiner Wiege. Denn der podolische Bauer denkt nicht leichtfertig über solche Verirrungen, ja oftmals so streng, daß sich das Gefühl der Menschlichkeit dagegen auflehnt. Die unglückliche Magd mußte lange suchen, bis sich eine barmherzige Bäuerin fand, welche sie und ihr Kind aufnahm, und der kleine Taras hatte viele Püffe und Scheltworte zu ertragen, weil sein Vater ein

leichtfertiger Bursche gewesen. Den armen, verschüchterten Wurm zu schimpfen und zu schlagen, erschien den Leuten von Ridowa als das passendste Mittel, die eigene Tugend zu beweisen und die Sünde in ihrer Mitte zu bekämpfen. Sie hätten sich nicht beklagen dürfen, wenn sie auf diese Weise in dem Jungen einen Verderber und Verbrecher großgezogen hätten, die Schmach und Zuchtruthe seines Dorfes. Mit Taras fügte es sich anders, weil ihm sein Geschick in aller Trübsal ein großes Glück gegönnt hatte. Im Busen der armen Magd, die ihn geboren, schlug ein heldenmüthiges Herz. Wenn er, ein Büblein von fünf Jahren, mit seiner Mutter zur Messe in die Kirche kam und, während sie demüthig an der Thür stehen blieb, nach Kinderart neugierig vorwärts, dem Altare zu, drängte und darauf vom Küster zurückgeschleudert wurde, als beflecke sein Hauch den heiligen Raum; wenn er sich den anderen spielenden Kindern auf der Straße gesellen wollte und von ihnen mit Fäusten oder Steinwürfen abgewehrt wurde, als wäre er ein unreines Thier, und wenn darauf dieses arme, gehetzte Kind weinend an das einzige Herz flüchtete, welches ihm eine Zufluchtsstätte war — da gab dieses Herz der armen Dulderin Worte ein, so edel und klug zugleich, daß man an göttliche Eingebung hätte glauben mögen, wenn nicht die Mutterliebe an sich herrlich genug wäre, um auch dies zu erklären. Eine Andere hätte vielleicht wehleidig in ihres Kindes Klagen eingestimmt, hätte, es zu trösten, mit ihm Welt und

Menschen verwünscht, hätte ihm im Herzen das Zagen, die Rachsucht großgezogen! Sie aber — wohl weinte sie bitter, und selten mag eines Kindes Haupt so von Mutterthränen bethaut worden sein, wie das seine — aber dazwischen mahnte sie feierlich: „Taras! Werde nicht schlecht! Hasse die Menschen nicht, obwohl sie ungütig gegen Dich sind, denn — sie thun Dir kein Unrecht! Nein, mein Kind, Du büßest nur dafür, weil Dein Vater und ich, weil Deine Eltern sich an ihnen versündigt; sie hassen Dich, weil sie glauben, daß Du so werden wirst, wie einst wir waren! Sieh'! noch bist Du ein Kind, hast weder Gutes noch Schlimmes gethan, die Leute wissen von Dir nichts, als daß Du Deiner Eltern Sohn bist, und darum mißhandeln sie Dich! Aber später, wenn Du zeigen wirst, wie Du selbst bist, dann werden sie Dich darnach behandeln: gut oder schlecht, je nachdem Du selbst es verdienst! Und darum beschwöre ich Dich: thue Keinem Böses, sei gut und gerecht und Alle werden gut zu Dir sein und Dich lieben!"

So schluchzte, so mahnte seine Mutter, und wie jung er auch war, die Worte gruben sich ihm tief in Hirn und Herz. Nicht vergeblich hatte sie, ihr Kind zu retten, das einzige Gut und Glück ihres Lebens auf's Spiel gesetzt: die Liebe dieses Kindes. Die grenzenlose Hingebung, die sie ihm erwies, schützte sie vor der Gefahr, daß sich sein Haß, von den Anderen abgelenkt, auf sie, die Schuldige, für die er büßte, entlade; Taras fuhr fort, seine Mutter zu

lieben, und als sie auf seine Frage, wodurch sie sich denn eigentlich an der ganzen Gemeinde versündigt, erwiderte, er könne dies erst weit später erfahren, da grübelte er darüber nicht weiter nach. Um so stärker aber klang jene Mahnung in ihm fort und der Keim zu der merkwürdigen Entwicklung seines Wesens ward dadurch gelegt, daß er in einem Alter, wo andere Kinder nur an Spiel und Essen denken, angeleitet wurde, die Welt für gerecht zu halten und stets nur von der eigenen That Lohn oder Strafe zu erwarten. So ertrug er denn das Schlechte ohne Grimm, aber auch, weil er ja nicht für sich büßte, ohne Demuth, und als er, zehn Jahre alt, zum Gänsehirten des Dorfes gewählt wurde, freilich gegen den Einspruch Vieler und wohl nur deshalb, weil sich sonst kein tauglicher Junge dafür fand, da brannte sein Herz vor Begierde, sich die Zufriedenheit Aller zu erwerben. Und weil er seine ganze Kraft daran wandte, darum erreichte er auch dieses Ziel, allerdings zum besten Theil in Folge eines furchtbaren Erlebnisses, welches etwa ein Jahr später über ihn kam und das junge Gemüth in seinen tiefsten Tiefen erschütterte.

An einem Herbstmorgen war's; er hatte seine Gänse schon in grauer Frühe, wie gewöhnlich, zur Weide gebracht. Es war dies ein einsamer Anger, in der Mitte erhob sich ein Kreuz, dicht neben einer Quelle; weit und breit war keine Hütte, und nur selten ging ein Mensch über den Feldweg, welcher die Wiese durchschnitt. Am Fuße des

Kreuzes, auf dem Stein an der Quelle, pflegte der Knabe zu verweilen. So war es auch an jenem Tage, fröhlich aß er von dem Brote, welches ihm die Mutter mitgegeben, und blies zwischendurch auf der Rohrpfeife, die er sich selbst geschnitten.

Da hörte er plötzlich schwere Schritte, und als er sich umwandte, erschrak er heftig; der da herankam, war ein mürrischer, boshafter Greis, Waleri Kostarenko, weitaus der Schlimmste unter jenen, die ihn quälten. „Hinweg, Hundsblut!“ pflegte er ihm zuzurufen, wenn er an seinem Hofe vorüberging; beeilte sich der Knabe nicht, so pfiff der Alte seinen Hunden, ihn zu hetzen, und als er ihn einst im Spiel mit seinem Enkel überraschte, da hieb er ihn so wund, daß sich der Aermste kaum heimschleppen konnte. Nicht aus Sittlichkeit verfolgte er ihn so, sondern — wie er überhaupt ein erzschlechter Mensch war — aus einem ekeln Grunde: er hatte der Mutter des Taras, da sie noch als Magd auf seinem Hofe diente, vergeblich nachgestellt, und darum höhnte er sie auf's Blut, nachdem sie zu Falle gekommen, und quälte ihr Kind. Taras wich ihm aus, wo er konnte, und gar an jenem Morgen begann er, kaum daß er seinen Quäler erkannt, über Feld zu laufen, als wären dessen Hunde hinter ihm her. Denn wenn er schon sonst allen Grund hatte, vor Waleri zu fliehen, umsomehr an dieser einsamen Stelle, wo ihn Niemand aus seiner Hand hätte erretten können, und in seinem gegenwärtigen

Zustande; denn trotz aller Angst hatte er wohl bemerkt, wie unsicher sein Schritt war. Der Alte hatte offenbar den Sonntag über bei der Kirchweih in Solince gezecht und ging nun, nachdem er den ersten Rausch in der Schänke ausgeschlafen, nach Ridowa heim.

„Kröte!“ rief er ihm nach, „ich fange Dich doch!“ — und versuchte es, den Knaben einzuholen. Dieser aber lief noch stärker, und da änderte er den Ton. „O weh!“ schrie er plötzlich auf, „ich habe mir den Fuß verstaucht! . . . Taras, hab' Erbarmen, komm' her, führ' mich zum Steine dort!“

Der Hirte blickte um, und als er den Greis wirklich unbeweglich, mit schmerzlich verzerrtem Antlitz stehen sah, regte sich sein Mitleid, er schlich zögernd heran, und endlich, als dieser noch immer in der gleichen Stellung verharrte, bis dicht zu ihm. „Was ist Euch?“ fragte er. „Soll ich Euch stützen?“ Aber da machte Waleri einen Sprung auf ihn zu und umkrallte ihn mit seinen hageren Armen. „Hab' ich Dich?!“ jauchzte er und begann ihn an den Haaren zu zerren und auf den Kopf zu schlagen.

„Jesus!“ schrie Taras auf, „habt Erbarmen!“ Aber der Wüthende hielt ihn mit dem einen Arm an sich gepreßt und hieb mit dem andern auf ihn los, wohin die Faust eben traf. Vergeblich wendete sich der Knabe hin und her, da, endlich, gab ihm die Verzweiflung die Stärke sich loszureißen; er war frei! Der Alte hinter ihm her,

aber nur wenige Schritte. Eine der Gänse war ihm zwischen die Beine gelaufen; er stolperte über das Thier und schlug zur Erde hin, plump und schwer, so daß sein Haupt am Steine neben der Quelle aufschlug. Der Knabe hörte den dumpfen Schall des fallenden Körpers, hörte einen gellenden Aufschrei, aber er hielt nicht an und rannte, so weit ihn die Füße tragen wollten. Erst am Rande des Angers stand er still und blickte zurück. Da sah er den Körper, noch immer regungslos, am Steine hingestreckt. Die Gänse drängten sich um ihn her und gackerten laut mit vorgestreckten Hälsen. Nun hatte er nichts mehr von dem Manne zu befürchten, denn selbst wenn es wieder nur heimtückische Verstellung war und er sich plötzlich erhob, hätte er ihn doch unmöglich einholen können — gleichwohl überfiel den Knaben, während er so stand und schaute, wieder eine wilde Angst und sein Herz fuhr fort, zu hämmern.

„Er ist todt!“ fuhr es ihm wie ein Blitz durch's Hirn, und wie mit unsichtbaren Ketten zog es ihn wieder gegen das Kreuz hin — er wollte nicht, er mußte. . . Auf dreißig Schritte Entfernung mochte er gekommen sein, da entfuhr ihm plötzlich ein furchtbarer Schrei — er hatte das Blut gewahrt, das dem Reglosen über die Stirne zur Erde niederfloß. Nur dieser einzige Laut entfuhr ihm, dann preßte er wieder die Lippen aufeinander und ging langsam, wie sehr ihn das Grauen schüttelte, näher und

näher. Endlich stand er dicht vor dem Alten. Waleri war offenbar bewußtlos, sein Antlitz fahl und unheimlich verzerrt; aus einer breiten, tiefen Stirnwunde quoll das schwärzlich-rothe Blut hervor und rann über das Antlitz und zur Erde nieder . . .

Schwer athmend, wie von einem bösen Zauber gelähmt, stand der Knabe da und Grauen und Ekel war in ihm, wilde Freude und tiefes Mitleid, Hohn und Angstgefühl, Rachedurst und Erbarmen. Aber in diesem furchtbaren Kampfe der jungen Seele siegte doch endlich das Gute. Er dachte seiner Mutter und stürzte zur Quelle und begann den Ohnmächtigen zu begießen. Aber das Blut floß noch stärker. Da riß er einen Aermel aus seinem Hemde, legte ihn zu einer Binde zusammen und drückte sie auf die Wunde. Waleri ächzte auf, aber die Augen blieben geschlossen. „Er stirbt!" dachte Taras wieder, und fuhr fort, das Blut zu stillen, so weit er's vermochte, und schrie dabei aus Leibeskraft um Hülfe.

Ein junger Bauer, des Richters Schwiegersohn, der eben fernab über Feld ritt, hörte den Ruf, weil ihm der Wind den Schall zutrieb, kam eilends herangesprengt, und war starr vor Staunen, als er die Beiden gewahrte, „Was ist geschehen?" rief er, und als es der Hirte fliegenden Athems berichtet, blickte er ihn noch immer staunend an. „Und Du, Taras, Du rettest ihn!", rief er. Dann erst gewann er die Fassung, sich dem Ver-

wundeten zuzuwenden und den Knaben um Hilfe in's Dorf zu entsenden. So sprengte denn Taras zum Richter und kehrte mit diesem, dem Sohne des Waleri und einigen Knechten wieder zurück.

Als sie nun den Verwundeten in's Dorf trugen, blickte der Richter den Knaben starr an und schüttelte den Kopf. „Höre, Taras", sagte er endlich, „wenn der Herr Christus noch lebte, der hätte an Dir eine Freude, auf Ehre, eine große Freude. Das heißt, der Herr Pfarrer sagt ja, daß er noch immer lebt, dann wird er es Dir sicherlich lohnen!" Der Knabe wurde roth, denn er dachte daran, wie hart er erst mit sich hatte kämpfen müssen, und auch der Anderen Lob machte ihn verlegen.

Von dieser Stunde ab schlug die Stimmung gegen ihn gänzlich um, Jeder gab ihm gute Reden und Jene, die schon früher freundlich gegen ihn gewesen, waren nun stolz darauf, daß sie ihn besser beurtheilt. Der alte Waleri genas, er war ihm nicht dankbar und sein Haß währte fort, aber gerade dies bestärkte die gute Gesinnung der Anderen. Besonders freundlich nahm sich der Richter seiner an, er gab ihm die Stelle als Jungknecht in seiner eigenen Wirthschaft, und das Beispiel des ersten Mannes im Dorfe wirkte natürlich auf die Uebrigen. Aber noch wichtiger war der Einfluß jenes Ereignisses auf die innere Entwicklung des Knaben. Bis dahin hatte er seiner Mutter geglaubt, daß man sich Güte durch Gutthat verdienen

könne, nun wußte er es aus eigener Erfahrung. „Ja!" sagte er sich, „auf Gerechtigkeit ist Alles gebaut!" und mühte sich noch mehr, seine Pflichten treulich zu erfüllen. So ward ihm das allgemeine Lob doppelt zum Glücke, denn es giebt ja keine größere Bestärkung im Guten, als wenn man für gut gehalten wird, und dann festigte sich in ihm immer mehr jenes schöne Bild von Welt und Menschen, welches ihm die Mutter eingeprägt. Was früher vielleicht nur kindischer Eigennutz gewesen, ward nun ein Grundzug seines Wesens, er konnte nicht mehr anders, als gut, gerecht und hilfreich sein. Bald durften ihm die Leute mit Grund nachsagen, daß noch kein Jungknecht so brav gewesen, wie er, und als dem Fünfzehnjährigen die Mutter starb, da blieb er nicht verlassen, er hatte so viele Tröster und Helfer, als es Menschen im Dorfe gab. Der Makel seiner Geburt wurde ihm allmälig wie ein Vorzug angerechnet. „Da seht her", pflegte der Richter zu sagen, „dieser Bursche ist ja, mit Respect zu vermelden, eigentlich von der Bank gefallen, steht allein, wie ein Daumen, und könnte so faul und liederlich sein, wie er wollte; es würde ihn Niemand darum züchtigen. Höchstens würde ich ihn zuweilen bei den Ohren nehmen, aber das thäte ihm auch nicht weh. Und nun ist dieser Taras der bravste Junge im Dorfe! Ja, Ihr Leute, aus dem wird noch einmal etwas Großes — denkt an mich! Wenn er zum Militär genommen wird, so bringt er es zum Gefreiten, und wenn

sie ihn nicht assentiren, so wird er Großknecht! Gebt Acht! — ich bin ein kluger Mann und rede nie in den Wind! Was für ein Kerl dieser Taras ist, das wird sich erst zeigen!"

Diese Prophezeiung sollte sich erfüllen, wenn auch vorerst nur in einer Art, welche für den stillen, wackeren Jüngling tief schmerzlich war. Er war kaum achtzehn Jahre alt und Ackerknecht beim Richter, als die kaiserlichen Polizisten einen alten Soldaten ins Dorf brachten, Hritzko Stankiewicz, einen wüsten Menschen mit vermorschtem Leibe und verfaulter Seele. Bettelnd und stehlend hatte er sich aus Italien nach Galizien geschleppt und ward nun zur Versorgung an sein Heimathsdorf Nidowa abgeliefert. Es war der Vater des Taras. Der Richter wollte es mitleidig dem Jüngling verhehlen, aber dieser hatte den Namen oft genug von der Mutter gehört und ging sogleich in den Gemeindekotter, wohin sie den Vagabunden gesperrt. Der verlotterte Mensch erzitterte, als der Sohn vor ihn trat, und fürchtend, daß dieser Rache für die Mutter nehmen würde, leugnete er Alles frech ab und beschimpfte noch die Unglückliche im Grabe. Todtenbleich, zitternd verließ ihn Taras und ging einige Tage im Dorfe umher wie ein geistig Verwirrter.

Am nächsten Sonntag nach dem Kirchgange versammelten sich die Männer der Gemeinde, wie es der uralte Brauch gebietet, unter der Linde, auf dem Platze vor der

Schänke, um die Versorgung des Vagabunden zu berathen. „Ihr Leute", meinte der Richter, „die Sache liegt einfach. Im Dorfe können wir den alten Dieb nicht lassen. Schicken wir ihn also auf unsere Kosten nach Lemberg! Er wird es dort schlimm haben, aber noch weit angenehmer, als er es verdient hat. Das ist das Beste, so wahr ich ein kluger Mann bin!" Die Männer waren einverstanden. „So soll es sein!" riefen sie und erhoben die Rechte zum Zeichen der Zustimmung.

Da trat Taras hervor. Der Jüngling sah übel aus, wie von schwerer Krankheit erstanden. „Ihr Männer!" rief er mit zitternder Stimme und faltete die Hände, „habt Erbarmen mit mir, hört mich!" Aber Thränen erstickten seine Stimme und er sank in die Knie.

„Laß' doch!" riefen ihm die Mitleidigen zu, „es ist nicht Deine Sache. Wie brav Du bist, wissen wir Alle!"

Aber Taras schüttelte den Kopf und nahm seine Kraft zusammen und richtete sich hoch auf. „Es ist doch meine Sache!" rief er, „für meine Mutter stehe ich hier und rede, weil sie nicht mehr reden kann! Es ist mein Vater, auch wenn er es leugnet! Nur ihm hat sie vertraut, weil er ihr Verlobter war, nur ihm und keinem Andern! Schwiege ich in dieser Stunde, es könnte Jemand denken: Sie war doch ein schlechtes Weib, ihr Sohn weiß nicht, wer sein Vater ist! So hört denn: Ich weiß es! und als Sohnespflicht gegen meine Mutter nehme ich es auf mich, für

meinen Vater zu sorgen. Stecket ihn nicht in's Arbeitshaus, er kann nicht mehr arbeiten! Wenn ich ihm gebe, was er braucht, so wird er Euch hier nicht gefährlich sein. Im Namen des barmherzigen Gottes! habet Mitleid mit mir — lasset den Mann hier!"

Als er geendet, war ein langes Schweigen unter den Männern. Endlich sagte der Richter: „Leute! Unser Herz wäre aus Stein, wenn wir „Nein!" sagen wollten. Wir wollen aber kein Geld dabei ersparen und dem Hritzko auch hier geben, was wir in Lemberg für ihn hätten zahlen müssen. Dieser gute Sohn soll seinen Willen haben — Gottes Segen über ihn!"

Acht Jahre lebte der alte Vagabund im Dorfe; es war eine schreckliche Duldenszeit für den Taras. Alle Freuden der Jugend that er ab und mühte sich übermenschlich, um dem Alten zu geben, was er forderte. Sein einziger Lohn für diese Opfer waren wüste Beschimpfungen, höhnische Reden; aber er ermüdete nicht in seinem Liebeswerke. „Meine Mutter hat mehr für mich gethan!" pflegte er zu erwidern, wenn man ihn lobte. „Jetzt sieht man erst, wie gut ein Mensch sein kann!" sagten die Leute in Ridowa, und Andere meinten in derbem Mitleid: „Wenn nur Jemand den Hritzko todtschlüge!" Doch diese Arbeit besorgte schon der Schnaps, langsam, aber gründlich. In seinem sechsundzwanzigsten Jahre war Taras frei.

Der Richter rieth ihm, nun um irgend eine Erbtochter

der Gegend zu werben. „Du verstehst die Wirthschaft ausgezeichnet, bist ein schöner Bursche und, was Deinen Ruf betrifft, so könnte Dir der gnädige Graf Golochowski seine Tochter geben und sagen: „Es ist mir eine Ehre, Herr Taras!“ Also — da wäre zum Beispiel die dicke Marinia, die Tochter des Küsters, oder die schwarze Kasia . . .“

Aber Taras schüttelte das Haupt und die blauen Augen blickten düster. „Hier ist mir das Leben zu schwer geworden“, sagte er, „als daß es mir je wieder leicht werden könnte! Habt tausend Dank für alle Güte, aber ich gehe!“ Und dabei beharrte er trotz allen Zuredens und that sich um einen andern Dienst um.

Es boten sich ihm zwei Plätze als Großknecht: bei Iwan Woronka in Zulawce, dem Bruder des Richters Stefan, und bei einem Pfarrer an der Grenze. Lohn und Arbeit waren dieselben, hier wie dort war er unabhängig und zwar aus dem gleichen Grunde, weil sowohl Iwan als der hochwürdige Herr das Wasser nur gebrannt tranken. Es nützte auch nichts, daß er die Höfe selbst ansah, die Stellen waren wirklich gleich. Da es aber so wenig darauf anzukommen schien, wo er eintrat, so wendete er dasselbe Mittel an, durch welches in seiner Heimath schon so mancher Entschluß zu Stande gekommen ist. Er beschloß, zum Pfarrer zu gehen, wenn es am nächsten Sonntagmorgen regnen würde, und zu Iwan, wenn es heiter wäre. Nun schien am Schicksalstage die Sonne so schön,

wie man nur wünschen mochte, und er begab sich nach Zulawce.

Er hatte anfangs einen schweren Stand im fremden Dorfe. Die Leute bespöttelten seine Tracht und Art und hielten ihn für einen Duckmäuser, weil er keine Waffen trug und von der „Herrschaft", dem Grafen Borecki, mit Ehrfurcht sprach. In Beidem folgte er eben der Gewohnheit, aber diese Neckereien fochten ihn auch wenig an und ernstlichen Kummer machte ihm nur die anvertraute Wirthschaft. Iwan Woronka war alt und müde, und der einzige Spaziergang, den er täglich machte, der Gang zur Schänke, war auch nicht geeignet, größere Ordnung in seine Sachen zu bringen. Sein einziger Sohn war gestorben, und die Tochter, Anusia, hatte sich vergeblich gegen die Verwahrlosung und gegen die Faulheit der Knechte gestemmt. Sie allein segnete schon nach kurzer Zeit die Stunde, wo der neue Großknecht ins Haus gekommen; überall sah man die Spuren seiner Tüchtigkeit, seines ehrlichen Fleißes. „Ein wackerer Bursche", gab auch Iwan zu, klagte aber doch täglich in der Schänke, zuerst mit fester, dann fünf Stunden mit lallender Stimme, daß ihm der feige Duckmäuser über den Kopf wachse. Wie wenig aber diese Bezeichnung auf ihn passe, bewies Taras bald darauf bei einer Bärenjagd, wo er mit eigener Gefahr durch einen trefflichen Kernschuß in nächster Nähe der Bestie dem greisen Richter Stefan das Leben rettete. Dies und seine tüchtige Führung der anvertrauten

Wirthschaft gewannen ihm allmälig auch hier die Herzen. „Du bist doch ein braver Junge, Podolier", sagten ihm die Leute, und binnen Jahresfrist auch hinter seinem Rücken: „Er ist ein ganz trefflicher Mensch!"

Die Anusia sagte das niemals, aber um so öfter dachte sie es. Sie war ein hübsches Mädchen von echtem Huzulenschlag, schlank, üppig und geschmeidig, im braunen Antlitz loderten prächtige Schwarzaugen. In allen Dingen muthig, jäh und leidenschaftlich, ward sie in ihrer aufkeimenden Neigung für den blonden Fremdling zaghaft und scheu. Sie wich ihm gerne aus und besprach nur das Nothwendige. Er merkte dies, schüttelte den Kopf und ward sehr betrübt. Durch diesen Kummer kam er auch erst zu seinem eigenen Erstaunen darüber ins Klare, wie gut ihm eigentlich die Anusia gefalle. Nun klopfte ihm auch das Herz, wenn er mit ihr sprach, und dann ertappte er sich eines Tages, als er über Feld ritt, wie er laut vor sich hinsprach: „Anusia!" Aber da erschrak er auch vor dem Klange der eigenen Stimme und zog sich am Ohre, daß es schmerzte. „Esel!" sagte er laut. „Des Herrn Tochter, welche dich obendrein haßt!" Und dann fügte er sehr philosophisch hinzu: „Das mit der Liebe ist ohnehin nur ein Gerede müßiger Leute. Der Eine trinkt zum Zeitvertreib Schnaps und der Andere verliebt sich!" Er meinte es wirklich so; seine eigene Jugend war bisher so hart und düster gewesen, daß keine Blume darin hatte aufkeimen können.

Nun, man weiß, „das mit der Liebe" ist doch kein bloßes Gerede. Auch Taras sollte dies erkennen. Da ging er an einem schönen Frühlingsmorgen einen engen Fußsteig durch das blühende Getreide, und ihm entgegen kam die Anusia. „Wie weiche ich nur aus?" dachten Beide, und hatten Beide doch nicht den Muth, sich einen Pfad durch die keimende Saat zu bahnen. „Man darf Gottessegen nicht zertreten", murmelte er und schlich zögernd vorwärts. „Es ist meines Vaters Frucht", flüsterte das Mädchen und schlich ihm entgegen.

Endlich standen sie einander dicht gegenüber.

„Warum grüßest Du nicht?" fragte sie zornig.

Er schwieg betreten.

„Und dann", fuhr sie in gleichem Tone fort, „unser Weizen am Pruth steht schlecht".

„Nicht gut", mußte er zugeben, „aber es ist nicht meine Schuld!"

„Vielleicht die meine?"

„Nein, des Regens!"

„So eine Ausrede!" sagte sie heftig. „Es liegt an den Saatkörnern! Du wirst saumselig!"

„Wenn die Herrschaft nicht mehr zufrieden ist, ich kann ja gehen!" Er zitterte. „Oh! wie der Haß in mir kocht!" dachte er.

„Geh! Geh!" rief sie heftig, die Thränen stürzten ihr über die Wangen und — im nächsten Augenblick lagen sie

einander am Herzen und preßten Mund auf Mund. Wie das so schnell geschehen konnte, wußten sie selbst nicht, es soll aber Aehnliches schon einige Male auf Erden vorgekommen sein. . .

Das war eine schöne Stunde da draußen im blühenden Lenzgefild. Zuerst holten die Beiden noch ein wenig nach, was sie bisher so arg versäumt; sie gaben einander nun auch einige freundliche Worte. Dann sprachen sie über ihre Zukunft. „Wir thun, was die Vernunft gebietet", sagte die kluge Anusia. „Du heirathest mich eben. Ich selbst will mit dem Vater reden".

Das that sie auch, aber Iwan Woronka war leider über das, was in diesem Falle die Vernunft gebot, sehr verschiedener Ansicht. Er hatte Tochter und Erbe seinem Bruderssohne Harasim zugesagt, dem Sohne des Stefan. Es war dies ein junger, lustiger Mensch, gegen den sich nichts Triftiges einwenden ließ, außer etwa seine affenartige Häßlichkeit und daß er ein ganz verdammter Lump und Säufer war. Aber Iwan meinte: „Schönheit ist keine Tugend und Trinken keine Sünde!" Und dann setzte er den Taras vor die Thür.

Der arme Knecht ging, ohne Abschied von seinem Mädchen zu nehmen, ohne zu hinterlassen, wohin er sich wenden wolle. Diese Entsagung kostete ihn einen harten Kampf, aber er kannte die leidenschaftliche Art der Anusia und wollte gegen seinen Herrn ehrlich bleiben für und für.

Es sollte ihm dies aber doch noch viel schwerer werden, als er es damals ohnehin schon empfand.

. . . Es war zwei Monate später, eine schöne, klare Hochsommernacht; der Mond spann sein Lichtnetz über die Haide und ließ den armseligen, mit altem Blech beschlagenen Thurm des Schlosses von Hankowce zauberhaft erglänzen, wie eine Säule aus Silber. In diesem Schlosse hatte Taras bei dem Baron Alfred Zborowski Dienste genommen als Kutscher und Pferdeknecht. Aber er schlief nicht im Stalle, sondern draußen auf der Haide, dort, wo ein Häuflein Gold mitten im vielen Silber leuchtete; an einem Wachtfeuer lag er und die Rosse grasten um ihn.

Die Nacht war kühl, aber dem armen Burschen war es recht schwül um's Herz, während er so in das verknisternde Feuer starrte und dabei der fernen Geliebten gedachte. Da scholl Hufschlag durch die nächtige Stille; ein Reiter kam herangesprengt, näher und näher; ein fliegendes Gewand ward sichtbar und flatternde Zöpfe . . .

„Jesus!“ schrie der Bursche auf und sprang zitternd empor. „Du bist es, Anusia!“

„Taras!“

Sie sprang vom Pferde und in die Arme des Geliebten. „Hier bin ich, hier bleib' ich! Zehn Meilen bin ich geritten, gestern und heute! Vor drei Tagen hat mir Jacek, der Spielmann, verrathen, wo Du bist. Ich gehe nicht wieder zum Vater — ohne Dich! Und willst Du

nicht mit mir gehen, so bleibe ich hier. Ich kann nicht leben ohne Dich und ich will nicht. Hörst Du? — ich will nicht! Ich will glücklich sein! . . ."

So stammelte, jauchzte, weinte sie an seinem Halse. Dann glitt sie an ihm nieder und umklammerte seine Kniee. Bebend stand Taras da; ihm war's, als stände er mitten in einem Flusse, und als müßten die Wogen im nächsten Augenblick zusammenschlagen über seinem Haupte. Er ballte die Fäuste, daß ihm die Nägel schmerzhaft in's Fleisch schnitten, er preßte die Zähne zusammen, daß sie knirschten, und drückte die Augen zu. So stand er einige Secunden schwer athmend da, dann überlief ein Zittern seinen Körper, er schlug die Augen auf und hob die Knieende empor.

„Anusia!" sagte er fest und mild. „Ich liebe Dich mehr als mich! Und darum sage ich Dir: ich werde Dich morgen zurückgeleiten, bis an den Pruth, bis wir Deines Vaters Haus sehen. Dann werde ich umkehren. Heute aber" — er athmete schwer und sprach mühsam weiter — „heute führe ich Dich in's Dorf, zu einer alten Witwe; sie wird Dir ein Lager geben für diese Nacht".

Das Mädchen starrte ihn mit wirrem Blicke an. Sie strich sich über die Stirne, einmal, zweimal. „Ich verstehe Dich nicht", sagte sie leise, „ich verstehe Dich nicht! Du stößst mich von Dir?"

„Nein!" rief er. „Aber ich will Dich nicht hinabreißen in Schimpf und Schande! Wenn Du hier bleibst, heute,

morgen — Anusia, Du wirst Magd werden im Dorfe, wo ich Knecht bin. Wir werden Noth leiden; was läge daran! Aber das Heirathen wird unmöglich sein, so lange Dein Vater lebt, der Pfarrer fordert seine Einwilligung. Du wirst meine — meine Geliebte sein!" . . .

Sie richtete sich hoch auf und blickte ihn stolz an. „Ich bin eine Jungfrau, und kein sündiger Hauch hat mich angeweht. Wenn es mir genug ist, nur Deine Geliebte —"

„Du!" schrie er gellend auf. „Was verstehst Du davon! Du bist ein ehelich Kind! Ich aber — ach meine Mutter! . . . Geh! geh!" Es klang wie ein Schrei der Verzweiflung. Dann faßte er sich mühsam. „Ich kann nicht anders, Mädchen! Gott erbarme sich meiner, ich kann nicht anders. Die Frau, zu der ich Dich geleiten will, wohnt neben der Kirche, die Witwe des Küsters, Anna Paulicz. Komm!"

Sie hatte wol von diesen letzten Worten nichts verstanden. Langsam schlich sie auf ihr Pferd zu, faßte es am Zügel und schwankte mit demselben schleichenden Schritt zu Taras hin.

Dicht vor ihm blieb sie stehen. Ihr Antlitz war fahl, wie das einer Todten; die blutlosen Lippen öffneten sich einmal, zweimal; sie wollte reden und konnte nicht. Endlich brach es in heiserem Geflüster aus ihrer Brust:

„Ich hasse Dich!"

„Anusia!" schrie er auf und taumelte einen Schritt

zurück. Aber ihm erwiderte nur der Hufschlag des Pferdes, der in der Nacht verklang . . .

. . . Die Ernte war gekommen, das Erntefest. Lustig spielten die jüdischen Musikanten auf im Schloßhofe zu Hankowce, und bis in den sinkenden Abend hinein währte das Tanzen, Stampfen und Jubiliren der Schnitter. Der Edelherr und sein Kutscher waren wohl die beiden einzigen Menschen im Dorf, die sich nicht daran freuten, der Eine, weil er allen Meth und Schnaps zahlen mußte, der da getrunken wurde, und der Andere, weil es ihm überhaupt nicht fröhlich um's Herz war.

Lange Wochen waren seit jener bewegten Stunde auf der Haide vergangen, aber die Worte der Geliebten klangen dem armen Taras noch im Ohre; auf Schritt und Tritt hörte er den unheimlichen Flüsterton, mit dem die theure Stimme zuletzt zu ihm geredet. „So ist denn Alles zu Ende!“ murmelte er immer wieder vor sich hin, „was nützt da noch das Nachdenken?“ Gleichwohl mußte er stets von Neuem über das eigene Herz grübeln und jenes böse Wort des Mädchens, und es war ihm ein geringer Trost, daß er sich sagen konnte: „Du hast recht gethan, Taras! Lieber unglücklich, als ein Schurke!“

Ein geringer Trost! — denn dieses Bewußtsein konnte ihm weder die wilde Sehnsucht, noch das Leid aus dem Gemüthe bannen. Und so ging er betrübt seiner Pflicht nach, betrübt und einsam. Er gönnte den Anderen ihre Fröhlichkeit, aber

ihm that sie weh. Darum blieb er auch an jenem Tage draußen im Vorwerk bei seinen Pferden, durchflocht ihre Mähnen mit bunten Bändern und gab sich alle Mühe, von dem Feste so wenig als möglich zu hören. Aber sein Ohr vernahm doch all den Jubel, und durch das Ohr klang er ihm in's wunde Herz hinein. Da schloß der arme Bursche die Thür des Stalles, trat zu dem braunen Hengste hin, der sein Lieblingspferd war, und seufzte sich an seinem Halse recht aus.

Während er so dastand, vernahm er plötzlich eine wohlbekannte Mannesstimme, deren Klang ihm das helle Blut in's Antlitz trieb. Noch wollte er zweifeln, aber da hörte er seinen Namen rufen und gleichzeitig ein Klopfen an der verschlossenen Thür. Hastig richtete er sich empor und öffnete bebenden Herzens. Es war, wie er vermuthet: vor ihm stand Stefan, der alte Richter.

Taras fand kein Wort des Grußes, auch der Greis nickte ihm nur schweigend zu. Er schien tief bekümmert. „Komm!“ sagte er endlich nach einer kurzen, peinlichen Pause.

„Wohin?“ stammelte Taras verlegen.

Dem Richter schien eine Antwort auf diese Frage überflüssig. „Ich bin bereits bei Deinem Herrn gewesen“, sagte er, „er gibt Dich noch heute frei. Deinen Kleidersack kannst Du Dir nachkommen lassen. Mein Wägelchen harrt vor dem Schlosse“.

„Ich kann nicht", erwiderte Taras leise und wendete sich ab.

Stefan nickte, als hätte er keine andere Antwort erwartet. „Du mußt aber doch!" sagte er laut und langsam. „Wir wollen das Mädchen nicht morden, Iwan und ich. Es fällt uns schwer, sie Dir zum Weibe zu geben, denn Du bist ein Habenichts, ein Fremdling und", fügte er seufzend hinzu, „mein Harasim wäre durch ein braves Weib vielleicht noch zu retten gewesen. Gleichviel, wir müssen — und darum mußt auch Du!"

„Sie ist krank?" rief Taras und faßte die Hand des Greises.

„Sehr krank — komm!"

Sie gingen zum Schlosse; Stefan litt es kaum, daß sich Taras von dem Baron verabschiede. Dann ergriff der Greis selbst die Zügel seines Gefährts und peitschte auf die Pferde los, daß das Wägelchen auf der mondbeschienenen Straße wie im Fluge dahinschoß.

„Willst Du mir nicht die Zügel lassen?" bat Taras nach einer Weile.

„Nein!" erwiderte der Richter kurz und schroff. Dann fügte er milder, wie zur Entschuldigung hinzu: „Mich würde die Unruhe tödten, wenn ich so müßig dasäße".

„Sie wird sterben!" rief der junge Mann verzweiflungsvoll.

„Das weiß Gott allein!“ erwiderte der Greis dumpf und leise. „Wir thun eben unsere Pflicht, indem wir Dich herbeiholen. Freilich will sie nichts von Dir wissen, und schwört: wenn Du ihr nahekommst, so wird sie Dich erschießen oder sich.... Was ist zwischen Euch vorgefallen?“ rief er plötzlich laut und drohend.

„Das darf ich nicht sagen!“ erwiderte Taras fest.

Der Richter blickte ihn zornig an, dann aber nickte er wieder. „Ich war ein Thor, daß ich fragte“, murmelte er. „Entweder bist Du sehr schurkisch gegen das arme Mädchen gewesen oder — sehr brav!.... Gleichviel, das geht nur Euch Beide an. Du mußt es mit ihr austragen“.

Das war das letzte Wort, welches er in jener Nacht mit seinem Begleiter sprach. Erst in der rothen Morgenfrühe, als sie den Pferden nothgedrungen kurze Rast gönnen mußten, tauschten sie einige gleichgiltige Worte. Dann fuhren sie wieder den blauen Bergen zu, so rasch die Pferde traben konnten. Aber ehe sie ihr Ziel erreicht, färbte sich jener blaue Duft in tiefes Roth um und endlich in kaltes Grau. Es war schon tiefer Abend, als sie über die Pruthbrücke fuhren und die Dorfstraße empor. Die Luft war still und schwül; am Himmel schiffte langsam schweres Gewölk dahin und verbarg den Mond.

Der Richter hielt an, noch ehe sie das Gehöft des Iwan erreicht. Taras sprang ab. „Ich danke Dir!“

sagte er herzlich und suchte die Hand des Greises zu fassen.

Aber dieser zog sie zurück und schüttelte das Haupt. „Ich zürne Dir nicht", sagte er, „aber verlange nichts von mir, was über Menschenkraft geht! . . . Auch hast Du mir nicht zu danken — heute habe ich Dir die Schuld für jenen rettenden Schuß im Walde abgetragen — unsere Rechnung steht glatt!"

„Ich aber werde Dir ewig dankbar sein!" rief Taras und schritt dann hastig, angehaltenen Athems, dem Gehöfte zu. Als er die Hand an die Thür legen wollte, wurde sie eben rasch von Innen geöffnet. Es war Iwan Woronka.

„Sie lebt?" stammelte Taras.

„Ja! — Aber ach! die Weiber meinen, das Fieber werde sie bald aufzehren! Tritt ein, vorsichtig, sie ahnt Dein Kommen nicht!"

Leise, klopfenden Herzens, trat Taras in die Stube. Sie war matt erhellt, nur mühsam konnte er die Umrisse der theuren Gestalt unterscheiden, die sich bei seinem Nahen langsam vom Lager aufrichtete. „Wer da?" rief die Kranke mit zitternder Stimme. „Wer da?" wiederholte sie gellend.

Aber ehe er noch zu erwidern vermocht, hatte sie ihn erkannt. Ein entsetzlicher Schrei entfuhr ihrer Brust, jählings sprang sie empor und an ihm vorbei in's Freie.

Er stürzte ihr nach. Kaum vermochte er im Dunkel dem matten Schimmer der hellen Gestalt zu folgen, die wenige Schritte vor ihm dahineilte, die Dorfstraße hinab, dem Flusse zu. Sein Haar sträubte sich vor Entsetzen, als er diese Richtung erkannte; seine Glieder waren eine Secunde lang wie gelähmt. Dadurch gewann sie wieder einen Vorsprung, so daß er sie nicht mehr zu erreichen vermochte, wie sehr er auch alle Kraft anspannte. Schon stand sie am Uferrande . . .

„Thu's nicht!" schrie er auf. „Ich geh' und komm' nie wieder!"

Es war zu spät; im nächsten Athemzuge sah er die helle Gestalt auf den Wogen treiben. Kopfüber sprang er ihr nach, tauchte empor, erreichte sie und erhaschte eine Strähne ihres langen braunen Haares. Sie aber versuchte sich loszureißen und wehrte sich heftig, mit einer Kraft, die nur die wilde Verzweiflung einzuflößen vermag, gegen den Griff seiner Hand. So trieben sie neben einander in den raschen, kalten Wogen des Bergflusses dahin. Taras fühlte, wie seine Kraft erlahmte im doppelten Kampfe gegen den Fluß und das Mädchen. Ein fürchterliches Bild zuckte ihm durch's Hirn: er sah sich und die Geliebte als Leichen am Ufer liegen, den alten Stefan über sie Beide gebeugt. Die Todesangst wollte ihn übermannen, aber er ließ die Strähne nicht los und suchte sich mit der Rechten über Wasser zu halten.

Endlich sträubte sie sich nicht mehr; ihr Körper folgte der Richtung, in der er ihn zog; sie war bewußtlos geworden. Da raffte er seine letzte Kraft zusammen und brachte sie an's Ufer.

Nun folgten schwere Tage. Ein hitziges Fieber rüttelte die Glieder der Kranken, und schlimmere Schauer schienen ihr die Seele zu durchwühlen. „Ich sterbe vor Scham", rief sie immer wieder, „ich liebe ihn, ich hasse ihn!" Aber mit der Gewalt des Fiebers linderte sich auch der Krampf des Herzens. Und als sie endlich todesmatt, aber gerettet und bei klarem Bewußtsein dalag, da litt sie es unter seligen Thränen, daß der Geliebte sie umfasse und küsse.

Sie litt es, aber noch erwiderte sie keine seiner Liebkosungen. „Taras!" schluchzte sie. „Du verachtest mich wohl?!"

„Ich?! — o mein Gott!" rief er und bedeckte ihre Hand mit Küssen.

„Du thätest aber Recht daran!" klagte sie. „Nicht blos, weil . . ." ein flammendes Erröthen überflog ihre bleichen Züge. „Aber weißt Du, warum ich mich so gegen Deine Hand gesträubt habe? Ich wußte, daß Du mich nicht lassen würdest, und wollte Dich mit hinabreißen in den Tod. Kannst Du mir auch dies vergeben?"

„Ja!" rief er.

„So wahr Deine Mutter Frieden habe im Grabe?"

„Ja!“

„Dann darf ich Dich wieder küssen!“ jauchzte sie und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Das war ihre Verlobung, und kurz darauf folgte die Hochzeit.

So hatte sich der Fremdling den zweitgrößten Hof des Dorfes erheirathet. Aber Niemand feindete ihn um seines Glückes willen an; auch Harasim schien sich in sein Loos gefügt zu haben. Nur zuweilen hörte man noch ein Neckwort über die Tracht des neuen Großbauern; an das Duzen der Bergbewohner hatte er sich gewöhnt, aber er war nicht zu bewegen, sich huzulisch zu kleiden. Die Leute nahmen es ihm nicht übel, er hatte durch ernstere Proben bewiesen, wie treu er zu seiner neuen Heimat stehe, und wenn sie es sich auch nicht klar gestehen mochten, so ahnten sie doch, welchen heilsamen Einfluß er auf die Zustände des Dorfes zu üben begonnen. Ohne sich vorzudrängen, ohne seine Ansichten voll Eifers zu predigen, war dieser stille, sanfte Fremdling im Laufe der Jahre der einflußreichste Mann, ja geradezu der Reformator der Gemeinde geworden, nicht allein durch seine werkthätige Menschenliebe, sondern auch durch die milde Klugheit seines Wesens.

Schwer genug hatte er sich in die fremde Art gefunden. In den ersten Monaten seines Aufenthaltes war ihm Alles aufgefallen, Alles hatte ihn unerhört gedünkt;

Tracht und Sprechweise, Sitte und Nahrung, die Art der Viehzucht, des Ackerbaus und jeglicher häuslichen Verrichtung. Ein Bauer muß sich bei der Arbeit möglichst frei bewegen können, und diese Männer gingen in straff anliegenden Hosen, in eng anschließenden Leibröcken zum Pflügen oder Dreschen! Wozu? Um recht behindert zu sein und vom Sonnenbrande gehörig zu leiden?! Obendrein waren die Hosen gar noch roth, etwa damit die Stiere eine besondere Freude daran hätten? Dann das lange Bart- und Haupthaar, und erst die Waffen! Es ängstigte ihn um ihretwillen, als er zusah, wie sie mit der Flinte über der Schulter auf die Viehweide gingen und zum Nachbar in's nächste Haus mit dem blitzenden Handbeil am Arme! Wozu, mußte er sich fragen, wozu dieser gefährliche Unsinn unter leidenschaftlichen, leicht erregbaren Menschen?! Und daß sie wirklich von diesem Schlage, bewies ihm ja schon ihre Redeweise! In der Ebene spricht man langsam und in wohlgesetzten Worten, diese Männer aber warfen einander ihre Urtheile und Meinungen nur so an den Kopf, ob es nun eine Beule absetzen mochte oder nicht. Und ebenso jedem Fremden!

Da konnte es freilich kaum weiter verwundern, daß sie jeden dutzten und auch selbst von Niemand eine andere Anrede erwarteten. Aber damit nicht genug! von Tag zu Tag entdeckte er neue, seltsame Dinge. So die Art der Viehzucht! Er begriff sie nicht, sie kamen ihm wie Kinder

vor, die ihren Besitz leichtsinnig verschleudern. Sorglos ließen sie ihre Heerden in's Gebirge treiben, drei, oft fünf Meilen weit, und mondenlang blieben sie droben unter der Obhut einiger halbwüchsiger Bursche. Wozu? — damit auch Bär und Wolf ihre Nahrung fänden? Nun, die holten sich denn auch, was ihnen beliebte, und andere Stücke stürzten in den Felsklüften zu Tode oder verliefen sich im Bergwald! Minder verschieden war die Art des Ackerbaus, aber auch diese gerade fremdartig genug, um ihn staunen zu machen. Die Bespannung, das Pfluggeräth, die Zeiten für das Säen, Ernten und Dreschen, nichts war genau so, wie er es gewöhnt worden!

Eine geringere Natur hätte sich durch Spott über das Fremdartige hinweggeholfen oder leichthin daran gewöhnt. Taras aber begann ernstlich zu grübeln und zu vergleichen und hatte die Freude, Vieles allmälig als minder seltsam oder auch als durchaus vernünftig zu erkennen. Er begriff, daß die Leute von Zulawce den Beginn der verschiedenen Feldarbeiten anders festsetzen mußten, als in der Ebene, weil hier die Witterung eine andere war. Er begriff, daß der podolische Schaufelpflug, welcher breit und dünn ist, nur eben für die schwarze, weiche Erde der Ebene paßte, nicht aber für die vielen steinigen Felder, aus denen fast die Hälfte des Ackergrundes in Zulawce bestand. Die Leute thaten ganz recht, wenn sie für diese Felder ihren starken, schmalen, keilförmigen Pflug benützten; unvernünftig war

es nur, daß sie auch ihre fetten Aecker, welche sich gegen den Pruth hin zur Ebene senkten, gleichfalls mit demselben schwerfälligen Geräth bearbeiteten. Aehnlich hielten sie es mit ihrer Nahrung. Die Podolier können sich von Kornbrod und Rindfleisch nähren, die Huzulen müssen sich auf Haferbrod und Schaffleisch beschränken, und die Leute von Zulawce thaten es ihnen nach, obwohl ihnen die Abwechslung möglich gewesen wäre; denn auf ihren Triften gedieh auch Rinderzucht, auf ihren Aeckern Kornfrucht. Ebenso erklärte sich bezüglich ihrer Kleidung und der Gewohnheit, immer die Waffen mit sich zu führen, das Unvernünftige daraus, weil sie ganz die Art der Bergbewohner beibehalten. Der Huzule darf die Flinte nicht aus der Hand legen, weil er stets der Begegnung mit dem Bären oder dem Räuber gewärtig sein muß; hier war die Ursache verschwunden, aber die Sitte geblieben. Am deutlichsten jedoch zeigte sich diese Mischung von Vernunft und Unsinn in der Art der Viehzucht. Vernünftig war, daß sie, die herrlichen Triften zu nützen, ihre Heerden in's Gebirge trieben und da monatelang frei weiden ließen, aber unsinnig war's, daß sie weder für gedeckte Hürden, noch für gehörige Bewachung vorsorgten. Die Huzulen können dies nicht, weil es ihnen an Arbeitskräften fehlt, aber in Zulawce war wahrlich kein Mangel an Knechten und Tagelöhnern!

So klar es ihm auch war, wie sehr diese Einrichtungen einer Verbesserung bedurften, er täuschte sich doch keinen

Augenblick darüber, daß es unmöglich sein würde, seine neuen Mitbürger etwa durch eifervolle Reden hievon zu überzeugen. Im Gegentheil! es war dies der sicherste Weg, die Trotzigen in ihrer altgewohnten Art zu bestärken und sich selbst in Verruf zu bringen. So hütete er sich denn sorglich vor jedem lauten Tadel, und begnügte sich, durch das Beispiel der eigenen Wirthschaft zu wirken, und durch vorsichtige Rathschläge, die er bei guter Gelegenheit Dem oder Jenem ertheilte. Sein wichtigster Bundesgenosse in diesem stillen Werke war der Eigennutz der Einzelnen, an die er sich wandte; wer sich in dem einen Frühling mit Mühe hatte überreden lassen, auf seinen ebenen Feldern die Probe mit dem Schaufelpflug zu machen, kam im Herbste freiwillig, das Geräth nochmals zu borgen, und im nächsten Frühling kaufte er sich selbst einen solchen Pflug. Aehnlich ging es in allen anderen Dingen; die Leute fingen an, es selbstverständlich zu erachten, daß jeder Heerde die nöthige Bewachung mitgegeben werden müsse, ohne darüber zu grübeln, warum ihnen dies plötzlich nothwendig erscheine, während sie es noch vor fünf Jahren als eine Lächerlichkeit verworfen hätten. Taras aber war wahrlich der Letzte, der sie daran erinnerte, wem der Dank hiefür gebühre. Daß sein Bemühen von Jahr zu Jahr reichere Früchte trage, schien diesem Manne der schönste Lohn.

In einem anderen, weit schwierigeren Werke ward ihm dieser Lohn nur sehr kümmerlich zu Theil, aber eben

darum fuhr er all' die Jahre unermüdet fort, sein Bestes daran zu setzen. Das war sein Kampf gegen jenen kriegerischen Trotz, jenen Hang zur Selbsthilfe, welcher die Männer von Zulawce erfüllte. Geriethen zwei Hausväter in Streit, so zeugte es schon von besonderer Mäßigung, wenn sie dem alten Richter Stefan eine Einmischung gestatteten. Um was immer der Streit gehen mochte, um einen Grenzrain oder eine Henne, er fing fast stets damit an, daß sich der Stärkere mit Gewalt in den Besitz des bestrittenen Gutes setzte. Gelang es dem Gegner, ihn daraus zu vertreiben, oder brachte der Richter einen Vergleich zu Stande, so war es gut; gelang dies nicht, so behielt der Stärkere, was er geraubt, und es war auch gut. Denn einen Proceß zu führen, klang ihnen unerhört, und daß der Kaiser einen Beamten nach Kolomea gesetzt, das Recht zu schützen, schien ihnen unbekannt; sie dünkte es von vornherein ein Unglück, mit den „kaiserlichen Federfuchsern" in Berührung zu kommen. Selbst die Diebe ihres Dorfes bewahrten sie zärtlich vor diesem Schicksal: der Mensch wurde halbtodt geprügelt und durfte dann laufen, so weit er wollte. Und nun erst die Beziehung zum Gutsherrn! Zwischen den Bauern und ihrem Grafen oder vielmehr seinem Mandatar, dem alten Gonta, war offener Krieg; Siegesgeschrei durchhallte das Dorf, wenn es ihnen gelungen, ihm etwas von ihrer Schuldigkeit abzutrotzen, und daß er seinerseits den Spieß einmal umdrehen könnte,

machte ihnen wenig Sorge, davor schützten sie ja ihre Beile und Flinten. Das mußte den Podolier, dem durch seine Schicksale die Gerechtigkeit zur Sonne des Lebens geworden, mit Entsetzen und Abscheu erfüllen. Er begriff diese Menschen nicht, bis ihm klar wurde, daß auch bezüglich ihres Charakters die Erklärung darin zu suchen war, weil sie völlig die Eigenart der Bergbewohner bewahrt, in ihren Tugenden, wie in ihren Lastern.

Je häufiger er in den Bergwald kam, je vertrauter ihm die Huzulen wurden, desto verständlicher wurden ihm auch die Leute seines Dorfes. Was Armuth, was Reichthum ist, weiß man in dieser tannengrünen Wüstenei nicht. So kann die Menschen kein Neid trennen; auf Jedem lastet das Leben gleich schwer; der Mangel, die Kälte, das wilde Gethier sind gemeinsame Feinde für Alle. Jeder hat nur insoferne Werth und Geltung, als er diese Feinde aus eigener Kraft zu besiegen, zu verscheuchen vermag. Daher das Bewußtsein der Gemeinsamkeit und Gleichheit Aller. Während die Leute der Ebene sich nur des Sonntags in der Kirche als Kinder Gottes gleich fühlen, ist ihnen der ganze Bergwald eine solche Kirche, in der sie vor Niemand das Haupt beugen, als vor Dem da droben! Darum setzen sie ihre Worte nicht anders für Den und für Jenen, weil sie ja alle Menschen sich selber und unter einander gleich erachten, darum dutzen sie Jedermann. Die Männer von Zulawce lebten unter anderen Verhältnissen;

sie waren Herren oder Knechte, sie kannten Armuth und Reichthum. Gleichwohl hatten sie die alte Art beinahe ungetrübt erhalten. Ein wenig Neid, ein wenig Respect vor dem Besitz hatten auch bei ihnen Einzug gehalten, aber noch immer fühlten sie sich als Gleiche unter Gleichen, waren zu stolz, irgend einem Menschen die Schleppe zu tragen, und dutzten ihren Herrn, wie ihren Hirten. Die Außenseite war roh, aber der Trieb an sich gut und löblich. Darum war dies das Einzige, wo Taras seine Art aufgab, die ihre annahm, so weit es ihm möglich war; auch er dutzte Jedermann und beanspruchte von Niemand eine andere Anrede.

Aber nicht blos der freie Mannesstolz, auch der Hang zur Selbsthilfe wurzelte leider in diesem Beharren bei den Gewohnheiten der Väter. Der Huzule ist auf die eigene Kraft angewiesen. Wer plötzlich dem Räuber im Bergwald gegenüber steht, muß sich wehren oder zu Grunde gehen. Aber auch in anderen Fällen ist Selbsthilfe nothwendig. Wenn zwei Hausväter am Kamme des Gebirges, fünfundzwanzig Meilen vom Gerichtsort entfernt, über eine Weidetrift in Streit gerathen, was soll der Bedrohte beginnen? Soll er sich an das Kreisamt wenden? Angenommen, daß der arme Mann die Kosten der Reise willig auf sich lädt, so dauert es doch vielleicht ein Jahr, bis das Gericht einen Beamten durch volle zwei Wochen entbehren kann, denn so lange währt ja zum mindesten die Hin- und

Rückreise und die Aufnahme des Augenscheins. Und wenn nun ein gerechter Spruch erfolgt ist, welche Gewalt kann den Verlierenden zwingen, zu gehorchen? Der bloße Name des Kaisers? Er kennt ihn kaum und kümmert sich nicht viel um ihn. Oder die Soldaten? Soll man eine Truppe auf unwegsamen Pfaden sammt dem nöthigen Proviant blos deshalb in dieses öde Gebirge führen, damit eine Trift, auf welcher vielleicht dreißig Schafe weiden können, dem Stasko zugehöre und nicht dem Wasko? Und selbst wenn wirklich diese Execution durchgeführt wird, was ist damit erreicht? So lange die Soldaten droben sind, kann sich Stasko freuen, denn Wasko muß sie füttern und die Trift abtreten. Aber wenn sie abgezogen sind, dann dreht sich der Spieß fein um und Wasko freut sich, während Stasko trauert. Ewig kann ja die Truppe doch nicht oben bleiben! So ist es denn wahrlich kein Frevel, wenn im Bergwald jeglicher Hausvater in jeglicher Sache selbst der Schirmer seines Rechtes ist. Aber als ein furchtbarer Frevel mußte es Taras erscheinen, daß die seßhaften Ackerbauern von Zulawce es gleichfalls so hielten. Darum ging er tapfer an's Werk, aber was er anfangs für diesen Zweck thun konnte, war wenig genug und nur für seine eigene Seele bedeutend, weil sie schmerzlich ihres vergeblichen Ringens gedenken mußte. Zweimal brachte er es zu Stande, theils durch eifriges Zureden, theils weil die Betreffenden Wohlthaten von ihm erhalten hatten und ferner

zu erhalten hofften, daß die Streitenden vor den Richter gingen und seinen Spruch pünktlich erfüllten. Unzählige Male jedoch mißlang es ganz und gar. Die Leute hörten ihn, wenn sie gutmüthig waren und seiner bedurften, geduldig an, thaten dann aber doch, wie es ihnen gelüstete, oder sie lachten ihm gleich in's Gesicht: „Du, Lamm der Ebene, bist die Scheere gewöhnt, wir aber sind Bären und gebrauchen unsere Tatzen!"

Gleichwohl fühlten sie es, daß dieses Lamm ein ganzer Mann sei, ehrten in allen anderen Dingen seinen Rath und wählten ihn nach einigen Jahren zum „Aeltesten". Von da ab vermochte er auch immer mehr für den Frieden in der Gemeinde zu thun. Aus geringer Veranlassung kam es stets seltener zum Gebrauch der Waffen. Die Leute sahen allmälig ein, daß sie sich besser dabei standen, wenn sie die Sache dem Richter vortrugen oder, was beinahe zur Regel wurde, dem Taras, denn Stefan war zornmüthigen, ungeduldigen Wesens und wies sie daher, um sich den Aerger zu sparen, meist an ihn. „Podolier", pflegte er zu sagen, „plage Du Dich nun auch gefälligst selbst mit den Kerlen ab, da ja Du eigentlich diesen Unsinn im Dorfe eingeführt. Hätten sie sich vorher die Köpfe blutig geschlagen, so wäre ein Vergleich viel leichter zu Stande gekommen". Nun, diesem Manne war solche Mühe wahrlich die liebste Arbeit, die er verrichten konnte, er sparte weder Zeit noch Kraft, noch endlich —

was am nöthigsten war — Geduld, und hatte auch immer häufiger die Freude, die beiden Streitenden zu überzeugen, daß sein Spruch gerecht sei.

Allerdings galt dies nur in kleinen Dingen; in der größten Streitsache, welche in jene Zeit fiel, in dem Hader des „rothen Schymko“ mit seinem älteren Bruder Waleri um das Weiderecht einer kleinen Trift, gelang es ihm trotz aller Mühe nicht, Blutvergießen zu verhindern. Zuerst mußte Waleri dem Schymko mit dem Handbeil einen Finger weghauen und Schymko den Waleri durch einen Streifschuß in die Hüfte verwunden, ehe sie es zähneknirschend erlaubten, daß der Richter und die beiden „Aeltesten“ sich in die Sache mischten. Das Dorfgericht gab sich die ehrlichste Mühe, zu erkennen, wer im Rechte sei, aber weil es eben darum nur zu dem Schlusse kommen konnte, daß das Weiderecht dem Waleri zustehe, so griff der rothe Schymko sofort wieder zur Flinte und lagerte sich sammt seinen Knechten auf der strittigen Trift. Und schließlich löste sich die Sache so, daß Waleri nachgab und die Trift dem Schymko blieb!

Damals aber hätte den Taras ein gerechtes Wort, beinahe seine Würde als „Aeltester“ gekostet. Es war nämlich knapp vor der jährlichen Neuwahl, als sich Schymko mit seinen Knechten wieder auf der Trift gelagert, und da rief ihm Taras zu: „Wenn Du mit der Entscheidung des Dorfgerichts nicht zufrieden bist, so mußt Du eben an das

Kreisamt gehen!" — „Ein Proceß!" lachte der „rothe Schymko". „Ein Proceß!" wiederholten die Andern in einem Tone, als hätte Taras die größte Narrheit vorgebracht, und so nachhaltig wirkte die Heiterkeit nach, daß einige Tage später bei der Neuwahl gesagt wurde: „Taras ist zwar sehr gutmüthig, aber ein „Aeltester" muß doch eigentlich ein vernünftiger Mensch sein — und er hat dem Schymko zu einem Proceß gerathen!" Daß er trotzdem gewählt wurde, dankte er nur der Fürsprache seines Freundes Simeon, der aber auch nur zu seiner Entschuldigung vorzubringen wußte: „Er ist eben aus der Ebene und weiß es noch nicht besser!"

Solche Erfahrungen machten Taras vorsichtig, aber nicht muthlos. Er sah wohl ein, daß es im besten Falle dennoch der Arbeit eines ganzen Lebens bedürfe, um hier geordnete Zustände zu begründen. Vor Allem mußten die Leute daran gewöhnt werden, die Macht des Dorfgerichts anzuerkennen. Darum sprach er vorläufig nicht wieder von „Processen", sondern begnügte sich mit diesem nächsten Ziele. Es gelang ihm fast ebenso oft, als es mißglückte; er verlor die Geduld nicht. Er war ja in allem Uebrigen ein so glücklicher, gesegneter Mann; sein Hauswesen gedieh und sein Weib schenkte ihm prächtige Kinder; am Himmel war kein Wölkchen und rings um ihn in schweren, goldenen Aehren jede gute That, die er ausgesäet; wie hätte er in diesem Einen zaghaft werden mögen?!

Wenn er des Abends heimkam, das müde Haupt an seines lieben Weibes Schulter lehnte und sein Bübchen Wassilj auf seinem Knie reiten ließ, dann wußte er sich nichts Schöneres, als den Blick in seine Kinderzeit zurückzulenken und wieder einmal mit den Augen der Seele zu verfolgen, wie das Glück seines Lebens emporgekeimt und erstarkt zu dem stolzen Baume, in dessen Schatten er nun ruhte. „Das ist kein schwächlicher schwankender Strauch", sagte er sich stolz, „sondern ein Tannenbaum, der ja auch um so kräftiger wurzelt, je mühsamer sich einst sein Stämmchen aus steinigem Geklüft emporgedrängt, und keines Menschen Gnade hat ihn getränkt oder am Stäbchen gerade gezogen; nur die Sonne Gottes, die Gerechtigkeit, hat darüber geschienen!" Und kein anderes Gebet wußte er sich in jenen Tagen, als dieses: „Du da droben, lasse mir Alles, wie es ist, ich will nicht mehr und Besseres, aber gönne mir die Kraft, diese Menschen, die ich lieb gewonnen und mit denen ich verbrüdert bin, zu lehren, Deinen strengen, erhabenen Willen zu erkennen. Sieh', da plaudert ihnen der alte, verkommene Martin so viel von Deiner Gnade vor, und nichts von Deiner Gerechtigkeit, wie sollten sie Dich und ihre Pflichten erfassen und begreifen?!" . . . Für sich selbst hatte er in jenen Tagen nichts zu erflehen.

So war Taras Barabola zur Zeit, da Herr Hajek nach Zulawce kam, einer der wackersten und glücklichsten Menschen, die je gelebt.

Drittes Capitel.

Man erzählt oft, daß eine freudige oder trübe Ahnung räthselhaft unser Herz bewegt, wenn wir zuerst jenem Menschen begegnen, der im Guten oder Bösen unsere Zukunft bestimmen wird. Bei Taras traf dies nicht zu; der neue Mandatar hatte ihm einen günstigen Eindruck gemacht. Aber hievon abgesehen, gebot es ihm schon sein Gerechtigkeitssinn, dem Richter entgegen zu treten, wenn dieser gegen den „neuen Büttel des Herrn" loszog. „Unser Graf Georg", sagte er, „hat seinen Besitz ererbt, wie der Kaiser sein Reich; Beiden hat Gott ihre Macht gegeben, denn es muß eine Ordnung sein auf Erden. Es ist hart, daß wir frohnden müssen, aber so ist es uns auferlegt, und darum dürfen wir den Mandatar, der die Frohnde einhebt, nicht hassen. Er thut seine Pflicht und wir die unsre". Die Bauern widersprachen nicht, besonders da Hajek auch bei der Ernte nur dieselbe Robot forderte, wie sein Vorgänger Gonta. Mißtrauisch war der Richter zu ihm gegangen, entschlossen, auf's äußerste zu feilschen; aber er kam nicht

dazu. In wenigen Minuten war die Sache zur Zufriedenheit des Dorfes geordnet.

Erst im Herbste, sechs Monate nach Hajeks Ankunft, entstand ein Conflict: bei der Leistung des Viehtributs. Jeder Hof hatte, je nach seiner Größe, zum Feste Mariä Geburt ein Fohlen, ein Kalb oder eine Gans zu liefern. Unter Gonta war die Leistung nie pünktlich eingefordert worden, sondern dann, wenn sich eben eine Vermehrung des Viehstandes ergab. Der Richter und die Aeltesten gingen zum Mandatar, gaben die Fristen an, zu welchen jeder Hausvater sein Stück liefern wolle, und damit war es gut. So dachten sie es auch diesmal zu halten. Der alte Stefan, Taras und der andere Aelteste, Simeon Pomenko, begaben sich am Sonntag vor dem Feste in's Schloß, und der Richter trug die Sache vor.

Herr Hajek hörte ihn ruhig an, ruhig und freundlich. Dann aber erwiderte er: „Zu Mariä Geburt ist der Tribut fällig. Sollte er da nicht pünktlich geleistet werden, so müßte ich ihn zwangsweise einheben lassen“.

„Herr Mandatar“, rief Stefan heftig, „ändere den alten Brauch nicht!“

„Es ist ein Mißbrauch!“

„Ein Mißbrauch sollte es sein, was die Natur gebietet?“

„Ihr hättet Euch eben früher vorsehen müssen!“

„Der Rath ist gut“, erwiderte der Richter mit grimmigem Hohne. „Vielleicht stimmt er auch mit Deinen

Erfahrungen in der Viehwirthschaft, Herr Mandatar! Vielleicht kalben in Böhmen die Kühe auf des Gutsherrn Befehl! Aber hier leider nicht!"

Herr Wenzel wurde bleich und roth, jedoch die Ruhe verließ ihn nicht. „Ich muß meines Herrn Recht wahren!" sagte er und ging in's Nebenzimmer.

Erregt kehrten die Bauern heim, und wie ein Lauffeuer eilte die schlimme Kunde durch's Dorf. Als sich die Leute zwei Stunden später zur Versammlung vor der Schänke einfanden, vernahm man überall zornige Reden. Entrüstet trug der Richter die Sache vor. „Wir müssen auf den alten Brauch bestehen!" rief er. „Und was die Gewalt betrifft, mit der er droht, so mag er zusehen, wie weit er damit kommt! Flinten, Pulver und Blei haben wir Gottlob auch!"

„Urrahah!" riefen ihm die Männer zu und schwangen ihre Waffen. Nur Einer blieb ruhig: der Aelteste Taras. Er ließ den ersten Sturm vertosen, dann meldete er sich zum Worte.

„Es trifft uns hart", begann er. „Wir haben uns nicht vorgesehen! Der alte Brauch war billig und vernünftig; wer könnte daran zweifeln? Aber so peinlich uns die Sache sein mag, wir müssen doch erwägen, wer im Rechte ist! Und das geschriebene Recht, ihr Leute, spricht für den Herrn!"

„Wer hat es denn aufgezeichnet?" unterbrach ihn

Stefan. „Des Kaisers Schreiber! Was verstehen die von der Wirthschaft!“

„Wenig genug!“ gab Taras zu. „Aber dieselben Schreiber haben auch festgestellt, daß wir keine Leibeigenen mehr sind und auch Rechte gegen den Herrn haben. Wer das Eine will, muß das Andere befolgen!“

„Aber wo sollen wir plötzlich Fohlen und Kälber hernehmen?“

„Das findet sich. Einiges kann ich aus meinem Viehstande leihen, vielleicht thun Andere das Gleiche. Auch bin ich bereit, mich für jeden braven Hausvater zu verbürgen, wenn er sein Tributstück in der Nachbarschaft kaufen will und das Geld nicht bar besitzt. Das ist Nebensache. Aber Recht muß Recht bleiben, um unsretwillen!“

Die ruhigen, festen Worte machten tiefen Eindruck; die Männer begannen die Sache ernster und nüchterner zu erwägen. Mehreren nahm auch das Anerbieten des Taras die Sorge vom Herzen. Schließlich widersprach nur noch der Richter. „Seid nur geduldig wie die Lämmer!“ rief er, „und Ihr werdet bald geschoren sein!“ Aber die große Mehrzahl entschied sich für das Nachgeben, und damit war die Gesammtheit gebunden.

Der Tribut wurde pünktlich geleistet, freilich nicht ohne schwere Opfer des Taras. Viele bedurften seiner Hilfe wirklich, Andere nützten die gute Gelegenheit, zu einem Darlehen zu kommen, welches sie nie zurückzahlen konnten

oder wollten. So war es in der That vornehmlich das Verdienst des Podoliers, wenn am Morgen des Festtages kein einziger Hausvater mit seiner Leistung im Rückstande blieb.

Das erkannte auch Herr Hajek an, als ihm Taras sein Stück, ein Fohlen übergab. „Es war brav von Dir", sagte er, „daß Du die Leute zur Vernunft gebracht! Du hast mir gleich besonders gut gefallen; ich sehe mit Freude, daß mich mein Blick nicht getäuscht!" Der Bauer verbeugte sich tief. Aber was er erwiderte, war kein demüthiger Dank, sondern das ernste Wort: „Recht muß Recht bleiben!"

Das war im September gewesen. Vier Wochen später ließ Hajek den Richter und die Aeltesten zu sich entbieten.

„Ihr habt", sagte er ihnen nach freundlicher Begrüßung, „von Allerseelen bis zum Sonntag Judica täglich acht Mann zur Waldrobot zu stellen. Nicht wahr, die Verpflichtung besteht? Nun denn, so theilt Euch die Sache ein und gebt mir dann das Verzeichniß der Arbeiter für jeden Tag der Woche. Am Morgen nach Allerseelen haben die Ersten anzutreten".

„Die Verpflichtung besteht", erwiderte der Richter. „Aber da der Graf keinen Wald mehr hat, so hört auch die Waldrobot auf. Oder sollen vielleicht gar mitten im Winter neue Pflanzungen angelegt werden?"

„Nein“, sagte Hajek. „Aber Kräfte, die mir rechtlich gebühren, darf ich nutzen, wo ich will. Ich habe die Waldrobot des Dorfes an den Forstmeister in Prinkowce vermiethet“.

„Das war Unrecht, Herr!“ fuhr der Richter auf. „Nur unserem Grafen gilt die Verpflichtung und nur für seinen eigenen Besitz!“

Herr Wenzel that, als hätte er die Worte nicht gehört. Er strich das Papier, mit dem er während der Unterredung gespielt, sorglich glatt und wendete sich zur nächsten Thür. „Also am Tage nach Allerseelen die ersten acht!“

„Das gibt Blut“, rief der Richter, „wenn Du uns zwingst!“ Aber der Mandatar war bereits im Nebenzimmer.

Verstört gingen die Männer von dannen.

„Richter“, begann Taras auf dem Wege, „das ist eine bittere Sache. Wir müssen der Versammlung vorschlagen, was Rechtens ist. Aber eben darum müssen wir selbst vorher die Papiere prüfen, die Du bewahrst; der Pfarrer wird uns helfen!“

„Podolier!“ rief Stefan wüthend, „führe hier keine neuen Sitten ein! Gegen Unrecht“ — er riß die Pistole aus dem Gürtel — „ist das hier ein Beweisstück!“

Taras blickte traurig zu Boden. „Willst Du das Blut auf Dein Gewissen nehmen?“ fragte er dann ruhig.

„Willst Du das Unrecht auf Dein Gewissen nehmen?“ entgegnete der Richter.

„Nein!“ betheuerte Taras. „Aber erstens gibt es gegen Unrecht nur eine Waffe: die Klage beim Kreisamte, und zweitens müssen wir erst aus den Papieren ersehen, ob wir im Rechte sind!“

Lange sträubte sich Stefan dagegen. Da jedoch auch Simeon der Ansicht des Taras war, so holte er endlich die Amtsschriften aus der Truhe hervor, und die drei Männer begaben sich zum Pfarrer.

Se. Hochwürden Herr Martin Sustenkowicz waren ein braver Mann, der gern Jeden und Alles auf Erden gelten ließ, den Schnaps ausgenommen, den er überall vertilgte. Auch hatte er über jede Sache seine eigene Ansicht und brachte sie mit großer Entschiedenheit vor; aber es war stets jene des Menschen, den er zuletzt angehört. So konnte denn sein Beirath auch diesmal nicht erheblich zur Klärung der Sache beitragen. Es war dies umsomehr zu beklagen, als die Frage keineswegs leicht zu entscheiden war. In dem Erlasse des Guberniums stand nämlich blos kurz und bündig: die Gemeinde Zulawce habe der Herrschaft die Waldrobot zu leisten.

„Seht Ihr!“ rief Stefan triumphirend. „Der Herrschaft, dem Besitzer von Zulawce, und für dieses Dorf, also nicht in Prinkowce!“

„Natürlich nicht in Prinkowce“, bestätigte der Hoch-

würdige. „Sonst könnte er Euch gar nach Wien vermiethen! He! he! lächerlich!“

„Der Herrschaft?“ meinte Taras bedächtig. „Wenn wirklich kein Beisatz bezüglich des Ortes steht, so darf er vielleicht sagen: ‚Ich vermiethe die Kraft, für die ich keine Verwendung habe!‘“

„Natürlich!“ rief Herr Martin. „Um den Wald ist er gekommen, soll er auch noch auf die Waldrobot verzichten?! He! he! lächerlich!“

„Ohne Wald keine Waldrobot!“ rief Stefan dagegen.

„Freilich“, bestätigte der Hochwürdige, „das muß ja ein Kind einsehen! — he! he! — wo ist der Wald, in dem er Euch roboten lassen will? He! he!“

„Nun“, meinte Taras, „in Prinkowce ist Wald genug!“

„Sehr viel Wald“, nickte der Pfarrer eifrig. „Ueber Berg und Thal — zwei Meilen weit, theils Buchen-, theils Tannenwald. Und in welchem Walde ihr robotet, kann Euch doch eigentlich gleichgiltig . . .“

„Pfarrer!“ fiel ihm der Richter zornig in's Wort. „Eure heiligen Weihen in Ehren, aber der Schnaps hat Euch offenbar um Euer Restchen Verstand gebracht!“

Da auch dies eine entschiedene Behauptung war, so widersprachen Se. Hochwürden nicht, sondern meinten nur schüchtern: „Der Avrumko rollt jeden Monat ein Fäßchen,

in's Haus — so ein Jud' — weiß Gott, was er damit will . . ."

So mußten die Männer den Pfarrhof verlassen, ohne in's Klare gekommen zu sein. Nun versuchte es Simeon, eine Einigung zwischen den Beiden herbeizuführen. Er schlug vor, die Entscheidung des Kreisamtes anzurufen. Lange sträubte sich der Richter, endlich willigte er doch ein. „Sein Recht behaupten", rief er, „und Jeden niederschießen, der daran greift — das ist Huzulenart! Doch meinetwegen, versuchen wir es mit den Federfuchsern!"

Aber auch dazu war Taras nicht zu bringen. „Das Amt des Kaisers", meinte er, „darf nur Jener anrufen, der das klare Bewußtsein seines Rechtes hat. Ich habe es nicht! Ich weiß nicht, ob wir im Recht oder im Unrecht sind. Und darum — Gott mag mir verzeihen, wenn es eine Sünde ist, aber ich kann nicht anders — ich werde der Gemeinde vorschlagen, die Waldrobot in Prinkowce zu leisten".

„Bruder!" rief Simeon, „das sollst Du nicht! Erwäge wohl, daß Du nicht mehr in der Ebene lebst! Wir Männer von Zulawce beugen unseren Nacken nicht gerne!"

Taras erröthete. „Der Vorwurf ist nicht ganz gerecht!" erwiderte er sanft und fest. „Es ist wahr: wir Podolier sind friedfertiger und demüthiger, als Ihr. Das

macht, weil wir geknechteter sind. Aber was Recht und Unrecht ist, wissen wir so genau, wie irgend andere Menschen, ja vielleicht noch genauer, weil uns wenig Recht widerfahren und viel Unrecht. Ihr erkennt es vielleicht mehr mit dem Verstande, wir jedoch fühlen es mit dem Herzen. Und eben darum ist uns das Recht so heilig!"

„Nun, so wahre es auch diesmal!"

„Das kann ich nicht! Mein Verstand kennt sich in dieser Sache nicht aus, und mein Herz schweigt. Darum werde ich nicht zu des Kaisers Schreibern gehen, sondern zum Nachgeben rathen!"

So that er auch am nächsten Sonntag in der Versammlung der Hausväter unter der Linde. Die Männer hörten ihn schweigend an, ohne einen Ruf der Zustimmung oder Ablehnung. Dann trat Simeon auf und wollte seinen Antrag vorbringen. Aber kaum hatte er das Wort „Kreisamt" ausgesprochen, als ihn höhnisches Lachen unterbrach. „Wir wollen keinen Proceß!" riefen die Männer. Nun endlich entschloß sich der Richter, die Erbitterung über die letzte Niederlage zu verwinden und seinen Vorschlag zu machen. Einige riefen Beifall, die Meisten schüttelten das Haupt. „Taras!" riefen sie endlich, „erkläre es noch einmal, warum Du uns zum Nachgeben räthst!" Er wiederholte seine Gründe ruhig und gemessen. Wieder folgte tiefes Schweigen, es war ungewiß, wofür sich die Männer entscheiden würden.

Der Richter schritt zur Abstimmung. „Ihr Männer", sagte er, „vor Allem gilt es, jenen Rath zu verwerfen, der für das Dorf schädlich ist. Wer für den Vorschlag des Taras ist, erhebe die Hand". Es war die Mehrzahl. Der Richter traute seinen Augen nicht, und in der That war diese Entscheidung höchst überraschend. Denn sie ging ja gegen die Interessen, gegen die wilde Art dieser Männer. Aber seit Taras zu Mariä Geburt so schwere Opfer für die Gesammtheit gebracht, galt sein Wort im Dorfe wie ein Evangelium.

Der Greis weinte vor Zorn und Schmerz, als er den Beschluß verkünden mußte, und legte dann seine Würde sofort nieder. Nur durch flehentliche Bitten bewogen ihn die Männer, noch ferner Richter zu bleiben. „Aber zum Hallunken im Schlosse gehe ich nicht wieder", schwor er.

Das mußte Taras auf sich nehmen und mit Herrn Wenzel die Reihenfolge der Leute vereinbaren. Als sie damit fertig waren, klopfte ihm dieser leutselig auf die Schulter. „Du hast Dich wieder einmal als trefflicher Unterthan erwiesen", sagte er. Aber diesmal verbeugte sich Taras nicht mehr; er trat einen Schritt zurück, blickte dem Mandatar fest in's Auge und sagte laut: „Unser Gewissen ist ruhig — ich will hoffen, daß Du, Herr, dasselbe von Dir sagen kannst . . ."

Die Waldrobot in Prinkowce wurde geleistet, pünktlich, Tag um Tag. Aber das Verhältniß zwischen Stefan

und Taras war nun für immer getrübt. Es hatte sich in den acht Jahren, da der Podolier als Gatte der Anusia im Dorfe lebte, allmälig doch ganz herzlich gestaltet. Nach schweren Kämpfen war es dem Greise gelungen, den Stolz und die schmerzliche Enttäuschung seines Herzens zu bezwingen und dem Fremdling ebenso warm zu begegnen, wie es alle Anderen thaten. Aber diese Freundlichkeit schlug nach jener Abstimmung wieder jählings in schroffe Abweisung um. Er wendete den Blick ab, wenn er Taras zufällig begegnete, und mußte er in Sachen des Dorfes mit ihm sprechen, so geschah es in kurzen, schroffen Worten. Alle Versuche, den Greis zu versöhnen, scheiterten an seiner Festigkeit. „Taras ist ein braver Mann", entgegnete er den Vermittlern, „und ich selbst habe ihn hierher gebracht. Aber wenn dieses Lamm nun auch die Bären zu seinesgleichen macht, so ist dies unrecht von ihm! Das schwerste Unrecht! Ich kann es nicht ändern, aber ich meinerseits will ein Bär bleiben!"

Dabei blieb er. Als die Männer der Gemeinde um die Mitte des December unter Führung des Richters zur Bärenjagd auszogen, um sich für den Weihnachtsabend den gebräuchlichen Braten zu erschießen, ward Taras nicht eingeladen. „Entweder er oder ich!" erklärte der alte Stefan. Drei Tage pflegt diese Jagd zu währen, und trotz aller Entbehrung und Todesgefahr ist diese Frist für den Huzulen die hohe Zeit des Jahres. Aber diesmal kehrten die

Männer schon am zweiten Tage zurück, betrübt und schweigend. Denn wohl brachten sie zwei riesige Bären heim, aber auch einen todtwunden Mann: Stefan, den Richter. Er hatte sich in seiner ungestümen Art zu weit vorgewagt, sein Gewehr hatte versagt und er war der Bestie unter die Pranken gerathen. Das Thier stürzte bald im Kreuzfeuer zusammen, aber die Wunde, welche es dem Greise beigebracht, war so schwer, daß die Leute kaum hofften, ihn noch lebend in's Dorf zu bringen. „Eilt Euch", hatte der Verwundete auf dem Wege gestöhnt, „ich darf nicht hier im Walde sterben, ich habe noch im Dorfe eine Pflicht zu erfüllen!"

Die Bauern wußten nicht, was er meinte; sie begriffen es erst, als er vor dem Hause des Taras halten ließ. Schluchzend stürzte dieser hervor und sank an der Bahre in die Kniee.

„Weine nicht", flüsterte der Sterbende, „höre mich an! Du hast mir einst das Leben gerettet, bist der rechtlichste Mann im Dorfe, hast meine Bruderstochter glücklich gemacht, und dennoch habe ich Dir gezürnt. Es war nicht, weil Du mir meine Hoffnung vernichtet, bei Gott! nein! es war nur um des Dorfes willen! Und in dieser heiligen Sache habe ich Dir noch ein Wort zu sagen, ehe ich sterbe. Du wirst Richter werden nach meinem Tode. Ich kann es nicht verhindern; könnte ich es, ich thäte es! Nicht aus Groll gegen Dich, sondern aus Sorge

für die Gemeinde und für Dein eigenes Schicksal, Taras. Es kann nicht gut enden, wenn der Richter, der Führer aller Männer, von anderem Schlage ist, als sie. Das ist aber nun einmal nicht zu ändern. Sie werden Dich wählen, Du wirst die Wahl annehmen. So will ich Dir nur noch das Eine sagen: glaube nicht, daß es unter uns Menschen anders zugeht, als droben im Walde unter den Thieren. Der Starke will immer den Schwächeren fressen, der Böse den Guten; es kommt nur darauf an, ob er es kann! Wer sich nicht wehrt, ist verloren! . . . Aber — Du verstehst mich doch nicht, Du glaubst mir nicht! So will ich mich mit dem begnügen, was Du verstehen und mir versprechen kannst. Halte fest an unseren Rechten, wahre sie gegen den Dränger, dulde nicht, daß uns freien Männern ein Joch auf den Nacken gelegt wird. Versprich mir, nicht friedfertig zu bleiben, wo es gilt, das Recht zu erstreiten!"

Er erhob mühsam die Hand; Taras umfaßte sie mit seiner Rechten.

„So ist es gut", seufzte der Sterbende. „Dein Wort wirst Du halten!"

Weinend trugen sie den Todten in sein Haus. Auf seinem Antlitze lag der Ausdruck ruhiger Zuversicht. Und wahrlich! im rechten Glauben ist er gestorben! Denn nie ist ein Versprechen ehrlicher eingehalten worden, als jenes, welches er in seiner letzten Stunde erhalten . . .

Viertes Capitel.

Es war wieder Frühling geworden in den Bergen. Wohl blinkte noch auf den Gipfeln der weiße Schnee im Strahl der Aprilsonne, aber in den Gärten von Zulawce blühten schon die ersten Blumen; auch im großen Garten der Todten am Abhang gegen Prinkowce, wo sie den alten Richter zur Ruhe gebettet. Sein Grab war wohlgepflegt und mit einem schönen Steinkreuze geziert, wie es Taras angeordnet, der neue Richter. Denn Harasim, des Stephan Sohn, hatte sich nicht darum bekümmert; er verkam immer mehr, und wenn sein Anwesen gleichwohl in leidlicher Ordnung blieb, so dankte er dies einzig seinen Verwandten, der Anusia und ihrem Gatten. Taras hatte auch diese Sorge auf sich geladen, obwohl ihm sein Leben ohnedies nicht leicht wurde. Denn immer klarer ward seine Erkenntniß, welch bitteres Amt es war, Richter von Zulawce zu sein, während als Vertreter des Grafen Wenzel Hajek auf dem Schlosse saß und gebot. Oft, sehr oft mußte er der Worte des Sterbenden gedenken . . .

Der Mandatar hatte die Kunde von der Wahl des Taras freudig aufgenommen; dieser sanfte Podolier, der immer zum Nachgeben gerathen, schien ihm der rechte Mann für seine Pläne. Darum ward er doppelt erbittert, als er seinen Irrthum einsah. Denn wohl wagte der „treffliche Unterthan" nie ein heftiges Wort oder gar eine Drohung, aber jeder unberechtigten Forderung setzte auch er ein starres „Nein" entgegen, welches um so wirksamer war, weil es ruhig, fast demüthig ausgesprochen und begründet wurde. Nur einmal hätte ihn seine Ruhe schier verlassen; das war in jenem Momente, als ihm Hajek auf die Schulter klopfte und mit schlauem Augenblinzeln sagte: „Stelle mir doch künftig zwei Mann mehr; es wird nicht Dein Schade sein, wir werden uns vertragen!" Da sah er den Schurken mit einem Blicke an, daß dieser erbleichte und zwei Schritte zurückwich. . .

Von dieser Stunde ab gestaltete sich das Verhältniß zwischen den beiden Männern immer feindseliger; je mehr der Eine forderte, desto mehr mußte der Andere verweigern. Während jedoch Taras auch nun seine Ruhe bewahrte, brauste der Mandatar oft in ungezähmtem Zorne auf. So begab es sich auch am ersten Sonntag im April und aus geringer Veranlassung; Hajek forderte aus dem Gemeindewalde junge Setzlinge für den herrschaftlichen Garten und Taras mußte sie ihm abschlagen. „Dazu sind wir nicht verpflichtet!" sagte er ruhig.

Der Mandatar ging raschen Schrittes und anscheinend in größter Erregung auf und nieder. Ein schärferer Beobachter hätte freilich bemerken können, daß dieser Zorn zum guten Theil erheuchelt sei. „Treibet mich nicht zum Aeußersten!" rief er. „Wollt Ihr mir das Bischen Strauchwerk nicht geben, welches Euch werthlos, mir nützlich ist, so werde ich es mir selbst nehmen!"

„Das wirst Du nicht wagen, Herr", erwiderte Taras, noch immer gleich ruhig.

„Meinst Du, daß ich mich vor Euren Flinten und Beilen fürchte?" Er rief es mit kreischender Stimme, die von Wuth erstickt schien, aber sein Blick ruhte scharf und lauernd auf dem Antlitz des Bauers.

„Nein, Herr", erwiderte dieser. „Ich meine das Kreisamt! Zur Gewalt werden wir nie greifen, selbst wenn Du den Anfang machen solltest!"

„Du heuchelst!"

„Ich heuchle nicht!" erwiderte Taras und richtete sich stolz auf. „So lang ich lebe und Richter bin, wird sich die Gemeinde, wenn auch noch so schwer gereizt, nie und nimmer an Recht und Ordnung versündigen! . . . Aber was sollen diese bitteren Reden?! Hast Du sonst noch etwas zu befehlen, Herr?!"

„Du kannst gehen!" murmelte der Mandatar. Nachdem die Thüre in's Schloß gefallen, wandelte sich blitzschnell der Ausdruck seiner Züge. „Das wollen wir uns

merken", murmelte er mit behaglichem Lächeln. „Dieser Mann ist wirklich kein Heuchler . . . Und ich", fuhr er vergnügt fort, „ich wollte Dir schon böse werden, mein guter Taras! Nein! der erste Eindruck ist immer der richtigste! — Das Dorf hätte unmöglich eine bessere Wahl treffen können!"

In trüben Gedanken ging der Richter heim. Nur sein eigenes Gewissen lohnte ihn für diese widrigen Kämpfe; die Bauern wußten ihm geringen Dank für seine Mühe. Ihnen schien er viel zu nachgiebig gegen die Herrschaft, und sie hatten in der That von ihrem Standpunkte einigen Grund zu dieser Klage. Severin Gonta und der alte Graf hatten, um des lieben Friedens willen, nie die genaue Erfüllung aller Leistungen begehrt, Hajek hingegen forderte haarscharf Alles, was der Herrschaft nach dem Buchstaben der Gubernial-Verordnung zukam; er gab keine Stunde Frist und ließ sich keine Metze Weizen entgehen. Ihm darin nicht entgegen zu treten, gebot dem Taras seine Pflicht, und daher konnten die Leute mit Recht klagen, daß der neue Richter sie zur Leistung schwererer Pflichten verhalte, als sein Vorgänger. Nur die ungemeine Liebe und Achtung, welche sich der Podolier im Dorfe erworben, bewahrte ihn vor offenem Mißtrauen und ernstlicher Anfeindung. Denn er stand allein, Niemand klärte die Leute auf; auch jener Mann nicht, dessen Pflicht dies zunächst gewesen wäre. In seliger Verschollenheit saß der

hochwürdige Martin auf seinem Pfarrhofe, wie auf einer Insel, und weil ihm dieser merkwürdige Avrumko in letzter Zeit nicht blos ein, sondern sogar zwei Fäßchen monatlich vor die Thür rollte, so trank er auch das doppelte Quantum pünktlich, obwohl er es nicht gleich pünktlich bezahlte.

Gleichwohl blieb Taras tapfer und ergeben und tröstete sein Weib, wenn diesem bange wurde um die Zukunft. „Recht muß Recht bleiben", sagte er ihr immer wieder. „Noch lebt Gott im Himmel und der Kaiser in Wien!"

„Gott ist hoch und der Kaiser ist weit!" erwiderte sie bekümmert.

„Nicht so hoch und weit", rief er, „daß sie uns nicht hören könnten, wenn wir sie anrufen müßten. Aber dazu wird es nicht kommen. Unrecht thun und Gewalt brauchen, das wird auch ein Mandatar nicht wagen!"

Er irrte; Herr Hajek wagte Beides. Es war etwa drei Wochen nach jener letzten Unterredung, in der ersten Frühe. Taras stand vor seinem Hofe und ordnete eben seine Knechte, Seßko und Jemilian, auf seinen Acker ab, die Frühlingssaat zu bestellen. Da vernahm er plötzlich einen dumpfen, jähen Ton in den Lüften, zwei, drei ähnliche Schläge folgten rasch.

„Flintenschüsse!" rief er erbleichend.

„Wohl eine Jagd!" meinte Seßko.

„Nein!" rief Jemilian. „Es kommt von der Niederung her. Vielleicht gar der „grüne Giorgi" mit seinen

Leuten!" So hieß ein berüchtigter Räuber, der damals die Berge unsicher machte, ein Urlauber, Georg Czumaka, der immer ein grünes Wamms trug.

„Unsinn!" erwiderte Taras und eilte auf die Straße. „Bei hellem Tage wagt sich ... Was ist geschehen?" unterbrach er sich entsetzt. Denn ihm entgegen die Dorfstraße empor, kam eben verstört ein junger Bursche gerannt, Wassilj Soklewicz.

„Hilfe! Hilfe!" schrie er gellend. Sein Antlitz war todtenbleich, das Gewand zerrissen.

„Was gibt's?" rief Taras, sprang auf ihn zu und faßte ihn am Arme.

„Hilfe!" stöhnte der Bursche, „sie haben meinen Bruder Dimitri erschossen!"

„Wer? Wo?"

„Der Mandatar", stammelte Wassilj, „auf dem Gemeindeacker! Wir waren in aller Frühe gekommen, mein Bruder und ich, und die beiden Söhne des Dubko, um den Acker zu bestellen, ganz wie Du befohlen, Richter. Bis zur Mittagsstunde wollten wir arbeiten und dann zur Jagd gehen, darum hatten wir unsere Flinten mit scharfer Ladung mit. Kaum hatten wir die Ochsen vor die Pflüge gespannt, da kam der Mandatar mit einem Haufen Knechte, Alle bewaffnet. „Hinweg", rief er, „hier ist gräflicher Boden!" — „Hinweg Du!" rief ihm mein Bruder Dimitri zu und ergriff seine Flinte, die er abgelegt, und also thaten

wir drei Anderen. „Hier ist des Dorfes Acker, seit die Welt steht, und wer seinen Fuß darauf setzt, wird erschossen!“ Da sprang der Mandatar zurück, seinen Knechten aber befahl er: „D'rauf, ihr Leute!“ Und sie drangen auf uns ein mit Flinten und Sensen. Da schossen wir, und der Vorderste unter den Knechten, der rothe Hritzko, that einen Sprung, drehte sich wie ein Kreisel in der Luft und fiel auf's Antlitz; eine unserer Kugeln hatte ihn getroffen. Nun feuerten jene, und mein Bruder fiel hin, todt, mitten durch's Herz getroffen! ... Wir Anderen wurden umzingelt, und sie stießen und schlugen uns, aber wir rissen uns los und entrannen! ...“

So erzählte der Bursche, wirr, fliegenden Athems, und in wenigen Minuten hatte sich der Kreis um ihn auf fünfzig Köpfe vermehrt. Von den Feldern her, aus den Hütten kamen die Männer zu des Richters Hause gestürzt, Alle bewaffnet, voll furchtbarer Erregung im Herzen und Antlitz. Denn der gemeinsame Acker ist das Heiligthum jeder slavischen Gemeinde; wer diesen antastet, führt den Streich nicht blos gegen ihr Vermögen, sondern auch gegen ihr Herz, und keine Frevelthat scheint diesen Männern verruchter.

Auch Taras war in tiefster Seele entrüstet, aber er dämmte seinen Zorn zurück; er kannte seine Leute. „Bewahre ich nicht meine Ruhe“, sagte er sich mit Recht, „so fließt heute das Blut in Bächen!“ Darum stellte er sich

den Männern entgegen, die nach dem Orte der Frevelthat drängten. „Halt!“ befahl er. „Wir gehen Alle hin! Berufet die Aeltesten und die Männer!“

Der Befehl war überflüssig, sie kamen ungerufen mit ihren Weibern und Kindern. Wilder Zornruf durchbrauste die Luft; dazwischen das Jammern der Weiber, das Kreischen der Kinder. Auch die Mutter des Erschossenen, die Witwe Xenia, stürzte herbei; sie hatte jammernd das Tuch vom Haupte gerissen, das graue Haar fiel wirr um ihr entstelltes Antlitz. „Räche mein Kind!“ rief sie dem Richter zu und umfaßte seine Kniee.

Er hob sie auf und suchte sie zu beruhigen. „Ordne den Zug!“ rief er dann dem Aeltesten Simeon zu. „Nur die Hausväter! Weiber und Bursche bleiben hier!“

„Warum?“ schrie ihm Xenia entgegen.

„Warum?“ wiederholte die erregte Menge. „Es soll mitgehen, wer ein Gewehr tragen kann!“

„Es geschieht, wie ich befehle!“ rief Taras und richtete sich hoch auf. „Meinen Kopf zum Pfande, daß ich meine Pflicht thun werde!“ Das Wort wirkte, die Leute traten zurück und ließen Raum für den Zug, den Simeon bildete.

Da aber drängte Anusia durch die Reihen, ihr jüngstes Kind an's Herz gepreßt, in der Rechten eine Flinte schwingend. „Nimm!“ rief sie ihrem Gatten zu, „es ist meines Vaters Flinte und trägt weit!“

„Geh' heim", bat Taras, „das ist keine Weibersache. Ich nehme keine Waffe!"

„Warum?" scholl rings der Ruf; sie aber stürzte auf ihn zu und faßte ihn an den Schultern; sie war in wildester Erregung. „Taras!" schrie sie gellend, „Laß mich nicht bereuen, daß ich in jener Nacht nicht ertrunken! Einem Manne hab' ich mich zu Eigen gegeben und keiner Memme!"

„Halt ein!" rief Simeon erschreckt dazwischen. „Du faselst, Weib!" Sie aber fuhr fort: „Wer noch den Frieden will, nachdem Blut geflossen, ist kein Mann! Oder willst Du Dich wehrlos hinschlachten lassen, Du Lamm?"

Hoch aufgerichtet stand Taras da, todtenfahl war sein Antlitz, die Augen wie erloschen. Stürmisch hob und senkte sich seine Brust, aber kein Wort drang aus seiner Kehle. So, schweigend, streckte er die Hand gegen das Weib, und es gehorchte dem Wink und taumelte entsetzt beiseite.

„Ihr Männer", begann er endlich langsam, laut, aber mit einer Stimme, die Niemand als die seine erkannt hätte, so rauh klang sie, „es ist nicht Zeit, von dem Schimpfe zu sprechen, den mir mein Weib bereitet; ich werde es später thun, gleichfalls vor der ganzen Gemeinde. Jetzt aber frage ich euch, wollt Ihr mir als Eurem Richter gehorchen oder nicht? Noch einmal: meinen Kopf zum Pfande, daß ich meine Pflicht thue!"

„Ja!" erscholl es.

„Dann kommt!“ Der Zug setzte sich in Bewegung, voran Taras mit Simeon und dem neuen Aeltesten Alexa Sembrow, hinter ihnen sechzig verheirathete Männer. Die Anderen blieben zurück.

Der Gemeinde-Acker von Zulawce war damals ein längliches, unregelmäßiges Viereck, welches sich den Bergabhang hinabzog. Seine untere Grenze bildete der Pruth, die obere ein Wäldchen, welches gleichfalls Eigenthum der Gemeinde war. In der Mitte erhob sich ein großes, schwarz bemaltes Kreuz.

Als die Männer aus dem Wäldchen traten, vermochten sie das ganze Feld zu überblicken. Neben dem schwarzen Kreuze lagerte der Mandatar mit seinen Knechten; er mußte viele hinzugedungen haben, es waren etwa vierzig Köpfe. Weit hinter ihnen, drunten am Flusse, pflügten zwei Knechte langsam mit einem Gespann Ochsen; ein anderes stand an das Kreuz gebunden. Dicht am Wäldchen aber, zu Füßen der Männer, lag der Leichnam des Dimitri; die Knechte mußten ihn wohl zur Höhe emporgeschleift haben. Als die Bauern den todten Genossen ersahen und drunten die bewaffnete Schaar, da ward ihre Empörung zur wilden Wuth. „Urrahah!“ brach der donnernde Ruf aus ihren Kehlen, und sie stürmten den Abhang hinab.

Aber vor ihnen Taras. Flugs hatte er dem Simeon die Pistole aus dem Gurt gerissen und gegen seine eigene

Stirne gekehrt. „Halt!“ schrie er mit mächtiger Stimme, „noch ein Schritt und ich tödte mich vor Euren Augen!“

Sie stutzten, hielten ... Einige, die vorwärts gerannt, kehrten zurück.

Inzwischen hatten sich die Reihen der Knechte um das Kreuz zum Kampfe geordnet. Der Mandatar war unsichtbar geworden, er hatte sich in die letzte Reihe gestellt. Für ihn trat der Maier des Schlosses hervor, ein riesiger Mazure aus der Bochniaer Gegend, Boleslaw Stipinski mit Namen. „Was wollt Ihr?“ rief er. „Kampf oder friedliche Unterredung?“

„Wir wollen unser Recht wahren!“ rief Taras zurück.

„Euer Unrecht!“ erwiderte Boleslaw. „Aber gleichviel, wir stehen auf gräflichem Boden und weichen nicht, so lange Einer von uns lebt. Wollt Ihr dies von dem gnädigen Herrn Mandatar selbst hören, so ist er bereit, den Richter und die Aeltesten zu empfangen!“

Taras trat vor, Alexa und Simeon folgten ihm. Sie fanden Hajek auf einem Feldstein sitzend, hinter ihm hielten einige Knechte die Gewehre in Anschlag. „Laß die Büchsen wegthun, Herr“, sagte Taras ruhig. „Du brauchst nicht so zu zittern; hätten wir Kampf gewollt, wir wären rascher dagewesen“.

„Also wollt Ihr Frieden?“ fragte Hajek.

„Wenn Du Dein Unrecht einsiehst und Buße leistest!“

„Und wenn nicht?“

„Dann klagen wir beim Kreisamt!“

Der Mandatar athmete auf, er konnte wieder lächeln. „Hoffentlich kommt es nicht einmal dazu“, sagte er. „Du bist ein rechtlicher, vernünftiger Mann, Taras, und wirst die Sache rasch begreifen. In der Gutsbeschreibung, welche unter Kaiser Joseph von Amtswegen aufgenommen wurde, heißt es ausdrücklich: „Der Gemeinde-Acker reicht vom Wäldchen bis zum „schwarzen Kreuz“, hingegen gehört das Stück vom Kreuz bis zum Ufer dem Grafen“. Ich war also vollkommen berechtigt, die Hälfte des Ackers, vom Kreuz bis zum Ufer, wieder für meinen Herrn in Besitz zu nehmen!“

„Nein!“ rief Taras, „denn damals und bis vor fünfzehn Jahren stand das „schwarze Kreuz“ dicht am Ufer, und dem Grafen wurde blos deshalb der Landstreifen von zwei Schritten Breite zugesprochen, damit sein Fischereirecht im Pruth unzweifelhaft sei. Als das alte Kreuz morsch wurde, richteten wir ein neues in der Mitte des Ackers auf. Das, Herr, ist die Wahrheit!“

„Möglich!“ erwiderte Herr Hajek lächelnd. „Darüber kann ja das Gericht entscheiden! Ich muß mich daran halten, was meine Augen sehen. Darum forderte ich die fremden Leute, die ich vor zwei Stunden hier vorfand, auf, sich zu entfernen. Sie erwiderten mit Schüssen und tödteten einen meiner Knechte. Darauf mußte auch ich schießen lassen, das wirst Du einsehen, und die beiden Ge-

spanne bleiben natürlich als Pfand für den bisher angerichteten Schaden in meinem Besitze. So — damit sind wir fertig!"

„Noch nicht!" erwiderte Taras und entblößte sein Haupt. „Ich rufe Gott den Allmächtigen zum Zeugen an, daß uns hier Unrecht geschehen! Und ich lege Verwahrung dagegen ein, daß wir es etwa jetzt oder in Zukunft für Recht halten! Nur aus Ehrfurcht vor dem Herrn Kaiser und aus Ehrfurcht vor Gottes Geboten haben wir unsere Waffen nicht genützt. Und diese Beiden, Gott und der Herr Kaiser, werden uns auch zu unserem Rechte verhelfen!"

„Schön! Sehr schön!" sagte der Mandatar lächelnd. „Der hochwürdige Herr Sustenkowicz weiß gar nicht, welchen gefährlichen Nebenbuhler er im Dorfe hat. Eine so erbauliche Anrede habe ich noch nie von ihm vernommen!"

Taras wollte heftig erwidern, aber er bezwang sich. Schweigend kehrte er mit den beiden Aeltesten zu seiner Schaar zurück.

„Nun?" riefen ihm die Männer erwartungsvoll entgegen. „Gibt er nach? Oder erlaubst Du jetzt endlich, daß wir ihm beweisen, wer im Rechte ist?"

„Nein!" erwiderte Taras. „Ihr kommt jetzt Alle mit zur Linde, wir wollen Versammlung halten. Vorher jedoch müssen wir den Todten in seiner Mutter Haus tragen und Du, Simeon, gehe zum Pfarrer und bitte ihn, mit dem Allerheiligsten zur Versammlung zu kommen".

„Wenn er aber betrunken wäre?“ wendete der Aelteste ein.

„Gleichviel! seine Weihen bleiben deshalb doch heilig!“

Eine Stunde später waren sämmtliche Hausväter um die Linde vor der Schänke versammelt. Auch Vater Martin hatte sich eingefunden: im vollen Ornate und mit dem Sanctissimum in der Hand. Da es noch früh am Morgen war, so hatte sich die Besorgniß des Simeon zum Glück als unbegründet erwiesen.

Ehe Taras die Versammlung eröffnen konnte, hatte er noch eine häusliche Sache abzuthun. Sein Weib stürzte ihm zu Füßen, und wie früher der Zorn dieser leidenschaftlichen Natur grenzenlos gewesen, so nun ihre Reue. „Zertritt mich!“ schluchzte sie, „verstoße mich, ich verdiene es nicht besser!“ Taras zog sie empor und küßte sie. „Ich verzeihe Dir“, sagte er. „Einmal, aber nie wieder!“

Dann legte er den Leuten den Sachverhalt klar. „Unser Recht“, schloß er, „ist zweifellos und darum auch die Hilfe des Kreisamtes. Selbsthilfe jedoch führt nur zu Blut und Thränen, ohne zu nützen. Ich will noch heute zum Kreisamt reiten und die Klage anbringen. Ihr aber müßt mir beim Allerheiligsten schwören, daß Ihr in meiner Abwesenheit nicht zu den Waffen greifet!“

Vater Martin erhob die Monstranz, und sie leisteten knieend den Schwur . . .

Eine Stunde später war Taras auf dem Wege. Er

hatte sein bestes Pferd gewählt und entlieh am Abend ein anderes. Gleichwohl war er erst am Mittag des nächsten Tages in der elf Meilen entfernten Stadt. Aber vor ihm war bereits eine Estafette Hajek's an den Kreishauptmann Herrn Franz von Bauer eingelaufen.

Darum empfing der alte, bequeme Mann den Richter nicht gerade gnädig und wollte kein Protocoll mit ihm aufnehmen lassen. „Ich weiß ohnehin Alles!" versicherte er. Als aber Taras darauf bestand und der Beamte nun dieselbe Sache in so grundverschiedener Darstellung vernahm, ward er doch recht nachdenklich und ging eine Weile brummend und kopfschüttelnd in seinem Bureau auf und ab. Dann blieb er vor Taras stehen und musterte ihn scharf. „Sprichst Du die Wahrheit?" fragte er barsch.

Der Bauer hielt den Blick ruhig aus. „So wahr mir Gott helfe!" sagte er feierlich.

„Hm! hm!" Eine andere Antwort gab der alte Herr vorläufig nicht. Wieder durchmaß er kopfschüttelnd die große Amtsstube. Endlich blieb er wieder vor Taras stehen. „Der Teufel hole Euch Beide!" brach er los, „Gutsherrn und Bauern. Könnt Ihr denn gar nicht Frieden halten?! Das ist ein schönes Loos, auf seine alten Tage Kreishauptmann in Galizien zu sein". In dieser Tonart ging es noch eine Weile fort. „Geh' heim!" schloß er endlich sanfter. „Von hier aus kann ich nicht entscheiden, wer im Rechte ist. Ich schicke nächstens einen

Commissär. Die Todten könnt Ihr inzwischen jedenfalls begraben lassen, die machen auch wir nicht mehr lebendig!"

Beruhigt kehrte der Richter heim. Der Friede war nicht gestört worden, trotz des wilden Ingrimms der Bauern, als sie zusehen mußten, wie der Mandatar das geraubte Feld ruhig durchpflügen und besäen ließ. Die andere Hälfte, die ihnen geblieben, bestellte Taras selbst mit seinen Knechten. „Des Kaisers Schreiber muß ja bald kommen", tröstete er sich und die Anderen, „und dann wird Alles wieder gut!"

Der Beamte erschien denn auch, wenngleich erst zwei Wochen später, aber gut wurde dadurch wenig. Es war dies der k. k. Kreiscommissär Ladislaus Kapronski, den seine Collegen theils seines biederen Charakters, theils seiner Bewegungsweise wegen nur die „Schlange" zu nennen pflegten. So viel stand fest: vor einem Vorgesetzten war dieser Mann noch niemals gegangen, er hatte sich immer gewunden, und vielleicht verdankte er dieser immerhin interessanten Eigenthümlichkeit sein Avancement, vielleicht auch der Zahl seiner Dienstjahre, aber schwerlich seinen Verdiensten um den Staat. Man konnte dem widrigen Menschen, der hinter einem linkisch unterwürfigen Wesen große Heimtücke verbarg, mit Recht Vieles vorwerfen, aber wer ihm nachgesagt hätte, daß er seine Amtspflichten mit Verständniß und Tüchtigkeit erfülle, wäre einer Lüge schuldig geworden. Und da dieser allgemein beliebte Mann zudem

in dem Rufe stand, vor dem Schatten einer Henne zu erschrecken, geschweige denn vor einer erregten Menge, so war er sicherlich in jeder Beziehung der rechte Mann für diese Mission!

In der That machte er auch hier seinem Rufe keine Schande. Zunächst schaffte er die Untersuchung wegen Mordes in einer Art aus der Welt, die dem weisen Daniel alle Ehre gemacht hätte. „Beiden Parteien ist je ein Mann getödtet worden. Nehmen wir an, daß der Dimitri den Hritzko erschossen und der Hritzko den Dimitri. Gegen Todte kann keine Untersuchung geführt werden. Basta!" Ebenso bündig entschied er den Streit um den Acker. „Ich finde die Herrschaft", erklärte er den Bauern, „im Besitze des strittigen Feldes; sie vermag ihren Rechtstitel aus der Gutsbeschreibung zu erweisen; ich muß sie daher im Besitze schützen!"

„Und hätten wir Gewalt mit Gewalt vergolten", rief Taras bitter, „hätten wir Menschenblut vergossen, dann wären wir im Besitze geschützt?!"

„Nun", erwiderte Herr Kapronski hastig, „es war ja sehr brav von Dir, Gewaltthat zu vermeiden. Auch ist Besitz nicht Eigenthum. Wenn das Feld wirklich Euch gehört, so müßt Ihr den Grafen Borecki beim Kreisamte auf Herausgabe klagen. Aber bis diese Klage entschieden ist, darf sein Besitz nicht gestört werden!"

Die Bauern murrten. Taras wies sie zur Ruhe.

„Ist dies Alles, was Du uns zu sagen hast?“ fragte er den Commissär.

„Oh! noch etwas!“ rief dieser eifrig. „Ihr sollt erkennen, daß ich unparteiisch bin. Die beiden Gespanne Ochsen, welche der Herr Mandatar gepfändet, werden Euch noch heute zurückgestellt! Ich habe es so angeordnet — ich bin gerecht! Aber, ich wiederhole, des Grafen Besitz darf nicht angetastet werden, oder Ihr begeht ein Verbrechen!“

Diese letzten Worte rief er bereits vom Wagensitze herab. Dann fuhr er rasch von dannen. Es war ihm unter den Bauern recht schwül geworden und er athmete tief auf, als er das Dorf im Rücken hatte.

Nur einige Stunden war Taras trostlos, dann richtete er sich wieder auf. Er trat vor die Versammlung. „Recht muß Recht bleiben!“ rief er den Männern zu. „Ich vertraue auf Gott und den Herrn Kaiser! Wir müssen eben den Proceß führen!“

Aber nun war die Zeit vorbei, da sein Wort gebot und entschied. „Du hast Alles verschuldet!“ riefen ihm die Leute zu, „so trage Du die Verantwortung! Wir Männer von Zulawce führen unseren Streit mit Flinten, nicht mit Federn! Die eine Hälfte des Ackers ist durch Dein Zagen verloren gegangen, wir wollen keinen Proceß, der uns noch die andere kostet! Willst Du den Proceß, so führe ihn auf Deine Kosten“.

„Ich bin dazu bereit“, erwiderte Taras. „Wer eine

gerechte Sache vertritt, muß ihr zum Siege verhelfen, und wenn er selbst daran zu Grunde gehen müßte!"

Wieder ritt er zur Stadt; wieder suchte er den Kreishauptmann auf. Aber diesmal wies ihn der Beamte kurzweg ab. „Geh' zum Advocaten!" rief er. „Das Amt hat seine Pflicht gethan!"

„Das verstehe ich nicht", erwiderte Taras bescheiden, aber fest. „Ich will unser Recht, und der Herr Kaiser hat Dich ja hiehergesetzt, das Recht zu wahren!"

„Dummkopf!" brauste der alte Brummbär auf. Aber im selben Augenblicke reute ihn das heftige Wort. Er erhob sich, trat auf Taras zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich will es Dir erklären!" sagte er nachdrücklich. „Wenn Du den Mandatar erschießest, oder der Mandatar Dich, so geht das uns an, auch wenn Niemand gegen Dich oder ihn Klage führt. Das ist ein Verbrechen. Wenn Ihr hingegen behauptet, daß ein Acker, welchen der Graf besitzt, Euer Eigenthum ist, so geht das uns nur dann an, wenn Ihr die Klage einbringet. Das ist eine Streitsache. Also — geh' zum Advocaten und laß Dir die Klage machen. Verstehst Du mich nun?!"

„Nein!" erwiderte Taras. „Recht bleibt Recht, ob es nun um Leben oder Eigenthum geht. Der Gemeinde-Acker ist der Gemeinde so heilig, wie mir mein Leben! Auf Recht ist die Welt gebaut; wer Unrecht thut, stürzt die

Weltordnung um! Und das sollte den Kaiser und seine Schreiber nicht kümmern?"

„Ach ja!" seufzte der Beamte, „was sag' ich immer! — lieber Diurnist in Wien, als Kreishauptmann in Galizien! Ihr seid ja Wilde, Ihr habt ja gar kein Rechtsgefühl! Aber mit Dir wenigstens will ich mich nicht ärgern! Geh' mit Gott!"

Taras that, wie ihm geheißen. Als er draußen vor der Thür stand, überkam ihn das Weh der Enttäuschung, der ohnmächtigen Empörung so heftig, daß er alle Kraft zusammennehmen mußte, um nicht aufzuschreien wie ein verwundetes Thier.

Dann aber faßte er sich wieder und erfragte das Haus des einzigen Advocaten der Kreisstadt. Er hieß Dr. Eugen Starkowski. Der kluge Mann erfaßte den Sachverhalt rasch und schüttelte das Haupt. „Es war unvorsichtig", meinte er, „ein Grenzzeichen zu verrücken! Uebrigens, ich will mein Möglichstes thun".

„Wann kann eine Entscheidung kommen?"

„Frühestens im Herbste".

„So spät?" rief Taras erschreckt.

„Wahrscheinlich noch später!" meinte der Advocat. „Es liegt nicht an mir, aber die Herren beim Gerichte pflegen es sich gerne bequem zu machen!"

„Bequem zu machen!" wiederholte Taras mechanisch und starrte ihn an, fassungslos vor Erstaunen. „Bequem

zu machen!“ rief er noch einmal, aber diesmal wild und laut. „O Herr! das ist nicht gut! Das Recht sollte so allgemein und leicht erreichbar sein, wie Luft und Wasser! Denn bitterer als das Dürsten fällt es dem Menschen, wenn er nach dem Rechte lechzen muß!“

Der Anwalt blickte ihm prüfend in's Auge, zuerst lächelnd, dann mit warmer Theilnahme. „Noch einmal“, versprach er, „ich werde mein Möglichstes thun!“ Es klang diesmal anders, als früher.

In der That bot er seinen ganzen Einfluß auf, die Sache zu beschleunigen. Während sonst in der Regel ein halbes Jahr verging, ehe das Gericht der Gegenpartei die Klage behändigte, erhielt Herr Hajek dieselbe nach wenigen Tagen. Aber nun stand ihm die Frist dreier Monate offen, die Einrede einzubringen, und er machte vollen Gebrauch von dieser Frist. Wozu er dieselbe nützte, sollte den armen Bauern später klar werden. Erst am letzten Tage, der ihm noch hiefür gegönnt war, reichte er seine Schrift beim Kreisamte ein. Er führte darin dieselben Gründe an, welche er dem Taras mitgetheilt, und erbat, gleich den Klägern, die Absendung einer gerichtlichen Commission zur Vernehmung von Zeugen.

Der Anwalt des Taras las die Schrift mit Erstaunen. Er hatte jenen Antrag gestellt, weil die eidliche Aussage der Bauern das einzige Rechtsmittel war, um erweisen zu können, daß in der That vor fünfzehn Jahren eine Ver=

setzung des Grenzkreuzes stattgefunden. War dem nun wirklich so, dann gebot dem Mandatar sein Interesse, diese Vernehmung zu vereiteln, den Proceß durchwegs schriftlich zu führen und sich blos darauf zu berufen, daß die Gutsbeschreibung und der Augenschein für ihn sprächen. Was konnte ihn nun bewegen, jenes Mittel zu begehren, welches er verhüten mußte? Vergeblich grübelte der Anwalt darüber nach. „Hajek handelt unsinnig", dachte er, „wenn er nicht wirklich im Rechte ist oder wenn er nicht etwa die Zeugen bestochen hat!" Aber beide Vermuthungen schienen ihm gleich unwahrscheinlich; gegen die erste sprach die feierliche, erschütternde Art, in welcher der Richter seine Hilfe angerufen; gegen die zweite die Achtung, welche sich Hajek in der Kreisstadt erworben. Denn hier wußte man ja nichts von seinen Pariser Freuden und Leiden; er galt als liebenswürdiger, gebildeter Mann von achtungswerthem Charakter.

Das Gericht willfahrte natürlich dem Begehren beider Parteien. Derselbe Commissär, der im Mai den Criminalfall in Zulawce so trefflich entschieden, wurde nun im September als Civilrichter hingesendet. „Untersuchen Sie die Sache recht gründlich!" trug ihm der Kreishauptmann auf. „Vernehmen Sie sämmtliche Zeugen, welche die Parteien führen, reden Sie den Leuten ernst in's Gewissen! Noch einmal, Herr Kapronski, nehmen Sie sich Zeit und fürchten Sie sich nicht!"

Der Commissär verbeugte sich ehrfurchtsvoll und ging dann lächelnd zum Wagen. „Der alte Querkopf!“ murmelte er. „Als ob es auf die Zeit ankäme und nicht auf die Geschicklichkeit! Mich darf die Vernehmung keine zwei Stunden kosten. Je länger man mit diesem Pöbel spricht, desto wilder wird er ja! Also höchstens zwei Stunden!“

In der That brachte er dies Kunststück zu Stande. Als er am nächsten Tage um die zehnte Vormittagstunde vor der Schenke eintraf, empfing ihn eine überaus zahlreiche Versammlung. Alle Bauern von Zulawce standen im Festkleide da; Männer, Weiber und Kinder. Ferner der hochwürdige Martin, welcher diesmal, um den seltenen Besuch seinerseits auch durch eine Seltenheit zu ehren, völlig nüchtern war. Und endlich kam auch auf die Kunde von dem Eintreffen des Beamten Herr Hajek herbei, hinter ihm Boleslaw Stipinski mit einer zahlreichen Schaar von Knechten. Der Commissär sprang vom Wagen, lüpfte seinen Hut zum Gegengruß und ließ dann einen Tisch unter die Linde bringen.

„Das ist mein erstes Instrument“, sagte er zu Herrn Hajek, „das zweite habe ich mir mitgebracht“. Er deutete auf den dicken Kanzlisten, der eben mit einem riesigen Tintenfaß und einem schweren Pack Papier beladen vom Wagen herabkletterte und auf den Tisch zuhinkte. „Und das dritte wird leicht zu requiriren sein: ein Crucifix!“

Es wurde rasch aus dem nächsten Hause herbeigeholt und auf den Tisch gestellt.

„Eigentlich sollten wir“, flüsterte ihm der Kanzlist zu, „auch zwei brennende Kerzen . . .“

„Wozu?“ unterbrach ihn der Commissär lächelnd. „Ich werde den Leuten selbst ein Licht aufstecken!“ Aber als er nun zu reden begann, klang seine Stimme etwas unsicher: „Ihr wißt, warum ich gekommen bin. Ich habe zu erkunden, wo das schwarze Kreuz, welches heute in der Mitte des Gemeindeackers steht, vor sechzehn Jahren gestanden ist. Alles Andere kümmert mich nicht und ich nehme es nicht zu Protocoll. Wer also nichts über diese Sache zu sagen hat, entferne sich! — habe die Güte, sich zu entfernen!“ verbesserte er sich rasch.

Nur einige Tagelöhner aus der Ebene traten bei Seite, die Anderen Alle behaupteten ihren Platz; ein solches Schauspiel war eben nicht alle Tage zu sehen.

„Die eine Partei“, fuhr Herr Kapronski fort, „behauptet, daß das Kreuz vor fünfzehn Jahren umgestellt wurde. Sowohl daran, als auch an das Gegentheil, kann sich nur Derjenige genau erinnern, der schon damals zurechnungsfähig war, also heute wenigstens dreißig Jahre alt ist. Wer jünger ist, möge — hm! — möge so freundlich sein, zu gehen!“

Noch immer regte sich diese lebende Mauer nicht: Herr Kapronski blickte wie Hilfe suchend um sich und der

Richter erbarmte sich seiner. „Habt Ihr nicht gehört?!“ rief er mit weittönender Stimme. „Wer noch nicht sein dreißigstes Jahr erreicht, hat hier nichts zu suchen!“

Der Zuruf übte sofort seine Wirkung. Zuerst liefen die Mädchen kichernd davon, dann die Weiber und Kinder, endlich die jungen Bursche. Aber es blieben noch immer an zweihundert Menschen festgeballt vor dem Gerichtstische stehen.

„Und nun gebt Acht!“ fuhr der Commissär fort. „Wer sich nicht genau daran erinnert, wo das Kreuz vor sechzehn Jahren stand, hebe die Rechte auf!“

Nur zwei Hände streckten sich empor: die der Führer beider Parteien. „Ich bin erst seit anderthalb Jahren im Dorfe“, sagte der Mandatar. „Und ich seit zehn Jahren“, bemerkte der Richter.

„Thut nichts!“ erwiderte Herr Kapronski. „Ich bitte Sie dennoch, hier zu bleiben, weil diese Menschen sonst vielleicht — hm!“ Er räusperte sich verlegen und setzte dann laut hinzu: „Also — der Unparteilichkeit wegen! Treten Sie an den Tisch zur Rechten, Herr Mandatar, und Ihr, Herr Richter, zur Linken!“

„Nun höret abermals!“ wandte er sich wieder an die Menge. „Wer sich genau erinnert, daß das Kreuz auch vor sechzehn Jahren in der Mitte des Ackers stand, wie heute, trete zur Rechten, also auf jene Seite, wo der Herr Mandatar steht. Wer sich aber genau daran erinnert,

daß das Kreuz vor sechzehn Jahren noch dicht am Flusse stand und erst ein Jahr später von dort entfernt und an seiner heutigen Stelle aufgerichtet wurde, trete zur Linken, dorthin, wo der Richter steht . . ."

Die Scheidung vollzog sich unter dumpfem Gemurmel, aber als sie vollendet war und nun beide Parteien einander getrennt gegenüberstanden, da erhob sich wilder Zornruf, Schimpf und Verwünschung. „Ihr Hunde!" riefen die Bauern und schwangen die Beile. Denn drüben standen nicht blos, wie sie erwartet, die Knechte, Maier und Sassen der Herrschaft, sondern auch einige der Ihren, Tagelöhner und herabgekommene Hausväter, Lumpe und Schelme. Welch' schlimmer That man sie auch sonst fähig gehalten, Niemand hätte ihnen offenen Verrath an ihrem Dorfe zugetraut. Denn das erscheint den Ruthenen als schlimmste Schandthat: das Band der Gemeinde gilt ihnen heiliger, als jedem anderen Volke. Aber tiefer und schmerzlicher, als diese Niedertracht des besitzlosen Gesindels, empörte es die Männer, daß sie den Sohn ihres einstigen Richters gleichfalls im Feindeslager erblicken mußten. Auch Harasim Woronka war nach rechts getreten. Was bei den Anderen das Geld bewirkt, hatte bei ihm der Rachedurst vollbracht; nun endlich konnte er dem tödtlich gehaßten Fremdling einen bösen Streich spielen. Denn je grimmer ihm sein Laster an Kraft und Vermögen zehrte, desto fester war seine Ueberzeugung geworden: „Ohne den Taras wäre ich

heute Richter, der reichste Mann des Dorfes und der Gatte der Anusia!" Und alle Gutthat, welche ihm der Edle erwiesen, hatte nur seinen Grimm und Groll gemehrt. Zu feig, um dem Verhaßten an Leib und Leben zu greifen, hatte er sich vom Mazuren Boleslaw zu dieser Art der Rache überreden lassen. Aber als er nun das Versprechen erfüllen mußte, da regte sich doch sein Gewissen und er zitterte an allen Gliedern.

„Elendes Mannweib!" schrien ihm die Männer zu, „du schändest Deinen Vater im Grabe!" Harasim wurde todtenfahl und griff, wie ein Ertrinkender, mit den Händen in der Luft herum; es ist der furchtbarste Vorwurf, der einem Sohne dieses Volkes gemacht werden kann. Vielleicht wäre er im nächsten Momente zurückgekehrt in die Reihen der Menschen, zu denen er nach Blut und Schicksal gehörte. Aber Boleslaw ersah sein Schwanken, ergriff den Zitternden mit mächtiger Faust und schob ihn hinter sich.

„Gewalt!" heulten die Bauern auf und drangen auf den Riesen ein. Es schien, als müßte die nächste Secunde Mord und Entsetzen bringen.

Mit verschiedenen Empfindungen blickten die Männer am Tische auf die wilde Scene. Der Commissär war todtenbleich geworden, er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Anders Herr Hajek; er hatte Mühe, seinen Triumph zu bergen, und zwang sich eine Trauermiene auf, als er zu dem Beamten sagte: „Nun werden Sie mir wohl gerne glauben, wie

schwer es ist, gegen solche Menschen sein gutes Recht zu behaupten!" Der Treffliche hätte viel darum gegeben, wenn eines dieser geschwungenen Beile auf das Haupt des Harasim niedergesaust wäre.

Es kam nicht dazu, Dank der Entschlossenheit des Richters. Wohl hatte der Verrath des Harasim ihn noch tiefer empört, als all' die Anderen, aber kaum einen Athemzug lang gab er sich dieser Empfindung hin, dann raffte er sich auf und that seine Pflicht. „Zurück!" rief er. „Zurück!" wiederholten die Aeltesten seinen Ruf, und so drängten die drei Männer die Wüthenden langsam nach links, daß wieder der Raum frei wurde zwischen den beiden Haufen.

Herr Kapronski zitterte noch immer an allen Gliedern; die bleichen Lippen zuckten, aber er brachte keinen Laut hervor. Ein lächerlicher und doch im Grunde trauriger Zwischenfall kam ihm zu Hilfe und lenkte die Aufmerksamkeit von seinem jämmerlichen Zustande ab. Nachdem nämlich die Leute wieder geschieden standen, da gewahrte man erst, daß ein Mann keine Partei ergriffen, sondern fein in der Mitte stand: der hochwürdige Martin Sustenkowicz. Freilich sah das Wort Gottes von Zulawce in diesem Momente nicht gerade so aus, wie ein Mann, der ruhigen Gemüthes, imponirend und vermittelnd, zwischen zwei Streitenden steht — im Gegentheil, recht ängstlich und kleinmüthig blickte er drein, schielte nach rechts

und nach links, und dann wieder hilfesuchend zu dem Gerichtstische hin.

„Hochwürdiger!“ rief der Maier, „was soll das heißen?! Du hast mir gestern zugeschworen, daß die Herrschaft im Rechte . .“

„Hm! — ja! — gestern!“ stammelte der Pfarrer, warf einen scheuen Blick auf die Bauern und trippelte nach rechts.

„Halt! Väterchen!“ rief der Aelteste Alexa und faßte ihn am Kaftan, „hast Du mir nicht vor einer Stunde gesagt: ‚Euer ist der Acker, denn ich selbst habe das neue Kreuz vor fünfzehn Jahren eingesegnet?!‘“

„Hm! — ach! — eingesegnet!“ wiederholte der Bedrängte in maßloser Verwirrung, blieb stehen und wischte sich die schweren Schweißtropfen von der Stirne.

Der Mandatar erbarmte sich seiner Noth. „Kommen Sie hieher, Herr Pfarrer“, sagte er, „an meine Seite! Oder noch besser“, fügte er mit bitterem Spotte hinzu, „hinter den Tisch, dicht an das Crucifix. Wir haben keine Kerzen, so mag denn das Licht, welches von Ihrem ehrwürdigen Gesichte strahlt, alle Zeugen erbauen und erschüttern!“

Der Commissär hatte sich mühsam gefaßt. Er konnte wieder sprechen, wenn auch mit umflorter Stimme. „Wir schreiten nun zum Eide“, sagte er, „denn die Aussage habt Ihr bereits abgelegt, indem Ihr Euch dahin oder dorthin gestellt. Wer seine Aussage nicht beeiden will, erhebe die Hand!“

Niemand rührte sich.

Herr Kapronski gerieth wieder in große Bedrängniß. Er hätte die Sache so rasch als möglich abthun mögen, aber diese unerhörte Sachlage legte ihm ja eine Ermahnung als gebieterische Pflicht auf. „Liebe Leute!" sagte er hastig, „ein Meineid ist kein Kinderspiel! Denket an Gott! Und dann — hm! die irdische Strafe! Es kann ja — hm! nur eine der beiden Parteien im Rechte sein. Also noch einmal: wer will — hm! nicht schwören?"

Auch diese ebenso würdige als erschütternde Ermahnung übte keine Wirkung. Der Einzige, dessen Hand empor zuckte, Harasim Woronka, ließ sie wieder sinken, als ihm der Mazure in's Ohr flüsterte: „Memme! willst Du, daß Dein Freund Taras auch ferner die Nase hoch trage?!"

Dem Commissär trat der Angstschweiß auf die Stirn: dieses Resultat konnte er dem gestrengen Herrn Kreishauptmann denn doch nicht gut vorlegen. „Das ist ein schwerer Fall!" seufzte er, zum Mandatar gewendet. „Wünschen Sie vielleicht, daß ich die Leute durch den Pfarrer zur Wahrheit ermahnen lasse?"

„Gewiß!" erwiderte Hajek mit ernsthafter Miene, „ich halte dies für ein ebenso wirksames als würdiges Mittel!"

Aber Taras schüttelte das Haupt. „Herr Commissär", sagte er, „es ist ein rechtes Unglück für die Gemeinde einen solchen Pfarrer zu haben! Wie er ist, hast Du selbst gesehen. Aber was sollen wir armen Bauern thun? Wir

müssen uns bemühen, seine heiligen Weihen zu achten, da wir ihn selbst nicht achten können. Darum vermeiden wir jede Gelegenheit, wo er uns lächerlich erscheinen muß, denn es thut nicht gut, wenn die Leute sich daran gewöhnen, ihren Pfarrer zu verspotten. Beim allmächtigen Gott, Herr Commissär, es thut nicht gut! Und nun entscheide Du, ob es schicklich ist, daß er jetzt eine Predigt an die Leute halte. Ich meine: ein Schwur ist eine ernste Sache, eine furchtbar ernste, Herr Commissär!"

Kapronski athmete erleichtert auf. Die Bauern waren ja die Kläger; wenn es ihnen erwünscht war, daß eine fernere Ermahnung unterbleibe, so war er jedenfalls außer Verantwortung. Er trat vor. „Wir schreiten also zur Vornahme der Eide!" Die Leute entblößten ihr Haupt, er that desgleichen. Dann sagte er den Bauern noch einmal vor, was sie beeiden sollten. Und hierauf traten sie der Reihe nach vor das Crucifix, gaben ihren Namen an, erhoben mit den Worten: „Ich schwöre", die drei Finger der Rechten und konnten wieder gehen. Dann kamen die Anhänger des Mandatars an die Reihe und waren gleichfalls im Handumdrehen fertig.

Der Commissär zog seine Uhr. „Eine Stunde vierzig Minuten!" murmelte er triumphirend. Dann lüpfte er abermals den Hut zum Gruße, bestieg hastig seinen Wagen und fuhr davon.

Fünftes Capitel.

Der Herbst pflegt in diesen Vorbergen die schönste Jahreszeit zu sein, die einzig schöne. Denn der Winter ist lang, bang und schaurig, der Frühling kühl und von kurzer Dauer, der Sommer übermäßig heiß und fast täglich durch Gewitter getrübt. So zeigt die Natur in diesem Anland des Waldgebirgs nur im Herbste ein mildes, freundliches Antlitz; die Sonne scheint stetig und warm, die Lüfte sind fast unbewegt und von unsäglicher Klarheit, und dieses sanfte Prangen dauert lange, oft bis tief in den November hinein. In jenem Jahre war es anders; schon um Mariä Geburt zogen die Vögel von dannen, die Erde wurde jählings kahl und fahl, die Sonne verbarg sich hinter schwerem Dunstgewölk, und schon vierzehn Tage nach jenem Feste, am Tage der heiligen Thekla, schwammen die ersten Schneeflocken in der trüben, grauen Luft. Dann kamen einige heitere, aber bitter kalte Tage und wieder ein Schneefall, Stunde um Stunde, Tag um Tag; die graue Dämmerung schien nicht enden zu wollen. Bang und miß-

muthig saßen die Leute in ihren Hütten; der frühe Winter erschreckte sie, noch mehr die Erzählungen der alten Leute von dem grausamen Winter, der mehr als vierzig Jahre vorher, 1792, diese Landschaft heimgesucht und gleichfalls schon an jenem Festtage begonnen. Damals war die Kälte im Gebirge so hoch gestiegen, daß die Menschen kaum mehr in's Freie zu treten wagten, weil ihnen jeder Athemzug schmerzhaft in die Lungen schnitt und die Glieder nach wenigen Minuten so erstarrt waren, daß Mehrere auf dem Wege von dem einen Ende des Dorfes zum andern niedersanken und elend verkamen. Und so hoch hatte sich damals der Schnee gethürmt, daß die Leute in den Einschichten selbst dann, wenn die Kälte zeitweilig nachließ, sich den Weg zur Kirche und Schänke nicht bahnen konnten; es war das Gräßliche geschehen, daß ein altes kinderloses Ehepaar in seiner Einsamkeit verhungerte. So steht es in den Chroniken geschrieben, aber die Greise von Zulawce waren eben nicht anders, als die Greise der übrigen bewohnten Welt, und stellten ihre Erlebnisse noch viel furchtbarer dar, als dieselben ohnehin gewesen. Die Gespenster der Furcht wurden wach in den niedrigen Hütten und legten sich lastend auf die Gemüther.

Aber das waren nicht die einzigen bösen Gäste, die mit dem Winter gekommen; auch die Noth hatte ihren Einzug gehalten. Der Ertrag ihres Gemeinde-Ackers war ja den Leuten zur Hälfte geraubt worden, und schon dieser Entgang

hätte sie schwer genug getroffen. Nun war noch zudem die Ernte eine kümmerliche gewesen, und die furchtbare Kälte drohte die Winterfrucht zu zerstören. So gesellte sich zu der Bedrängniß des Augenblicks die Sorge um die Zukunft. Wäre solcher Kummer über Bewohner der Ebene gekommen, sie hätten still geklagt und das Haupt demüthig vor Gott gebeugt. Anders die wilden, trotzigen Männer von Zulawce; in starken Naturen schlägt der Kummer leicht in Zorn um. Grimmig und grollend lehnten sie sich gegen ihr Geschick auf und suchten nach einem Opfer, dem sie die Verantwortung aufbürden konnten. Es war leicht gefunden, denn wer anders, meinten sie, habe den Verlust des Ackers verschuldet, als Taras der Richter?

Das waren schwere Tage für den wackeren Mann, und kaum hätte er ihren Druck zu ertragen vermocht, wenn ihn nicht die felsenfeste Ueberzeugung beseelt hätte, daß jeder nächste Tag die günstige Entscheidung des Kreisamtes bringen werde, bringen müsse. So gewann er die Kraft, Tag um Tag seine harte Pflicht zu erfüllen. Der Mandatar forderte erbarmungslos, was ihm irgend zukam; die Gemeinde konnte oder wollte es nicht leisten. Sprach Taras den Leuten gütig zu, die Waldrobot zu thun, die auch diesmal an den Forstmeister von Prinkowce vermiethet war, so entgegneten sie ihm finster: „Das ist nicht unsere Schuldigkeit, und wohin es führt, wenn man gegen den Böhmen nachgiebig ist, solltest Du wissen! Auch können wir nicht arbeiten,

die Entbehrung hat uns schwach gemacht. Hätten wir die Frucht zu verzehren, die zwischen Kreuz und Fluß gewachsen, wir wollten nicht klagen". Erklärte er ihnen darauf, daß er das Amt nun nicht weiter führen könne, so lachten sie höhnisch: „Unser Väterchen Stefan, der leider im Grabe ruht, war Richter für gute und böse Tage; willst Du es nur für die guten sein?" Diese Worte wirkten auf ihn tiefer, als die leidenschaftlichen Beschwörungen seines Weibes; er beschloß auszuharren, und da es nicht anders ging, so ließ er die Waldrobot durch seine Knechte leisten oder durch Tagelöhner, die er aus eigenem Gelde bezahlte.

„Wir sind ja wohlhabend", tröstete er sein Weib, „und wenn ich die Schuldigkeit für die Gemeinde abtrage, so greife ich dadurch nicht die Mitgift an, welche Du mir zugebracht; ich habe sie ehrlich durch eigenen Fleiß gemehrt. Auch werde ich mit Recht Ersatz fordern dürfen, wenn bessere Tage kommen. Gott muß ja ein Einsehen haben und diese Drangsal wieder von uns nehmen, wie er sie geschickt. Und auch des Kaisers Schreiber müssen die Sache endlich entscheiden und dem Dorfe zusprechen, was ihm gebührt".

Aber diese Entscheidung wollte noch immer nicht kommen. Die Wochen verrannen langsam, in Noth und Mißmuth, auch das Weihnachtsfest wurde trübselig genug begangen. Denn stetig währten die Schneestürme fort, und

wenn sich zeitweilig der Himmel klärte, so brach auch die Kälte doppelt bitter ein.

Endlich, am Dreikönigstage 1837, nahm wenigstens diese Unbill des Wetters ein Ende. Schon in der ersten Frühe wurden die Leute durch ein seltsames Brausen in den Lüften erweckt, und als sie bestürzt in's Freie eilten, da schlug es ihnen warm entgegen; es war der Südwind, den sie so sehnsüchtig erhofft. Er währte nicht lange genug, um die ungeheuren Schneemassen zum jähen Schmelzen zu bringen, kaum zwei Stunden hindurch, aber auch nachdem er verstummt, hob sich die Kälte nur unmerklich wieder, kaum über den Gefrierpunkt.

In freudiger Erregung ging Alt und Jung zur Kirche; Männer, die seit Jahren durch Feindschaft geschieden gewesen, nickten einander fröhlich zu, wenn sich ihre Blicke begegneten; auch den Taras begrüßten überall so heitere Mienen, so herzliche Worte, wie sie ihm seit jenem traurigen Apriltag nicht geworden. So stark und allgemein war dieses Gefühl der Entlastung, der Dankbarkeit für Gottes Erbarmen, daß es selbst den Pfarrer erfaßte und aus jenem traurigen Zustande emporhob, in den er seit lange gerathen. Denn nachdem er die Messe gelesen und sich die Leute nun entfernen wollten, weil er ihnen ja seit Jahren regelmäßig die Predigt schuldig geblieben, da geschah das Unerwartete, daß er sie zu verweilen bat, die Kanzel bestieg und zu reden begann. Sie war kein Meisterwerk, diese

Rede, aber sie gab jener Empfindung Ausdruck, die Aller Herzen erfüllte, und darum rührte sie alle Herzen . . .

Es war eine gute Stimmung unter den Leuten, als sie aus der Kirche traten und, wie gewöhnlich, auf dem Platze vor derselben zusammenstanden. Das Wetter wurde beredet, die Predigt, der Proceß. „Wer weiß", hörte man selbst diejenigen sagen, die dem Taras das Leben am schwersten gemacht, „vielleicht wird noch Alles wieder gut".

Am fröhlichsten war Taras selbst. Er ging unter den Männern umher, gab und empfing freundliche Worte. „Wir wollen auf Gott vertrauen", sagte er. „Wie er die tödtliche Kälte von uns genommen, so wird er auch das Unrecht abwenden. Mir sagt es mein Herz! Die Entscheidung ist gewiß schon unterwegs und wird sehr bald eintreffen".

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sich etwas begab, was in Komödien sehr häufig, im Leben sehr selten zu geschehen pflegt: die sofortige Erfüllung seines Wunsches. Vom Pruth her, die Dorfstraße empor, kam ein kleiner Schlitten, dessen Gespann ein Bauer lenkte, während auf dem Rücksitze ein runder, dicht zusammengerollter Ballen Pelzwerk lag. Von einem Menschen war nichts zu gewahren, bis der Schlitten mitten unter den Bauern anhielt. Da begann sich der Ballen zu bewegen, wälzte einen riesigen Schafpelz ab, dann einen Fuchspelz, bis endlich der Kern erkennbar wurde: ein kleiner, buckliger, ältlicher Mann in ärmlicher städtischer Tracht. Er richtete sich

auf und fragte sehr herablassend: „He! Ihr Leute, ist nicht der Richter unter Euch?!“

Die Männer lachten über das putzige Männchen; Taras trat zum Schlitten. „Was wünschest Du?“ fragte er lächelnd.

Der Fremde gab vorerst keine Antwort. Er zog aus der Tasche ein Futteral heraus, aus diesem eine mächtige Brille. Die setzte er sich würdevoll auf das gerümpfte Näschen und sagte dann, des Gekichers nicht achtend, das immer lauter erscholl, gemessen und feierlich: „Zu mir sagt man „Herr!“ Ich heiße Herr Michael Stupka und bin Beirath des Herrn Dr. Eugen Starkowski . . .“

Bebend stürzte Taras auf ihn zu und faßte ihn am Arme. „Der Proceß ist entschieden?“ stammelte er. „Du bringst die Schrift vom Advocaten?“

Die Bauern drängten heran. „Gottlob!“ riefen sie, „wir haben den Acker wieder! . . . Hoch der Richter! Es mußte ja so kommen! . . . Leset die Schrift vor!“

Der Schreiber wand sich unter dem eisernen Griffe, der seinen Arm gefaßt hielt. „Laß los!“ stöhnte er. „Freilich ist der Proceß entschieden, aber . . .“ Er stockte verlegen, die erregte Menge machte ihn bangen.

Taras wurde fahl. Mit starker Faust faßte er das Männchen an der Brust, hob es vom Schlitten empor und stellte es dicht vor sich hin. „Gewonnen?“ rief er, „er muß ja gewonnen sein?!“

„Ich bin nicht schuld daran!“ jammerte der Kleine. „Bin ich unter Wilde gerathen? Laß los! . . . Ich bin ja nur Beirath oder eigentlich nur Schreiber! . . . Der Herr Doctor hat sich alle Mühe gegeben! . . . Uebrigens ist ja das Judicium primae instantiae nicht entscheidend . . .“

Die letzten Worte hatte Taras sicherlich nicht verstanden, aber wohl ebensowenig die früheren. Sein Antlitz war verzerrt, er wankte, wie ein Trunkener. „Verloren?“ rief er; das Wort entrang sich nur in heiserem Flüstern seiner zusammengepreßten Kehle. Aber um so lauter riefen es die Bauern und drängten ungestüm heran.

Der Schreiber hatte inzwischen zwei Briefe hervorgezogen. „Da! das Urtheil des Kreisamtes und ein Schreiben des Herrn Doctors“.

Taras hatte sich mühsam gefaßt. „Wir können nicht lesen“, sagte er dumpf. „Du mußt uns sagen, was in den Schriften steht. Wem ist der Acker zugesprochen?“

Es schien Herrn Stupka nicht klug, auf diese Frage zu antworten. Er brach das Amtssiegel. „Ja, ja, liebe Leute“, versicherte er eifrig, „sehr gerne will ich es Euch vorlesen und übersetzen . . .“

Aber Taras fiel ihm in's Wort. „Wem?“ wiederholte er seine Frage.

„Nun, allerdings“, stotterte der Schreiber, „so gewissermaßen — der Herrschaft!“

„Du lügst!“ rief Taras wild und gellend. Aber die anderen Männer lachten höhnisch auf: „Uns hast Du es nicht glauben wollen, daß ein Proceß vergeblich ist, so glaube es doch dem Urtheil!“

Wüthend, seiner Sinne nicht mehr mächtig, ballte der Richter seine Fäuste gegen die Spötter. Aber die beiden Aeltesten traten hinzu und hielten ihn zurück. „Fasse Dich“, bat Simeon, sein treuester Freund. „Was etwa zu geschehen hat, wollen wir später erwägen. Höre vorerst das Urtheil an!“

Der Schreiber entfaltete das Document. „Im Namen des Kaisers!“ begann er laut und feierlich die Eingangsformel zu übersetzen. Die Bauern entblößten ehrfurchtsvoll das Haupt, nur Taras rührte nicht an seine Pelzmütze. Simeon machte ihn leise darauf aufmerksam, aber er schüttelte finster das Haupt. Der Freund blickte ihn scheu an und trat einen Schritt von ihm zurück. Die Anderen jedoch bemerkten es nicht, sie horchten dem Urtheil.

Es war ein langes, gründliches, wohlmotivirtes Actenstück, natürlich in deutscher Sprache verfaßt, welche ja damals die allgemeine Gerichtssprache in Oesterreich war. Es war nicht leicht, den sonderbar gewundenen Curialstyl in schlichtes Ruthenisch zu übersetzen; aber Herr Michael Stupka wußte als gewiegter, praktischer Jurist diese Schwierigkeiten mühelos zu bewältigen. Das Urtheil wies die Klage der Gemeinde ab, weil sie ihre Ansprüche nicht

zu begründen vermocht. Der Titel des factischen Besitzes und der Wortlaut der Gutsbeschreibung sprächen für die Herrschaft, gegen dieselbe nur die Eide der Bauern. Aber diese seien durch Gegeneide entkräftet. Das Kreisamt habe in dieser civilrechtlichen Sache nicht des Näheren zu verfolgen, ob eine der Parteien einen bewußten, böswilligen Meineid geschworen; wohl aber sei es ihm Pflicht gewesen klarzustellen, welchem der Eide höhere Glaubwürdigkeit und Beweiskraft beizumessen sei. Die Entscheidung müsse zu Gunsten der Herrschaft lauten. Denn erstlich sei es höchst auffallend, „daß sich dem Protocoll zufolge gerade der Richter des Dorfes gegen eine Vermahnung durch den Pfarrer ausgesprochen . . .“

Bis zu dieser Stelle hatte Taras schweigend und regungslos gehorcht. Nun aber überlief ein Zittern seinen Körper; die Fäuste ballten sich. „Ihr Schlangen“, keuchte er, „Ihr giftigen Schlangen!“

„Schweige!“ bat ihn Simeon flehentlich und legte den Arm um den Wankenden. Aber dieser brachte ohnehin keinen Laut mehr hervor; seine Augen schlossen sich, er schien einer Ohnmacht nahe.

Zweitens aber, fuhr der Schreiber zu erläutern fort, seien unter Jenen, welche für die Herrschaft geschworen, auch Hausväter des Dorfes, also Männer, die hiedurch ihren eigenen Vortheil geschädigt. Um so höher sei ihr Eid anzuschlagen. In Anbetracht all dieser Gründe werde

die klägerische Partei abgewiesen und in die Kosten verurtheilt — „von rechtswegen!“

„Von rechtswegen!“ wiederholten die Männer höhnisch. Nur Taras blieb stumm. Er griff sich an's Herz und schlug zu Boden, plump und schwer, als hätte ihn ein Blitzstrahl gefällt.

Lange Stunden lag er in tiefster Ohnmacht. Sie hatten den Betäubten in sein Haus getragen; weder das Jammern seines Weibes, noch die Mittel, welche sie anwendeten, schienen ihn wieder erwecken zu können. Und als er endlich die Augen aufschlug, da sprach er so wirre Worte, daß die Umstehenden erschraken. „Nun muß die Erde einstürzen!“ rief er immer wieder, „das Heiligste ist geschändet!“ Dann überkam ihn, in dessen Augen noch Niemand Thränen gesehen, ein heftiger Weinkrampf; er beklagte sein Loos und verlangte schluchzend nach seinen Kindern, um Abschied von ihnen zu nehmen. So stürmisch wiederholte er diesen Wunsch, daß man ihm willfahren mußte. Von Mitleid und Grauen erfüllt, verließen die Nachbarsleute die Stube; nur Simeon Pomenko durchwachte die Nacht am Lager des Kranken; die Anderen aber trugen die Nachricht in's Dorf hinaus, daß der Richter wahnsinnig geworden.

Herr Hajek vernahm es erst am nächsten Morgen, bei seiner Heimkunft aus Zablotow, wo er die Nacht mit den Husaren-Offizieren am Pharao-Tische verbracht. Der

Maier Boleslaw dachte ihm dadurch eine rechte Freude zu machen und war sehr erstaunt, als der Mandatar eine finstere Miene zog. Es war dies keine Heuchelei; Graf Georg hatte seinen Bekanntenkreis in Paris neuerdings stark vermehrt und zu den Wucherern endlich auch die Gerichts-Executoren gefügt; Herr Hajek brauchte Geld für ihn und nicht minder für sich selbst; da nun die eine Unthat geglückt war, ließ sich ja bei nächster Gelegenheit vielleicht eine andere ausführen. Und für dieses Vorhaben mußte es sehr werthvoll sein, wenn ein Richter im Dorfe gebot, der sein eigenes Leben einsetzte, um Gewaltthat zu verhüten.

„Wahnsinnig?" fragte er darum mit aufrichtiger Betrübniß. „Es wird hoffentlich nicht so schlimm sein! Geh' zu seinem Weibe und sage, ich sei gern bereit, den Physicus aus Kolomea auf meine Kosten holen zu lassen".

Der Mazure blickte ihn verblüfft an. „Herr", sagte er dann, „mit einem Dutzend Bauern will ich es aufnehmen, und meinetwegen mit dem Teufel selbst, aber was diese Anusia betrifft — Herr! das ist eine Huzulin! Ich habe nämlich auch nur zwei Augen zu verlieren!"

Unwillig fügte er sich dem wiederholten Befehle und schlich zaghaft dem Hause des Richters zu. Als er jedoch in die Stube trat, hellte sich seine Miene auf; am Lager des Taras weilten nur die beiden Aeltesten, Simeon und Alexa. Sie sprachen dem Kranken Trost zu. Aber noch immer hatte sich jenes Gewitter nicht ausgetobt,

welches seine Seele durchwühlte und sein Wesen scheinbar gänzlich verwandelte. Noch immer schluchzte der sonst so standhafte Mann fassungslos, wie ein Kind. Seine Freunde überlief ein Grauen, als er stets von neuem klagte: „Ich habe mein Leben in Ehren geführt und muß es nun in Schmach vollenden! Was soll aus meinen Kindern werden, wenn ich ausführe, was mir nun mein Herz gebietet?"

Als der Maier eintrat, verstummte er und das helle Blut stieg ihm in die bleichen Wangen. Simeon erhob sich hastig, den unwillkommenen Besuch abzuweisen, aber Taras wehrte es ihm. „Komm' nur heran, mein Freund Boleslaw!" rief er bitter. „Welch' freudige Nachricht hast Du mir zu verkünden?"

Der Maier trat näher und richtete verlegen seinen Auftrag aus.

„So! einen Arzt!" wiederholte Taras. „Nun, ich bin nicht erst seit heute überzeugt, daß der Herr Mandatar ein braver Mann ist". Dann schloß er die Augen und lag lange ruhig, wie ein Schlummernder.

Unschlüssig stand der Maier da. „Soll ich —" begann er, zu dem Aeltesten gewendet. Aber bei dem Klange seiner Stimme schlug Taras die Augen wieder auf. „Geh!" rief er so laut, so befehlend, daß der Riese zusammenfuhr und schleunigst die Thür suchte.

Mit seltsamem Lächeln blickte ihm Taras nach.

„Gottlob!“ sagte er, „diese Botschaft ist mir zur rechten Zeit gekommen. Euer Zureden, Freunde, hat nichts gefruchtet, aber der Hohn des Feindes gibt mir meine Kraft wieder. Ich will gegen mein gräßliches Geschick kämpfen, so lange ich vermag!“

„Welches gräßliche Geschick?“ fragte Simeon begütigend. „So besinne Dich doch! Du hast eine gerechte Sache geführt und bist in Ehren unterlegen. Das ist Alles!“

„Alles!“ bestätigte der Richter. „Aber eben darum, weil die Sache eine gerechte ist — doch wozu davon sprechen! . . . Ihr habt mich wohl für krank oder wahnsinnig gehalten, als ich so fassungslos jammerte?“ Die Männer blickten verlegen vor sich hin. „Nun“, fuhr er mit zitternder Stimme fort, „ich will hoffen, daß niemals die Stunde kommt, wo Ihr erkennet, wie klaren Geistes ich da war! Möget Ihr nie meine Thränen verstehen lernen! . . . Aber“, setzte er hinzu, „damit sich dieser Wunsch erfülle, muß ich meine Kraft wieder zusammennehmen. Ist noch der Schreiber hier?“

„Nein!“ erwiderte Simeon. „Das Männchen hat mir, nachdem Du hingesunken, hastig die beiden Schriften in die Hand gedrückt und ist davongefahren, so rasch die Pferde laufen konnten. Es hat an allen Gliedern gezittert und geschworen, solche Aufträge übernehme es sein Leben lang nicht wieder!“

Taras lächelte. „Da muß der Pfarrer den Brief

vorlesen“, sagte er. „Tretet vor die Hausthür, ich mache mich gleich zurecht“.

„Schone Dich noch!“ bat Simeon.

„Es gilt mein Geschick!“ brauste Taras auf, und die Männer verließen die Stube.

„Was hältst Du davon?“ fragte Alexa seinen Gefährten, als sie vor der Thür harrten.

„Das mag Gott wissen“, erwiderte Simeon bekümmert, „Ich muß nur immer daran denken, daß er sein Haupt nicht entblößte, als das Urtheil verlesen wurde“.

Aus dem Flur vernahmen sie die Stimme der Anusia, sie wollte ihren Gatten nicht gehen lassen. „Du fällst ja um!“ jammerte sie. Aber Taras, obwohl bleich im Antlitz, schritt ganz fest einher.

Die drei Männer begaben sich zu Vater Martin. Als sie die Thür des Pfarrhofs öffneten, kam ihnen seine Wirthschafterin mit verweinten Augen entgegen. Es war dies ein ältliches Mädchen aus dem Dorfe, Praxenia, welches den kleinen Haushalt versah, seit die Gattin des Popen verschieden war.

„Ach“, schluchzte sie, „wie freue ich mich, Richter, daß wenigstens Du nicht verrückt bist! Nämlich, eben war die alte Hania da und hat mir erzählt: ‚Denke nur, der Richter ist ganz um seinen Verstand gekommen!‘ Ach, habe ich erwidert, was sind das für böse Zeiten! Zuerst eine so grimmige Kälte und dann werden gar an einem

Tage zwei Männer im Dorfe verrückt! Und was für Männer! — der Pfarrer und der Richter! Denn, lieber Taras, bei Dir scheint zwar, so viel ich sehe, wieder Alles in Ordnung, aber mein Hochwürdiger ist wirklich seit gestern Mittag verrückt, ganz verrückt!"

„Es wird nicht so schlimm sein", tröstete Taras, „er hat wohl wieder einmal zu viel getrunken".

„Ach nein", schluchzte Praxenia, „das wäre ja nicht beängstigend, das ist ja alle Tage vorgekommen; es hat ihm geschmeckt und Alles war gut. Aber seit gestern, Richter, hat er keinen Tropfen mehr getrunken, der arme, alte Mann, der es so gewohnt ist, sondern starrt nur immer vor sich hin und spricht dummes Zeug!"

„Hm", meinte Simeon, „ich kenne ihn seit zwanzig Jahren, das ist allerdings sehr bedenklich".

„Nicht wahr? Ach, das habe ich ja eben der Hania gesagt und mit ganz denselben Worten, Simeon, so wahr Gott meiner Seele gnädig sei. Wißt Ihr aber, wie das Unglück entstanden ist? Durch die Predigt! Wirklich nur durch die Predigt! Höret nur! Gestern Morgens trete ich zu ihm in die Stube und sage ihm, ich dummes Ding — aber warum hätte ich es ihm eigentlich nicht sagen sollen? — „Väterchen!" sag' ich, „die Kälte hat sich gebrochen und es ist großer Jubel im Dorfe!" — „Ei! Ei!" sagt er, „das freut mich sehr!" und nimmt sich kaum Zeit, seinen Morgen-

schnaps zu trinken, dann schlüpft er in seinen Kaftan und läuft auf die Gasse. Nach einer halben Stunde ist er schon wieder da, ganz aufgeregt, seine Augen leuchten. „Väterchen!" sage ich zornig, „Du bist beim Avrumko gewesen, ich sehe es Dir an den Augen an, und das ist gar nicht hübsch von Dir — vor der Messe thut man so etwas nicht". Er aber schwört, daß ich ihm Unrecht thue, nur die Freude hat ihn so aufgeregt. „Ach, Praxenia!" sagt er, „welch' ein schöner Tag! Wo man hinhorcht, wird Gott gepriesen! Das hat mich so erfreut, Praxenia, ich muß heute eine Predigt halten!" — „Väterchen!" sage ich streng, „das wirst Du bleiben lassen. Du bringst es nicht mehr zu Stande, und die Leute lachen nur, wie vor fünf Jahren ... weißt Du noch?!" — „Ich weiß", sagt er, „aber heute wird es besser gehen", und läßt es sich wirklich nicht ausreden, sondern geht in die Stube, riegelt sich ein und läuft da unter lautem Gerede auf und ab, bis die Glocken läuten. Bekümmert gehe ich zur Kirche, und wie er wirklich die Treppe zur Kanzel emporsteigt, denke ich mir: „Steige nur, Väterchen, Du wirst es bald bedauern, daß Du Deiner Praxenia ungehorsam warst". Er aber — nun, Ihr wart ja auch dabei und wißt, wie schön er gesprochen hat, ohne zu stottern, ohne sich zu schneuzen, ohne sich hinter dem Ohr zu kratzen — die erbaulichsten Worte, als hätte sie ihm Gott selbst in den Mund gelegt! Alle waren gerührt, Alle! Und ich, ich gehe also ganz stolz heim, das Essen

anzurichten. Heute, denk' ich, wirst Du nicht mit ihm zanken, selbst wenn er gleich zum Avrumko geht und erst Nachts heimkommt. Aber wie ich die Thür öffne, sitzt er schon in seiner Stube und die Thränen rinnen ihm wie Bäche über die Wangen. „Ach! Praxenia!" schluchzt er, „Gott ist barmherziger, als ich verdiene, da läßt er mich alten, versoffenen Lumpen noch so eine Freude erleben!" Ich weiß nicht, was ich darauf erwidern soll, gehe in die Küche, trage das Essen auf und stelle die Karaffe mit Schnaps daneben. „Komm, Väterchen!" rufe ich hinein, und er setzt sich auch gehorsam zu Tische, rührt aber keinen Bissen an, sondern starrt nur so vor sich hin. „So trinke wenigstens ein Gläschen!" bitte ich. — „Nein!" sagt er ganz entschieden. „Nein! Nein!" Da erschrecke ich sehr und denke mir gleich: er ist krank oder sein Verstand ist verwirrt! Und so war es auch, Leute! Von Mittag bis in die tiefe Nacht lief er in seiner Stube auf und ab und sprach so allerlei heilige Sachen vor sich hin, und wenn ich fragte: „Was machst Du, Väterchen?" so erwiderte er nur: „Laß mich!" oder: „Die Predigt muß ja fertig werden!" Erst um neun Uhr flößte ich ihm etwas Suppe ein und brachte ihn zu Bette, was nicht schwer war, denn wohl ist er kaum sechzig Jahre alt, aber wenn er keinen Schnaps im Leibe hat, könnte ihn ein Kind bewältigen. „Nun schlafe!" befahl ich; aber wieder gehorchte er mir nicht, sondern lag mit offenen glänzenden Augen da und flüsterte immer vor sich

hin. Und so liegt er noch jetzt — ich fürchte, es geht mit ihm zu Ende!"

Die Männer trösteten die Klagende, aber als sie in die Stube traten und sich über das Lager des Kranken beugten, da erkannten sie gleichfalls, daß er sich während dieser kurzen Frist erschrecklich verändert. Das Antlitz war bleicher und schmaler geworden, die Furchen tiefer, und die Augen blickten wirr und unheimlich.

Den Taras erkannte er doch sofort. „Ach! der Richter!" flüsterte er. „Und er war siebzig Jahre ein gerechter Richter im Lande! . . . Die Glocken läuten, ich muß predigen gehen . . . Was willst Du?"

„Ich wollte nach Deinem Befinden fragen und Dich bitten, mir einen Brief vorzulesen".

„Einen Brief?" fragte der Pope. „Ach ja! der Brief Pauli an die Korinther . . . „Wenn ich mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht" ... „Die Liebe glaubt Alles und hofft Alles und duldet Alles". . . . Er war wieder in seinen Fieberphantasien.

Unverrichteter Dinge gingen die Männer von dannen. „Es ist seltsam", sagte Simeon mit trübem Lächeln, „unser Pope hat bei gesundem Verstande nie so erbauliche Dinge gesprochen, wie jetzt . . . Du meinst wohl auch, daß er sterben wird?"

Taras gab keine Antwort. „Ich muß zur Stadt", sagte er dann, wie aus tiefen Gedanken emporfahrend.

„Was kann in einem Briefe stehen? Ich muß mit dem Advocaten selbst sprechen, so rasch als möglich".

Er sagte es so entschlossenen Tones, daß sie ihm nicht zu widersprechen wagten. Auch Anusia mußte ihn gewähren lassen, so schwer es ihr fiel. „Laß' die Sache ruhen!" bat sie. „Und wenn Du schon ein Opfer bringen willst, so gib der Gemeinde zum Ersatz den Acker, den wir vor zwei Jahren angekauft. Aber wirf doch wenigstens unser gutes Geld nicht den Federfuchsern in den Rachen!"

Er umarmte und küßte sie. „Du bist ein treffliches Weib", sagte er, „aber diese Sache verstehst Du nicht. Es handelt sich ja nicht blos um das Recht der Gemeinde, sondern um mein, Dein und der Kinder Loos!"

„Was sprichst Du da?" rief sie angstvoll. Er aber erwiderte nichts mehr, bestieg den Schlitten und fuhr zur Kreisstadt.

Als er am nächsten Tage in das Vorzimmer des Advocaten trat, fuhr Herr Stupka mit einem Angstschrei vom Stuhle auf und stürzte in das Zimmer seines Chefs. „Herr Doctor!" hörte ihn Taras angstvoll stöhnen. „Ein Gespenst . . . der todte Richter steht draußen!"

Lächelnd trat der Advocat seinem Besucher entgegen und begrüßte ihn herzlich. „Ich dachte mir gleich", sagte er, „daß mein Schreiber übertrieben. Dich hat wohl nur die schmerzliche Enttäuschung einen Augenblick hingeschmettert?"

„Nein!“ erwiderte Taras. „Es war mehr; es war das Bewußtsein, daß dieses Urtheil auch über meine Zukunft entscheidet, falls es nicht abgeändert werden kann. Dies zu erfragen, bin ich gekommen. Vielleicht steht es in Deinem Briefe, Herr Doctor, ich kann nicht lesen —“

„Im Briefe stehen nur die Kosten verzeichnet“, erklärte Dr. Starkowski. „Hundertzwölf Gulden. Ich sage es nicht, um Dich zu mahnen, Du kannst die Zahluug nach Bequemlichkeit leisten. Von einem weiteren Rechtsmittel steht nichts darin. Denn zur Fortführung eines Processes pflege ich nur dann zu rathen, wenn Aussicht auf Erfolg ist . . .“

„Herr Doctor“, sagte der Richter langsam, mit tonloser Stimme, „überlege wohl, was Du sagst! Es steht viel auf dem Spiele!“

Dieser Ton und das entstellte Antlitz des Mannes befremdeten den Anwalt. „Ich kann mich ja irren“, sagte er. „Aber die Vernehmung, auf die ich große Hoffnungen gesetzt, hat schlimmen Erfolg für uns gehabt, obwohl sie, nach dem Protocoll zu schließen, sehr gewissenhaft durchgeführt wurde“.

„Gewissenhaft!“ rief Taras und erzählte dann ruhigen, gehaltenen Tones die Scene vor der Schänke und wie man im Dorfe den Kaufpreis nenne, welchen der Mandatar jedem der Lumpe und Schelme für ihren Eid bezahlt. „Hilf mir, Herr, in meiner Noth!“ schloß er.

Die schlichten Worte, fast tonlos geflüstert, wirkten auf den Advocaten stärker, als jede Beschwörung. Vielleicht hatte den alten, wackeren Herrn die Ueberzeugung von der Heiligkeit seines Berufes nie vorher so tief ergriffen, als bei der Erzählung dieses Bauers, vielleicht niemals war sein Wunsch heißer, ein Helfer zu werden! Er versprach dem Richter, sofort den Recurs an das Gubernium zu richten und eine nochmalige Vernehmung zu beantragen. „Wohl stünde uns", erklärte er ihm, „noch ein anderes, rascheres Rechtsmittel zu Gebote: Du könntest die Anzeige wegen Meineids erstatten. Aber wenn uns der Wahrheitsbeweis nicht gelingt, so kommst Du als Verleumder selbst in den Kerker. Dieser Gefahr mag ich Dich nicht aussetzen und wähle darum den andern Weg".

„Thue, wie Dir recht scheint!" erwiderte Taras. „Ich glaube allen Deinen Worten. Aber was ist das für eine Welt, wo man in den Kerker kommen kann, wenn man die Wahrheit behauptet?! Ist nicht Alles auf Recht und Wahrheit gegründet? Kann die Erde noch bestehen, wenn Lüge und Unrecht siegen?!"

Der Advocat wußte sicherlich die rechte Antwort auf diese Frage, eine traurige, bittere Antwort, aber er wagte sie diesem Manne nicht zu verkünden. So begnügte er sich denn, ihm nochmals treueste Verwendung für die Sache zu versprechen und entwarf wirklich schon am nächsten Tage, von einer Empfindung gedrängt, deren er sich selbst kaum

für fähig gehalten, die Berufung an das Obergericht, während Taras mit seinem Knechte wieder der Heimat zufuhr.

Als die Beiden am Abend in die Nähe des Pruth kamen, vernahmen sie vom Dorfe her das Geläute der Glocken und sahen am Abhang gegen Prinkowce rothen Lichtschein durch den Nebel schimmern. „Feuer!" rief der Knecht erschreckt und hielt die Rosse an.

Taras spähte hin, dann zog er die Mütze vom Haupte und bekreuzte sich andächtig. „Fahr zu!" befahl er. „Es ist Fackelglanz vom Friedhofe. Sie begraben unsern Popen!"

So war es auch. Vater Martin war am Morgen verschieden, und schon am Abend betteten sie ihn zur Ruhe, wie dies damals allgemeiner Brauch war in den Bergen. Man vernahm kaum eine Klage an seiner Bahre, wohl nur der Schmerz der Praxenia war ein aufrichtiger. „Ach, Ihr Leute!" schluchzte sie immer wieder, „an der Predigt ist er gestorben, und nicht, wie der Arzt sagte, an Altersschwäche". Aber die Bauern glaubten weder dem Arzte, noch der Wirthschafterin, sie hatten ihre eigene Meinung. „Der schlechte Schnaps des Avrumko", sagten sie, „läßt die Leute nicht alt werden. Würde er gutes, starkes, ungewässertes Getränk ausschänken, wir könnten Alle hundert Jahre leben, gleich unseren Vorvätern".

Wie gering auch die Trauer um den alten Herrn war, sie lenkte doch die Aufmerksamkeit der Leute von dem

verlorenen Processe ab, und noch lebhafter beschäftigte alle Gemüther die Frage, welchen Wesens sein Nachfolger sein würde. Es war dies wahrlich nicht bloße Neugier; ein Seelsorger jener Landschaft bedeutet für seine Pfarrkinder ein gut Stück ihres Schicksals, und sie müssen auch dieses thatlos erwarten; ein Einfluß auf die Wahl steht ihnen nicht zu. Aber die Bewohner von Zulawce hatten nicht lange zu harren und konnten mit der Entscheidung wohl zufrieden sein.

Schon nach drei Wochen zog in das verödete Haus ein junger Pope ein, Leo Woronczuk mit Namen, der bis dahin in Borkowka, einem Dörfchen der Ebene, als Vicar gewirkt. Es sprach sehr für ihn, daß ihm die Männer von Borkowka fünf Meilen weit das Geleite gaben, bis zur Pruthbrücke, wo ihn Taras an der Spitze der Bauern empfing. Und noch mehr gewann es ihm die Herzen, daß der junge, stattliche Mann nicht allein kam, sondern mit einer blühenden, runden Gattin und drei rothen, dicken Bübchen. Gegen einen ledigen Pfarrer, einen Witwer oder einen Mönch des Basilianer-Ordens, haben die Bauern in Ostgalizien immer ein Vorurtheil; sie meinen, das sei ein halber Mensch, der Anderer Leid und Glück, Sorgen und Gedeihen nicht recht verstehen könne. Vater Leo verstand dies Alles, und nicht blos deshalb, weil er Weib und Kind hatte. Er war kein Ausbund von Gelehrsamkeit, dieser arme Dorfpfarrer, keine Musterkarte

aller Tugenden, er war ein Mensch mit menschlichen Schwächen, aber er hatte ein warmes Herz, und wenn auch der Kreis seiner Anschauungen nicht allzuweit über den seiner Bauern hinausreichte, so beherrschte er doch diese kleinen, engen Verhältnisse mit scharfem Verstande. Nur zögernd hatte er die neue Stelle angetreten, dem Zwange der Verhältnisse gehorchend, weil das kärglich besoldete Vicariat die wachsende Familie nicht mehr ernähren konnte. Was vielleicht eine höher geartete, eine Apostelnatur gelockt hätte: der schlimme Ruf, den die Männer von Zulawce in der Ebene hatten, schreckte ihn; er fühlte nicht den unwiderstehlichen Drang, gutzumachen, was Vater Martin verschuldet; ihm wäre es weit lieber gewesen, wenn er der Führer einer Gemeinde hätte werden können, in welcher nicht ein so furchtbares Zeichen sittlicher Fäulniß sichtbar geworden, wie es der gemeinsam abgelegte Meineid vieler Menschen war. Aber nachdem er sich dem Wunsche seiner Vorgesetzten gefügt, stand der eherne Entschluß in ihm fest, auch hier seine Pflicht zu thun, ohne Rücksicht darauf, daß sie hier schwerer war, als anderwärts.

Vor Allem mühte er sich, die Aufgabe zu erkennen, die er zu lösen hatte, festzustellen, wie breit und tief jene sittliche Verderbniß wurzle. Er that dies still und geräuschlos, ohne um das Vertrauen der Leute zu buhlen, ohne ihnen eindringlich Himmel und Hölle auszumalen.

Auch seine Predigten waren schlicht, fast alltäglich. „Das könnte ja ein Bauer auch!" meinten die Zuhörer, weil er auf der Kanzel weder schluchzte, noch donnerte. Aber allmälig erkannten sie doch, daß sich aus diesen prunklosen Reden manches gute Wort mitnehmen ließ, während auch er sich bald zu seiner Freude sagen konnte, daß diese Menschen weitaus besser seien, als ihr Ruf. Denn neben dem Hauptlaster, welches in jener Gegend so allgemein ist, wie Luft und Wasser, der Trunksucht, befleckte sie doch eigentlich nur ihr Hang zu trotziger Gewaltthat. Gewissenlos fand er sie nicht, ihr Rechtsgefühl war ein reges, wenn auch etwas getrübt durch den ungezähmten, egoistischen Instinct des Naturmenschen. Welche Partei im September des Vorjahres den rechten Eid, welche den Meineid abgelegt, war dem Pfarrer bereits nach wenigen Wochen klar, obwohl er es vermied, jeden Einzelnen aufzugreifen und ihm in's Gewissen zu sprechen. Es war freilich nur eben eine moralische Ueberzeugung, gleichwohl war ihm zu Muthe, als könnte er selbst einen Eid darauf ablegen, daß das schwarze Kreuz erst im Sommer 1821 in der Mitte des Gemeinde-Ackers aufgerichtet worden. Aber wie stark auch sein ehrliches Herz die Empörung über den Frevel empfand, der hier geschehen, den doppelten Frevel am Eigenthum und an der Gewissensruhe armer, roher, leicht zu mißleitender Menschen, so dämmte er doch sein Empfinden zurück und verrieth dem

Mandatar mit keinem Worte, mit keiner Miene den tiefen Abscheu, den er gegen ihn empfand. Nicht etwa dem schlauen Eigennutz entsprang diese Zurückhaltung, sondern der klugen Erkenntniß, daß er dem Rechte und dem Frieden in der Gemeinde vorläufig weit mehr nützen konnte, wenn er den rücksichtslosen Schurken durch sein Benehmen zwang, den Schein der Wohlanständigkeit festzuhalten.

In der That ließ sich Herr Hajek täuschen. Er hielt den Popen für einen biederen, aber überaus beschränkten Mann und behandelte ihn danach, indem er ihn mit Schmeicheleien überhäufte, ihm in kleinen Dingen einen vermittelnden Einfluß gönnte. Wenn Vater Leo im Schlosse erschien, um den Aufschub oder die Erleichterung irgend einer Abgabe für die Gemeinde zu erwirken, gab Herr Hajek gerne nach. „Ich habe ja nur immer den Frieden gewollt", betheuerte er. Denn so lange der Proceß währte und damit auch die Gefahr einer neuen Vernehmung, kam es ihm viel darauf an, von dem Popen für einen edelmüthigen Mann gehalten zu werden, dem nicht einmal Härte zuzutrauen war, geschweige denn offene Gewaltthat und Verleitung zum Meineid.

So gewann Taras an dem Popen unvermuthet einen Helfer und allmälig noch mehr: einen ehrlichen Freund. Der verdüsterte Mann hatte auf dieses Glück kaum mehr zu hoffen gewagt und gab sich demselben nur zaghaft hin.

Das Verhältniß zwischen den beiden gleich achtungswerthen, aber grundverschiedenen Männern gestaltete sich bei aller Innigkeit ganz eigenthümlich; das letzte, tiefste Wort blieb unausgesprochen, weil jedem der Beiden im Grunde doch das volle Verständniß für die Eigenart des Anderen fehlte.

Je näher der Pope dem Richter trat, desto größer war seine Freude darüber, daß er auch einem solchen Menschen auf Erden begegnen durfte, so ohne Falsch und Makel und eigennützige Regung, nur vom eigenen Rechts- und Pflichtgefühl in seinem Handeln geleitet, dem Glauben an eine sittliche Weltordnung mit grenzenlosem Vertrauen hingegeben. „Das ist ein echter Christ!" dachte der Pope, aber zuweilen überkam ihn auch, ihm selbst unerklärlich, der ketzerische Gedanke: „Dieser Mensch brauchte nicht einmal den Glauben an ein künftiges Leben, um so zu sein, wie er ist!" Zweifelnd schwankte er zwischen diesen Gedanken, aber unerschütterlich blieb seine Freude an dem reinen Menschen und der Wunsch, ihm hilfreich zu sein. Darum suchte er ihm die schwere Last des Verkehrs mit dem Mandatar nach Kräften zu erleichtern, indem er als Vermittler auftrat, darum ward er nicht müde, die Männer des Dorfes aufzuklären, wie rechtlich sich allzeit ihr Richter benommen. Es war in der Art, wie der junge Pope für seinen älteren Freund eintrat, etwas von der Zärtlichkeit des Vaters für sein Kind. In der That erschien ihm Taras oft nur wie ein guter, unverdorbener

Knabe. „Ich würde ihn ganz verstehen“, dachte er, „wenn er erst vierzehnjährig wäre!“ Größer als sein Wohlwollen war sein Staunen darüber, wie dieser Mann noch immer der Welt Lauf und der Menschen Wesen so wenig kannte. Wenigstens glaubte er dies aus allen seinen Handlungen schließen zu sollen, was nun freilich ein Irrthum war. Dem Richter fehlte nicht die Fähigkeit, die Dinge zu sehen, wie sie waren, wohl aber die Fähigkeit, diese Erkenntniß irgendwie zu nützen. Er gehörte zu den seltenen Menschen, denen vom Schicksal auferlegt ist, nur dem Zwange ihrer eigenen Natur folgen zu müssen, zu den Menschen, welche eben darum durch keine Riesenhand gebeugt, aber oft mit lächerlich geringer Mühe gebrochen werden können. Trauriges geschieht oft, Tragisches selten; die wenigen reinen, echten Trauerspiele, welche das Schicksal auf Erden dichtet, haben stets solche Menschen zu Helden . . .

Auch Taras verstand seinen neuen Freund nicht ganz. Er hätte die Stunde, da Leo in's Dorf gekommen, auch dann gesegnet, wenn ihm dieser fremd geblieben wäre. Denn schmerzlicher als die anderen Bauern hatte er die unwürdige Führung des Todten empfunden, weil sein Instinct für das Rechte und Gute schärfer war. Er wußte, daß mancher Pope der Landschaft seine Pflichten nicht besser erfüllte, als der selige Martin, gleichwohl empfand es sein Herz als etwas Entsetzliches, daß der Richter eines Dorfes aus Ehrfurcht für die Heiligkeit des Eides eine Ermahnung des

Seelsorgers hatte vereiteln müssen! Nun war mindestens diese Last von ihm genommen, im Pfarrhofe saß ein verständiger, pflichteifriger Mann, und als sich dieser Wackere ihm zudem in Wort und That herzlich erwies, da steigerte sich sein Dank zu grenzenloser Ergebenheit. Aber auch er empfand trotz alledem ein leises Staunen über des Andern Art. Wenn der Pope einen verlotterten Menschen vermahnte, so pflegte er ihm stets nur einen bestimmten Fehler vorzurücken: „Du bist in Allem ein braver Mann; aber Du vergeudest Dein Gut beim Avrumko; lege dies ab!“ Das ist ja eine Lüge, dachte Taras, der Mensch ist noch durch viele andere Laster befleckt, der Pope weiß es so genau, wie ich; darf ein Mann lügen, wenn auch um eines guten Zweckes willen?! Schlichtete Vater Leo einen Streit zweier Hausväter, so legte er Beiden eindringlich das Wort der Bergpredigt an's Herz: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen!“ Er mühte sich, einen Vergleich zu ermöglichen, auch wenn der Eine der Streitenden nur aus Irrthum oder gar aus bösem Willen des Andern Gut begehrte; darf ein Mann, fragte sich Taras, Unrecht herbeiführen, wenngleich in reinster Absicht? Wollte der Pope von dem Mandatar eine Begünstigung für die Gemeinde erlangen, so hörte er nicht blos geduldig das reiche Selbstlob des Schurken an, sondern fügte noch gern ein Wort aus Eigenem hinzu; darf man aus Barmherzigkeit heucheln? fragte sich der Richter. Und als

sie eines Tages von einem solchen schweren Gange heimkehrten, da trat ihm diese lang und bang im Herzen gehegte Frage laut auf die Lippen.

Der Pope lächelte. „Es steht", erwiderte er, „im Evangelium geschrieben: „Seid klug wie die Schlange".

„Und ohne Falsch, wie die Taube!" rief Taras, „das steht dort gleichfalls geschrieben!"

„Gewiß!" sagte der Pope, „und ich handle danach. Falsch ist, wer einen Andern trügt, um ihn zu schädigen! Das thue ich niemals; stets will ich das Gute fördern, das Schlimme bekämpfen; aber weil ich leider nicht mit Engeln zu thun habe, sondern mit Menschen, so wende ich eben menschliche Mittel an".

Taras schüttelte den Kopf. „So wäre Trug", sagte er, „doch zuweilen ein erlaubtes Mittel, einer guten Sache zu nützen?"

„Niemals!" erwiderte der Pope. „Aber wenn ich einen Schlechten dadurch vom Bösen abhalte, zum Guten wende, daß ich ihn nicht verachtungsvoll, sondern freundlich behandle, so schädige ich ihn nicht, noch trüge ich ihn — im Gegentheil, ich nütze ihm!"

Der Richter ging lange schweigend neben dem Freunde her, dann sagte er leise, aber fest: „Verzeih', Trug bleibt Trug! Ich verstehe Dich nicht!"

„Leider!" erwiderte der Pope und blickte voll zärtlichen Mitleids zu dem Riesen empor . . . „Das große Kind!"

dachte er. Aber welche Schatten schon damals über dem Manne lagen, das wußte auch Leo nicht. Nur zuweilen überkam ihn die Ahnung, daß dieses kindlich reine Herz hilflos im Banne dunkler Gewalten liege. Er schloß es aus äußeren Zeichen: Taras lächelte selten, versank, wenn er sich unbeachtet glaubte, in starres Brüten, und in sein kräftiges Antlitz gruben sich früh die Furchen der Sorge. Auch kam zuweilen Anusia in's Pfarrhaus und klagte da ihr Leid: „Er schläft kaum mehr, grämt sich bei Tag und Nacht und kommt um die Kräfte".

„Aber was kann es sein?" fragte der Pope.

„Nun, der verdammte Proceß!" schluchzte das leidenschaftliche Weib und ballte die Fäuste: „Ich wollte, ich könnte den Mandatar erwürgen und des Kaisers Schreiber dazu!"

Der Pope verwies ihr die Rede, hielt auch ihre Vermuthung für irrig. „Der Proceß kann es nicht sein", sagte er. „Taras spricht ruhig darüber und hofft mit Zuversicht auf ein günstiges Urtheil des Guberniums. Was ihn bedrückt, kann nur das getrübte Verhältniß zum Mandatar und der Gemeinde sein, und dieses bessert sich jetzt zusehends — durch mein Zuthun", fügte er mit einigem Selbstgefühl hinzu.

Der brave Mann ahnte nicht, daß er dem Freunde nur eine äußerliche Last erleichterte, jene, die diesem gleichsam nur auf den Schultern lag und die er ohnehin hätte

ertragen können, während dem stillen Dulder eine andere, schwerere Last schier das Herz abdrückte. Denn Taras schwieg gegen Jedermann, auch gegen seinen Seelenhirten, weil er wohl fühlte, daß der Widerstreit ihrer Naturen eine Verständigung über tiefgeheimste Empfindungen unmöglich mache. „Er würde traurig werden“, dachte er, „traurig und zornig, aber überreden könnte er mich nicht. Das könnte überhaupt kein Mensch, vielleicht nicht einmal Gott. Denn wenn er ruhig zusieht, wie auf Erden Unrecht geschieht, dann muß er auch die Folgen geschehen lassen!“

Es stand schon damals schlimm um Taras, sehr schlimm. Er war äußerlich ruhig geworden, aber der furchtbare Gedanke, der ihn bei der Verkündigung jenes Urtheils so fassungslos niedergeworfen, blieb in ihm lebendig. Dieser Gedanke wuchs nicht an in den langen, schweren Monden, die nun folgten, aber er minderte sich auch nicht. Während er so Tag um Tag seine Pflicht erfüllte und des Bescheides aus Lemberg harrte, war ihm zu Muthe wie einem Wanderer, der in dumpfer Gewitterschwüle über die endlose Haide zieht. Bleiern und unbewegt ist die Luft, dicht hangen die schweren, dunklen Wolken hernieder, bange schreitet der Wanderer durch die unheimliche Oede, dem losbrechenden Wetter, dem tödtlichen Blitzstrahl entgegen. Nirgendwo ein schützendes Obdach, er muß durch die Schwüle weiter hasten, vielleicht dem Tode zu — seine einzige Hoffnung ist, daß sich urplötzlich der Ostwind erhebe und die Wolken verjage . . .

Aber wie soll er auf diesen rettenden Windstoß hoffen, während die heiße, stille Luft sich ermattend um seine Glieder schmiegt und die Wolken ewig drohend zu seinen Häupten stehen?! So zieht er gebeugten Hauptes seinen Pfad, müde, hoffnungslos, der Gefahr entgegen . . .

Sechstes Capitel.

Der Herbst war gekommen, wieder nur ein kühler, unfreundlicher Herbst. Taras hatte geduldig ausgeharrt; aber ihm bangte es vor sich selbst, wenn er daran dachte, auch die trostlose Dämmerzeit des Winters in diesem stumpfen Hinbrüten zubringen zu müssen. So begab er sich denn zum Popen und bat ihn, in seinem Namen eine Anfrage an den Anwalt zu schreiben.

Vater Leo blickte ihn prüfend an; das Antlitz des Mannes war ruhig. „Du denkst zu viel an den Proceß!“ sagte er gleichwohl.

„Nicht mehr, als nöthig“, erwiderte Taras. „Was etwa darüber zu grübeln war, habe ich mir bereits ausgedacht“.

Der Pope schrieb den Brief; die Antwort kam nach einer Woche. Er habe, theilte der Advocat mit, bereits im August um Beschleunigung des Verfahrens, insbesondere um Anordnung der neuen Vernehmung gebeten. Eine Antwort sei bisher nicht erfolgt.

Taras seufzte tief auf, als ihm der Pope diesen Brief mittheilte. „Das wird ein harter Winter werden“, klagte er leise.

Der Pope nahm die Worte nicht schwer. „Deine Pflicht hast Du gethan“, sagte er, „das muß Dich trösten“.

„Trösten kann es nicht“, erwiderte Taras, „aber stark machen. Wer seine Pflicht zu thun begonnen, muß sie auch ferner erfüllen, bis an's Ende“.

Es wurde wirklich ein harter Winter für den Harrenden, aber je schwerer die Last auf seiner Seele wuchtete, desto sorgsamer schien er sie den Anderen verbergen zu wollen. „Er seufzt nicht mehr vor sich hin“, erzählte Anusia erfreut ihrer dicken, behäbigen Freundin, der Frau Popadja. „Auch findet er jetzt Gefallen an einem Vergnügen, dem er bisher selten nachgegangen ist: er ist ein eifriger Jäger geworden!“

In der That strich Taras in jenem Winter wochenlang in den Bergen umher, den Bären zu erlegen. Allerdings wußten jene drei Bursche, die ihn regelmäßig begleiteten, weil sie in fast abgöttischer Liebe an ihm hingen, die beiden Söhne seines greisen Freundes Simeon, Hritzko und Giorgi Pomenko, dann jener Jüngling, dessen Bruder auf dem strittigen Acker erschossen worden, Wassilj Soklewicz, wenig von besonderer Lustigkeit des Richters zu erzählen. „Er ist im Walde noch viel schweigsamer, als im Dorfe“, berichteten sie, und die Jagd scheint ihm

nur deshalb Vergnügen zu machen, weil er ein trefflicher Schütze ist. Er freut sich nicht an dem lustigen Leben unter den Tannen, nicht an der Aufregung, wenn das Thier getrieben wird, sondern nur an dem guten Schuß, mit dem er es niederstreckt".

Noch war dieser Winter nicht zu Ende und Taras eben wieder auf der Jagd im Bergwald, als eines Tages, im März 1838, dem Popen ein dickes Schreiben aus der Kreisstadt zukam. Es kam vom Advocaten und enthielt außer dem Urtheil des Guberniums einen Brief an Vater Leo. „Ich wende mich", schrieb Dr. Starkowski, „an Sie, hochwürdiger Herr, weil ich aus Ihrem Schreiben im vorigen Herbste entnommen habe, daß auch Sie für den Richter Barabola lebhafte Sympathie empfinden. Theilen Sie ihm den Inhalt des beifolgenden Urtheils schonend mit. Wie ich den Mann kenne, wird er gebrochen zusammensinken und für lange verstört bleiben. Die Rechtsmittel sind erschöpft, der Advocat ist mit seiner Weisheit zu Ende, nun hat der Seelsorger seine schöne Pflicht zu erfüllen".

Der Pope gerieth in Erregung, und diese steigerte sich, als er von Simeon erfuhr, wie tief Taras durch das erste Urtheil gebeugt worden. „Das arme, große Kind", seufzte er, „es wird wohl ernstlich krank werden".

So trat er denn, nachdem Taras von der Jagd zurückgekehrt, betrübt vor den Freund hin und suchte ihn durch eine lange, salbungsvolle Rede auf die schlimme

Kunde vorzubreiten. Aber Taras benahm sich anders, als der Pope gefürchtet. Er wurde bleich, die drohende Furche zwischen den Brauen trat deutlicher hervor, doch zitterte seine Stimme kaum, als er fragte: „Das Gubernium hat also gleichfalls die Klage abgewiesen?!"

„Ja!" sagte Vater Leo kleinlaut. „Aber Du darfst es Dir nicht zu Herzen nehmen, Du hast ja redlich" —

„Was steht im Urtheil?" unterbrach ihn Taras ruhig wie früher, nur daß er sich fester auf den Tisch stützte, neben dem er stand.

Der Pope zog das Schriftstück hervor, verlas und erläuterte es. Das Gubernium lehnte eine neue Vernehmung ab, weil kein Grund hiezu vorliege; wie aus dem Protokolle ersichtlich, sei die erste in aller Form Rechtens erfolgt. Im Uebrigen wiederholte es die Gründe des Kreisamtes und bestätigte dessen Entscheidung.

Taras horchte bis zum letzten Worte mit derselben starren Miene. „Ich danke Dir!" sagte er dann tonlos. „Aber nun laß' mich allein. Auch Du, Anusia. Ich muß das Weitere überlegen".

„Was willst Du noch darüber grübeln?" wendete Vater Leo schüchtern ein. „Der Anwalt schreibt mir, daß alle Rechtsmittel erschöpft sind. Beuge Dich dem Rathschlusse Gottes!"

„Davon später", erwiderte Taras mit einem Lächeln, welches den Popen tief erschreckte. „Du sollst um deine

Predigt nicht kommen! Aber nicht jetzt . . . nicht jetzt!" wiederholte er heftig.

Unschlüssig blieb Leo stehen. Da kam ihm Anusia zu Hilfe. Schluchzend war sie bisher auf der Ofenbank gesessen, nun richtete sie sich auf. „Bleib', Pope", flehte sie und ergriff des Gatten Hand. „Mann!" rief sie schrill. „Tobe, jammere, prügle den Schurken im Schlosse blau und gelb, wenn es Dir das Herz erleichtert, aber verbirg Deine Wuth nicht in Dir! Sei nicht so ruhig, Mann — ich sterbe vor Angst! Ich weiß, warum Du uns aus der Stube schickst. Du willst Dir ein Leid anthun!"

„Nein!" betheuerte Taras feierlich. „So wahr mir Gott gnädig sei!" Dann ließ er die Hand sinken und um seinen Mund spielte wieder jenes furchtbare Lächeln. „Beruhige Dich, Weib! Nie habe ich meinen gesunden Leib nöthiger gehabt, als jetzt!"

Sie mußten ihm den Willen thun und die Stube verlassen; angstvoll lauschend blieben sie vor der geschlossenen Thür stehen. Sie hofften, daß er nun sein bedrängtes Herz durch Klagen erleichtern werde. Aber was sie vernahmen, war nur der Hall seiner festen, ruhigen Schritte. Endlich verstummte auch dieser, und es wurde still in der Stube.

„Komm!" flehte das Weib und führte den Popen zu einem Fensterchen hin, von dem sie den Raum übersehen konnten. Taras saß auf der Ofenbank, die Arme auf die

Kniee gestützt, das Antlitz in die Hände vergraben. Er regte sich nicht. „Lassen wir ihn ungestört!“ rieth Vater Leo. „Er hat ein starkes Herz und wird es überwinden“.

Aber das Weib ließ nicht von ihrem Posten am Fenster. „Ich traue ihm nicht“, flüsterte sie unter heißen Thränen. „Er ist ja sonst wie ein Kind und sagt Jedem, was er auf dem Herzen hat. Und nun schweigt er sogar gegen uns!“

Wieder versuchte es der Pope, sie zu trösten. Aber es gelang ihm schlecht, auch sein Herz war ja bekümmert genug. Endlich ging er fort, in die Nachbarschaft, einen Kranken zu besuchen. Aber schon nach einer Stunde war er wieder zur Stelle.

Anusia war von dem Fensterchen nicht gewichen. „Er hat sich nur einmal geregt“, erzählte sie, „und da war er unheimlich anzuschauen. Wie ich so athemlos lausche, vernehme ich plötzlich ein leises Geräusch, und als ich mir die Thränen aus den Augen wische, um besser zu sehen, gewahre ich, wie er sich langsam aufrichtet und die Schwurfinger der Rechten gegen Himmel erhebt. Sein Antlitz ist starr, während er dies thut, ganz starr, aber aus den Augen brechen ihm schwere Thränen und rollen über die Wangen hinab . . . Ach, Hochwürdiger, es muß ein sehr finsterer Eid gewesen sein, den er da sich selbst geschworen hat. . . Und nun sitzt er wieder regungslos und starrt vor sich hin . . .“

„Das thut nicht gut!“ murmelte der Pope, öffnete geräuschvoll die Thür und trat ein. Er war entschlossen, nicht zu weichen, wenn ihn Taras etwa mit heftigem Worte hinwegweisen würde. Aber auch diesmal kam es anders, als er geglaubt.

Der Richter erhob sich und trat ihm mit ruhigem, fast heiterem Antlitz entgegen. „Du hast Recht, Hochwürdiger“, sagte er. „Alles Grübeln nützt nichts! Wie habe ich mir eben meinen armen Kopf zerquält, und bin doch nicht klüger, als ich schon vor einem Jahre war! ... Nur um Eins möchte ich Dich noch fragen: der Advocat schreibt, daß die Rechtsmittel erschöpft sind? Es steht ganz deutlich im Briefe?“

„Ganz deutlich!“

„Und doch muß es ein Irrthum sein! In meinem Heimathsdorfe Ridowa führte mein Vormund, der Richter, durch fünf Jahre einen Erbschaftsproceß mit seinem Vetter. Das Kreisamt sprach ihm die Felder zu, das Gubernium dem Gegner. Da wendete sich mein Vormund an ein besonders heiliges Gericht in Wien und erwirkte sein Recht. Es muß also dort Richter geben, welche noch mächtiger sind, als die in Lemberg“.

„Taras“, mahnte Anusia, „Du wirst doch nicht in Wien einen Proceß führen wollen?! Bedenke die Kosten!“

„Weib“, erwiderte er, „wüßtest Du, wie die Sache steht, Du würdest mich auf den Knieen anflehen, den Proceß

in Wien zu führen, auch wenn wir dadurch zu Bettlern würden. Aber es ist fraglich, ob ich es kann. Der Advocat ist ehrlich und tüchtig, warum sollte er eine Lüge schreiben?! Gleichviel, ich werde ihn mündlich darüber befragen".

Er konnte die Reise nicht sofort antreten, weil vorher die Frühlingsrobot der Gemeinde mit dem Mandatar zu vereinbaren war. Das ging nicht so glatt wie im Herbste, denn Herr Hajek hatte jetzt keine Untersuchung mehr zu befürchten und zeigte daher sein richtiges Antlitz. Nun war auch Vater Leo nicht mehr „ein Salomo an Weisheit", sondern ein „sonderbarer Herr, der immer der Bauern Sache führt". Nur unter schweren Opfern gelang endlich die Vereinbarung und Taras konnte nach der Kreisstadt fahren. In seinem Ledergurt führte er den ganzen Barschatz seiner Truhe mit: alle Thaler und Ducaten, die er von dem alten Iwan ererbt oder selbst zusammengespart.

Als er in die Kanzlei trat, erschrak der aufgeklärte Herr Stupka nicht mehr, wohl aber diesmal der Anwalt selbst. „Mann!" rief er, „du bist ja um zehn Jahre gealtert! Ist es nur der Kummer um den Proceß? Bedenke, Du bist nicht blos Richter, der für sein Dorf einzutreten hat, sondern auch Gatte und Vater!"

„Es war ein böses Jahr", erwiderte Taras. „Aber Herr Doctor, ich will Dich nicht durch Klagen belästigen,

sondern zwei Geschäfte abthun. Zum Ersten, was bin ich Dir schuldig?"

Der Anwalt schlug eines seiner Bücher auf und nannte die Summe, es waren an zweihundertfünfzig Gulden. „Der Advocat des Grafen", bemerkte er zur Entschuldigung, „hat seine Rechnung hoch gestellt".

„Daran liegt nicht viel!" erwiderte Taras gleichmüthig, griff in seinen Gurt und zählte die Summe auf den Tisch. „Und nun das Zweite! Du hast unserem hochwürdigen Herrn Woronczuk geschrieben, daß nichts mehr in der Sache zu machen ist. Gibt es denn nicht in Wien höhere Richter?"

„Für diese Sache nicht", erklärte Dr. Starkowski. „Es gibt einen Obersten Gerichtssenat in Wien, aber er darf nur angerufen werden, wenn Kreisamt und Gubernium verschiedene Entscheidungen gefällt haben!"

„Das ist schlimm! Doch hast Du ja im vorigen Jahre noch ein anderes Mittel erwähnt, die Anzeige wegen Meineids?"

„Dazu rieth ich damals nicht", erwiderte der Anwalt eifrig, „und möchte Dich auch heute beschwören, davon zu lassen. Sieh', freiwillig wird Niemand sein Verbrechen eingestehen, und nur einigen Wenigen wirst Du durch ihre unvorsichtigen Aeußerungen beweisen können, daß sie einen falschen Schwur gethan. Diese drei oder vier Leute, wahrscheinlich die Aermsten und Verächtlichsten im Dorfe,

werden in den Kerker wandern. Du aber wirst als Verläumder mit ihnen gehen müssen, dafür werden die Anderen sorgen, bei denen Dir der Beweis nicht gelungen. Und der Acker wird schließlich natürlich doch dem Grafen Borecki bleiben".

„Dann will ich nicht weiter daran denken", erwiderte Taras. „Ich heische nicht Rache, sondern mein Recht". Er gab sich offenbar übermenschliche Mühe, um gefaßt zu bleiben. Gleichwohl lösten sich die nächsten Worte nur noch stammelnd von seinen Lippen: „Also gibt es — keine — Hilfe mehr?"

„Keine! Höchstens etwa die Gnade des Kaisers! Aber —"

„Des Kaisers!" fiel ihm der Bauer jubelnd ins Wort und richtete sich hoch auf. So jäh war der Uebergang von der tiefsten Verzweiflung zur freudigsten Zuversicht, daß der Mann wankte, als hätte er plötzlich einen berauschenden Trank genossen. „Des Kaisers!" wiederholte er jauchzend.

„Hm!" meinte der Advocat, „eigentlich — hm! — der Kaiser —"

Aber Taras achtete nicht darauf. „O Herr!" rief er und wehrte den Freudenthränen nicht, die jäh aus seinen Augen brachen und ihm die Wangen netzten. „Da nennen mich die Leute einen gescheidten Mann und ich war solch' ein Thor! Wie habe ich mich gequält und gehärmt, und

Alles um ein Nichts! Ich habe an den Herrn Kaiser gedacht, so lange keine Gefahr war, aber als nun die Wolken aufzogen, da vergaß ich, daß ja doch die Sonne hinter ihnen steht, und zürnte ihr, daß sie nicht scheine. Ja, so thöricht war ich, dem Herrn Kaiser zu zürnen um seiner Schreiber willen! Aber jetzt habe ich meinen Verstand wieder. Der Herr Kaiser muß ja helfen, sobald er nur davon erfährt — es ist ja seine Pflicht, die ihm von Gott auferlegt ist! Seine Schreiber mögen irren, er aber wird die Wahrheit erkennen, seine Schreiber mögen nach Laune urtheilen, er aber ist gerecht und versteht Alles.... Ach, Herr, verzeihe, wenn ich tobe wie ein Trunkener und weine wie ein Kind! Aber wenn Du wüßtest, wie mir zu Muthe war, als ich vorhin vor Dir stand und vernahm, daß keine Hilfe mehr sei! ... Doch, Gott sei gelobt, es ist Dir noch rechtzeitig eingefallen, rechtzeitig, Herr! Denn wenn Du etwa erst eine Woche später auf diesen Gedanken gekommen und mir ihn durch einen Brief mitgetheilt hättest — es wäre zu spät gewesen!"

„Warum?" fragte der Advocat erstaunt.

„Frage nicht, Herr", rief Taras und wischte sich die Thränen von den Wangen. „Ich selbst will es vergessen, als wäre Alles ein wüster Traum gewesen. Welch' ein Thor war ich! Die finstersten Gedanken habe ich ausgebrütet, und gerade auf jene Hilfe bin ich nicht gekommen, die so nahe liegt, wie das Gebet! Denn wer ist uns am

nächsten? Gott und der Herr Kaiser! Gott ist überall und hört unser Flehen, aber weil er nicht jeden Augenblick mit eigenem Arm hinabgreifen will auf die Erde, hat er einem erhabenen Menschen die Macht gegeben, an seiner statt zu richten und zu helfen. Freilich kann man den Herrn Kaiser nicht überall anrufen, wie Gott, man muß nach Wien gehen und ihm die Sache erzählen. Das will ich auch thun, Herr, und damit er nochmals Alles gut überlesen kann, wirst Du mir eine Schrift aufsetzen!"

So schluchzte und jubelte der Bauer, wirr, fassungslos, und bückte sich nach der Hand des Advocaten, um diese zu küssen. Hastig wich der alte Herr zurück und trat an's Fenster; er war in großer Erregung und Rathlosigkeit. Fast gedankenlos hatte er des Kaisers erwähnt, nur um eben etwas zu sagen, und war nun tief erschreckt und erschüttert durch die Wirkung dieses einzigen Wortes. Denn daß ein Majestätsgesuch keinen Erfolg haben werde, haben könne, war ihm klar. Wohl stand seine Ueberzeugung fest, daß den Bauern schweres Unrecht geschehen, aber wie sollte dies der Kaiser erkennen und entscheiden?! Jeder Heller, den der Richter auf die Reise verwendete, jede Minute Zeit war nutzlos geopfert! „Es darf nicht sein", dachte er, „ich muß es ihm ausreden". Aber da fiel ihm die Erwägung auf's Herz, ob es nicht eine schwerere Versündigung sei, dem armen Manne die letzte Hoffnung zu rauben, an die er sich noch klammerte. Wenn er sich jene Worte

in's Gedächtniß zurückrief, welche Taras vor Jahresfrist gesprochen, und das heutige Bekenntniß dazu, dann ahnte er zwar noch immer nicht, welcher verzweifelte Entschluß in dieser verdüsterten Seele reif geworden war, er verstand es nur so, daß Taras nun mit Gewalt den Acker für die Gemeinde zurückerobern wolle, aber auch dies war schlimm genug, um mit aller Macht verhütet zu werden!

Nur einen Ausweg ersah er sich in diesem Widerstreit der Empfindungen. „Höre, Taras", sagte er nach einer Weile, „so wollen wir uns denn an den Kaiser wenden! Ich schreibe Dir das Gesuch und schicke es nach Wien. Du aber kehre ruhig in Dein Dorf zurück. Du darfst Dich Deinem Amte, Deiner Wirthschaft, Deiner Familie nicht so lange entziehen. Auch wäre es überflüssige Mühe. Der Kaiser wird schon aus der Schrift erkennen, um was es sich handelt, und danach entscheiden!" Damit ist Zeit gewonnen, dachte er, der erregte Mann beruhigt sich und vernimmt dann nach Jahren den abschlägigen Bescheid fast gleichgiltig.

Aber er hatte die kluge Rechnung gemacht, ohne das Wesen dieses Mannes zu erwägen. „Nein", erwiderte Taras mit eiserner Festigkeit. „In Allem will ich Deinem Rathe folgen, aber darin nicht. Mein und der Meinen Loos steht auf dem Spiele, da verlasse ich mich auf keinen Zufall. Ich selbst gehe nach Wien, spreche mit dem Herrn Kaiser und überreiche ihm die Schrift".

„Aber, so bedenke doch nur!“ bat der Anwalt. „Welcher Zufall ist da zu befürchten? Ich schicke das Schreiben mit der Post nach Wien und lasse es durch einen verläßlichen Mann überreichen . . .“

„Das ist es eben“, fiel ihm Taras in's Wort. „Der Brief kann auf der Post verloren gehen. Oder der Wagen wird von Räubern überfallen. Oder Dein Freund in Wien ist schon todt. Aber wenn dies Alles nicht wäre, wird Dein Freund so für mich reden, wie ich selbst?! Er wird aus Gefälligkeit für Dich dem Herrn Kaiser so einige Worte sagen, aber meine Sache kann nur ich gut vertreten!“

„Aber Kaiser Ferdinand spricht ja nicht Ruthenisch!“ rief der Anwalt.

„Das ist nicht wahr!“ erwiderte Taras. „Das heißt: verzeih', es muß Dich eben irgend ein Wicht angelogen haben. Denn daß der Herr Kaiser unsere Sprache versteht, lehrt ja schon die Vernunft, darüber braucht man ja gar keine besondere Nachricht. Der Herr Kaiser ist ein Vater seiner Völker, wir Ruthenen gehören dazu — wie sollte ein Vater die Sprache seiner Kinder nicht verstehen? . . . Also, es bleibt dabei, ich gehe nach Wien. Habe die Güte, die Eingabe zu schreiben, in einer Woche bin ich wieder hier und nehme sie mit. Denn so lange wird es wol dauern, bis ich meine Angelegenheiten daheim geordnet habe“.

Dabei blieb er, trotz allen Zuredens. Und als er, nach Zulawce heimgekehrt, seinen Entschluß verkündete, da blieben auch alle Einwendungen seines Weibes und des Popen fruchtlos. Beide jubelten über die sichtliche Wandlung, die sich mit Taras begeben, aber Beide stemmten sich mit gleicher Kraft gegen seinen Plan, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Anusia zweifelte nicht daran, daß der Herr Kaiser helfen würde, aber die Reise nach Wien schien ihr kaum minder abenteuerlich und gefährlich, als etwa eine Reise in's Jenseits. „Was kann da Alles geschehen?“ klagte sie der Frau Popadja. „Man wird von Räubern erschlagen, oder verhungert in der Einöde, oder man geräth unter Zauberer und vergißt der Heimkehr. Aber selbst wenn dies Alles nicht wäre, auf einer so ungeheuren Reise kann ja ein Mensch auf der Straße verloren gehen und weiß selbst nicht, wie . . .“ Vater Leo war nun freilich nicht ganz derselben Ansicht, obgleich auch er sich die Gefahren einer solchen Reise schreckhaft genug ausmalte, aber hauptsächlich befürchtete er, daß sie fruchtlos sein werde. „Der Kaiser“, sagte er dem Freunde, „kann beim besten Willen nicht nach Zulawce kommen, um zu untersuchen, wann das schwarze Kreuz aufgerichtet worden. Er kann also höchstens seine Beamten fragen, wie die Sache steht, und die werden doch nicht eingestehen wollen, daß sie aus Lässigkeit schweres Unrecht geübt“.

Aber Taras hatte auf Alles eine Antwort. „Du

fürchtest Dich weniger vor Zauberern", erwiderte er der Anusia, „als vor Zauberinnen!" Und dem Popen sagte er: „Du bist ein kluger und gelehrter Herr, aber was ein Kaiser Alles kann, wirst Du doch nicht so genau wissen".

Am nächsten Sonntag berief er die Versammlung der Männer. „Meine eigene Wirthschaft", erklärte er ihnen, „habe ich meinem Freunde Simeon anvertraut. Er hat sich erboten, mich auch in meinen Pflichten als Richter zu vertreten. Das kann ich nicht annehmen, die Gemeinde darf nicht so lange verwaist bleiben. Ich lege mein Amt nieder und rathe Euch, Simeon zum Richter zu wählen".

Seine Freunde widersprachen, am eifrigsten Simeon selbst. Da jedoch Taras auf seinem Beschlusse beharrte und auch seine Gegner nicht unthätig blieben, so nahm die Gemeinde seine Entsagung mit großer Mehrheit an und wählte Simeon zum Richter. Aber dieser erklärte ausdrücklich, das Amt nur bis zur Rückkehr des Freundes führen zu wollen.

Wenige Tage später stand Taras wieder vor dem Advocaten. Dieser übergab ihm das Gesuch und einen Brief dazu. „Erfrage vor Allem diesen Herrn", rieth er, „er ist Beamter in Wien, ein Landsmann und mein Freund".

„Gern", erwiderte Taras, „sonst hätte ich zuerst des Kaisers Haus aufgesucht. Das kann mir sicherlich jedes Kind in Wien zeigen".

„Aber die Kinder in Wien sprechen doch nicht Ruthenisch!" rief der Anwalt, und seufzend fügte er hinzu: „Ach, Mann, wie wird es Dir ergehen!"

„Mir ist nicht bange, Herr!" erwiderte Taras feierlich. „Wer den Weg des Rechtes wandelt, muß doch schließlich sein Ziel erreichen".

Siebentes Capitel.

Das hatte sich in den ersten Apriltagen begeben. Taras war von seiner Gattin mit dem Versprechen geschieden, ihr so oft als möglich Kunde von seiner Reise zu senden und in der ersten Zeit hielt er seine Zusage getreulich ein. Schon drei Wochen nach seiner Abreise kam ein Brief aus Lemberg, von einem Dorfsohne geschrieben, Konstantin Turenko, der es im Regimente Herzog von Nassau bis zum Corporal gebracht. „Weil mein Freund Taras", schrieb dieser militärische Würdenträger herablassend, „nicht schreiben kann, während ich dies so gut verstehe, wie ein Hauptmann, so gebe ich Euch zu wissen, daß er gesund hier angelangt ist. Die Stadt habe ich ihm gezeigt, was ihm zur großen Freude war. Der Kasia und meinen Eltern könnt Ihr sagen, daß ich noch vor der Ernte auf Urlaub heimkomme; sie werden stolz auf mich sein!" Dann langte im Mai ein Brief aus Krakau ein, von der Hand eines Kirchensängers, welcher eigentlich auch nur zu vermelden wußte, daß Taras glücklich dort angekommen. Denn wohl fügte der Künstler

hinzu, daß der Reisende Geld benöthige und die Zusendung unter seiner Adresse wünsche, aber auf diesen Beisatz legte der Pope mit Recht keinen Werth. Das war die zweite, aber auch letzte Nachricht, welche sie im Dorfe von dem Fernen empfingen.

Bis in den Hochsommer hinein harrten sie ohne Angst. „Wien ist weit", tröstete der Pope die Anusia wie sich selbst, „und man findet dort nicht täglich einen Mann, der Ruthenisch versteht und dabei gewillt ist, für einen Bauer Schreiberdienste zu thun". Als jedoch die Erntezeit herankam und verstrich, ohne ein Lebenszeichen zu bringen, da wurde auch er unruhig und wußte der Geängstigten die Sorgen nicht mehr so kräftig auszureden wie bisher. Täglich kam sie in das Pfarrhaus, die Träume der verwichenen Nacht zu erzählen, von denen immer einer schrecklicher war, als der andere. Das tröstlichste Traumbild war es noch, wenn sie ihren Taras zwar in den Armen einer schönen Ungarin sah, aber doch wenigstens lebendig; zuweilen jedoch, versicherte sie, sehe sie ihn verhungernd an der Landstraße sitzen und am häufigsten todt unter einem Baume liegen. Mit der schönen Ungarin konnte Vater Leo fertig werden, wenn er darauf hinwies, daß der Weg des Taras nicht durch Ungarn führe; auch gegen das Verhungern waren die zweihundert Gulden, die dieser mitgenommen, beweiskräftig genug; aber gegen den Tod ist allerdings nie und nirgendwo ein Kräutlein gewachsen.

Und als dieser letztere Traum die anderen überwucherte und das arme Weib sich sichtlich um alle Jugendfrische grämte, da wandte sich der Pope mit dringlicher Bitte an den Anwalt. Dieser versprach denn auch, sofort in Wien Erkundigung einzuziehen, aber Woche um Woche verging und weder traf eine Antwort des Advocaten ein, noch kehrte der Vermißte zurück.

So war der Herbst gekommen, dann die erste Frostnacht, endlich der Tag Simon und Judä. Sonst regelt sich das Leben der Leute in Pokutien nur nach den kirchlichen Festen; dieser Tag ist die einzige Ausnahme. Zu Simon und Judä wird allüberall im Bergwald und bis tief in die Ebene hinein das Rüsten für den Winter begonnen; die Weiber bringen die Vorrathskammer in Ordnung, die Männer versammeln sich vor der Schänke und beschließen die Vertheilung des Holzes aus dem Gemeindewalde. So war es auch diesmal geschehen, und am Nachmittag war Simeon, der neue Richter, zum Pfarrer gekommen, um auch mit ihm das Holzdeputat der Gemeinde zu vereinbaren. Das war rasch geschehen, aber andere und traurige Dinge beschäftigten die Männer noch lange. Vater Leo vermochte nur zögernd zu widersprechen, wenn der Richter klagte, daß der unselige Acker nicht blos dem Dimitri Soklewicz das Leben gekostet, sondern auch einem andern und theureren Menschen; auch er hielt Taras für verunglückt. So saßen die beiden Männer bis zur tiefen Dämmerung in trüben

Gesprächen zusammen, und zuweilen klang aus der Nebenstube lautes Weinen zu ihnen herüber; dort versuchte die Frau Popadja vergeblich, die arme Anusia zu trösten ...

Da vernahmen sie plötzlich ein Pochen an der Thür und fast gleichzeitig den von Thränen erstickten Jubelruf des Weibes: „Taras!"

Rasch sprangen sie empor und eilten in den Flur. Es war räthselhaft wie Anusia ihren Gatten erkannt, ohne ihn zu sehen, ohne seine Stimme, seinen Tritt zu hören, aber er war es wirklich. „Bist Du wohl?" rief er. „Die Kinder habe ich schon geküßt!"

Schweigend blieben die Anderen beiseite, während sich die beiden Gatten schluchzend umfaßt hielten. Dann erst kamen sie hinzu und begrüßten ihn in freudiger Rührung. Die Frau Popadja hatte inzwischen rasch die Kerzen in der Wohnstube angezündet. Aber als Taras nun in den Lichtkreis trat, da schrie Anusia gellend auf, und auch die Freunde erschraken. Der Mann sah übel aus, gealtert und verdüstert. Der stattliche Leib war abgemagert, in das blonde Haar mischten sich lichtere Strähne, die Furche zwischen den Brauen hatte sich tief eingegraben, und die Augen blickten fast glanzlos aus dem fahlen Antlitz. „Bruder!" rief Simeon, „Du bringst nichts Gutes heim!"

„Nichts Gutes!" bestätigte Taras. Dann versuchte er, zu lächeln, aber es gelang ihm nicht, und als er in

Aller Augen den feuchten Schimmer sah, ließ er auch seine Thränen fließen.

„Du Aermster!“ schluchzte Anusia und bedeckte sein Haupt mit Küssen und Thränen. „Graue Haare! . . . Graue Haare!“

Diese Worte gaben dem Erschütterten die Fassung wieder. Nun gelang es ihm wirklich, zu lächeln. Sanft zog er das Weib auf den Sitz neben sich nieder und lehnte ihr Haupt an seine Brust. „Da seht Ihr“, scherzte er, „wie die Weiber sind! Der bricht fast das Herz, weil ihr Mann nicht mehr so schön blond ist! . . . Nun aber erzählt, wie steht es im Dorfe?“

„Erzähle Du!“ riefen sie. „Wir haben uns so sehr um Dich geängstigt! Wo bist Du nur so lange geblieben?“

„Es mußte ja sein!“ erwiderte er. „Wien ist weit, auch hatte ich lange zu harren, bis ich ihn zu sehen bekam . . .“

„Den Herrn Kaiser! Hast Du mit ihm gesprochen?“

„Ja — das heißt, was man dort so sprechen nennt“, erwiderte er mit seltsamem Lächeln. „Auch wollte ich nicht ohne Bescheid wiederkommen . . . “

„Und hast Du den Bescheid?“

„Nein — aber es ist so gut, als ob ich ihn schon hätte . . . Davon später! Wie geht es Euch? Was macht unser Herr Wohlthäter?“

„Er läßt sich selten blicken!“ erwiderte Simeon. „An Deiner eigenen Wirthschaft“, fügte er hastig hinzu, „wirst

Du viel Freude haben. Es ist Alles in Ordnung, das Vieh sieht prächtig aus, und die Ernte war so reich wie selten. Die Speicher sind gefüllt und außerdem bewahre ich für Dich achtzig Gulden für Korn und dreißig für Hafer. Aber erzähle, hat Dir der Herr Kaiser Hoffnungen gemacht?!"

„O ja!" lachte er bitter auf. „So viel Hoffnung, als ich nur wollte! . . . Verzeih', Frau", wendete er sich dann zur Popadja, „aber mich hungert ganz entsetzlich. Ich habe in der Hast, heimzukommen, heute nirgendwo angehalten".

Die gute Frau entschuldigte sich verlegen ob der Versäumniß und trug einen riesigen Schinken auf. Dann ließ sie folgen, was sich in ihrer Vorrathskammer an guten Sachen finden wollte. Aber die Gäste erwiesen dem Essen geringe Ehre; auch Taras verschlang nur hastig einige Bissen, trank ein Glas Moldauer und schob dann den Teller, den ihm die Popadja vollgehäuft, dankend zurück.

„So iß doch, Richter!" drängte sie. „Taras!" verbesserte sie sich verlegen. „Nein!" lachte sie dann, „ich will Dich doch „Richter" nennen, wie ich's gewohnt bin. Du wirst es ja ohnehin bald wieder".

„Nein!" versicherte er. „Ich will nicht und ich kann nicht . . . "

„Du mußt!" rief Simeon eifrig. „Nur als Dein Stellvertreter habe ich das Amt übernommen. Und einen

Richter, wie Du bist, hat das Dorf nicht an mir, noch bekommt es ihn jemals wieder".

„Ich kann nicht!" wiederholte Taras feierlich und hob die Hand empor. „So wahr mir Gott gnädig sei!"

Sie blickten ihn erstaunt an; der feierliche Ton befremdete sie. Nur Anusia rief erfreut: „Du hast Recht, Mann. Wir wollen still für uns leben und glücklich sein. Auch mußt Du Dich diesen Winter erholen und fleißig auf die Jagd gehen. Das wird Dir Freude machen und Deinen Körper stärken".

„Ja", versprach er, „das werde ich thun". Und wieder setzte er langsam und feierlich hinzu: „Es wird ja nothwendig sein, unbedingt nothwendig".

„Wie das?" fragte der Pope, „Du hast ja im letzten Winter so tüchtig unter den Bären aufgeräumt, daß sie uns nun nicht viel mehr belästigen dürften!"

Taras wollte erwidern; dann aber preßte er rasch die Lippen zusammen, als müßte er das unbedachte Wort, das ihm hatte entschlüpfen wollen, gewaltsam zurückhalten. Und da auch die Anderen schwiegen, so war eine Weile eine unbehagliche Stille in der Stube.

„Nun aber erzähle!" begann die Popadja und setzte sich bequem zurecht. „Ich bin schon gar zu neugierig auf Deine Abenteuer. Wie sieht der Kaiser aus? Und ist sein Haus wirklich von Gold?"

„Ich fürchte, Frau“, erwiderte er lächelnd, „Du wirst sehr enttäuscht sein. Sein Haus ist von Stein und er ein armer, gebrechlicher Mensch. Auch habe ich wenig Abenteuer erlebt; ich bin sogar keiner einzigen Zauberin begegnet, Anusia. Das mag allerdings vielleicht nur meine Schuld sein, weil ich mir wenig Zeit ließ. Mich trieb das Herz stürmisch vorwärts; am liebsten wäre ich mit der Post gefahren; aber das ging der Kosten wegen nicht. So miethete ich mich denn bei dem und jenem Lohnkutscher ein, zuweilen nahm mich auch ein Bauer mit, und wenn es in einem Flecken keine Fuhre gab, so zauderte ich nicht lange und ging zu Fuß weiter. Mit vielen Menschen traf ich da zusammen, sie klagten mir ihr Leid vor und ich ihnen das meine. Es ist eigentlich merkwürdig: so schön die Erde ist, ich bin keinem glücklichen Menschen begegnet. Alle tragen sie ihre Last auf dem Rücken, und jedes Menschen Last ist groß; das erkennt man auf der Reise, wo sich dem Fremdesten das Herz offenbart, wie einem Bruder. Die Meisten meinten, ich hätte das rechte Mittel erwählt; nur Einer schüttelte den Kopf und rieth mir, heimzukehren: ein jüdischer Weinhändler aus Czernowitz, der mich auf seinem Wägelchen bis Lemberg mitnahm. Er war ein freundlicher Mann, der kein Entgelt dafür annehmen wollte, auch meine Geschichte hörte er theilnahmsvoll an, dann aber warnte er: ‚Es wird vergeblich sein. Ja, wenn der gute, große Kaiser Joseph noch lebte!‘ Ich ließ es mir nicht ausreden.

‚Ich will ja keine Gutthat‘, erwiderte ich. ‚Wenn ich um eine Gnade bäte, dann käme es darauf an, ob der Herr Kaiser als Mensch gut oder böse, weise oder thöricht ist. Ich aber fordere nur, daß er seine Pflicht thue, und die muß jeder Mensch erfüllen‘. Da widersprach er nicht länger. So kamen wir nach Lemberg“.

„Und da trafst Du endlich einen glücklichen Menschen“, unterbrach ihn der Pope lächelnd. „Ich meine den Konstantin Turenko. Mir wenigstens ist noch kein Mensch vorgekommen, der so zufrieden mit sich selbst gewesen wäre“.

Auch Taras mußte lächeln. „Nein“, erwiderte er, „der Herr Corporal war damals auch nicht glücklich, denn er hatte gerade keinen Knopf Geld und ich mußte ihm einen Gulden borgen. Ist er noch im Dorfe?“

„Freilich“, rief Anusia. „O, der Prahlhans! Mir hat er gesagt: ‚Ich habe Deinen Mann bewirthet wie ein Fürst. In der ganzen großen Stadt Lemberg ist kein Wirthshaus, wo ich ihn nicht freigehalten hätte!‘ Ich habe ihm natürlich keine Silbe geglaubt, aber die anderen Leute möchten gleich Alles beschwören, was er ihnen vorlügt. Er führt ja jetzt das große Wort im Dorfe! ‚Bassama! Ich, des Kaisers Corporal!‘“ Sie suchte ihm in Stimme und Geberde nachzuahmen. „So ein Prahlhans!“

„Nun, auch mir gegenüber hat er sein Mundwerk nicht geschont, nachdem er erst den Gulden hatte! Uebrigens war ich doch herzlich froh, als er mich erkannte und

ansprach. Es war die erste große Stadt, die ich sah, und ich kam mir ganz verloren vor unter den vielen Menschen. Er und die Anderen von Nassau nahmen sich meiner an und führten mich überall herum; ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Doch, was ist Lemberg gegen Wien! Ich hielt mich auch nur einen Tag auf und setzte dann meine Reise nach Krakau fort. Aber dabei wurde mir immer bänger, ich konnte keine tröstlichen Gespräche mehr führen und mußte froh sein, wenn ich mich über das Nothwendige verständigte. Denn dort sprechen die Leute nicht mehr ordentlich aus voller Brust; sie stoßen mit der Zunge an oder spitzen den Mund und lispeln, diese Mazuren und Goralen. Da kam mir so am Wege ein Landsmann in den Wurf, ein ‚Diak' (Kirchensänger) aus der Czortkower Gegend, welcher seinem Weibe entlaufen war, weil es ihn zu viel geprügelt hatte. So wenigstens erzählte mir das kleine, betrübte Männchen und klagte, wie ihm das Geld fehle, sich nach Rußland durchzuschlagen; aber ich bin ihm später auf so viele Lügen und Lumpereien gekommen, daß ich auch die Geschichte vom bösen Weibe für erlogen halte. Nun, gleichviel, ein Landsmann war er doch, und so hielt ich ihn bis Krakau frei. Denn diese Stadt gehört nicht mehr zu Oesterreich, die Polen haben dort einen kleinen Freistaat; ich begriff gar nicht, wie Menschen leben können, ohne einen Kaiser zu haben, der die Ordnung aufrecht hält. Jetzt freilich —" Er unterbrach sich und preßte

wieder die Lippen zusammen. „Was ich also sagen wollte: es fiel mir schwer, außer meines Kaisers Lande zu sein; so wollte ich denn wenigstens ein Wort Ruthenisch hören und behielt den Lumpen bis Krakau; dort gab ich ihm den Laufpaß . . .“

„Wie klug Du warst!“ rief die Popadja stolz ihrem Gatten zu und sie erzählten von dem Briefe.

„Der kleine Schurke!“ sagte Taras lächelnd. „Damals glaubte ich ja noch mit dem Gelde auslangen zu können. Später jedoch wurde es immer theurer, und auch sonst erging es mir übel. Als ich bei Dziedzitz wieder die schwarz-gelben Schranken erblickte, jauchzte ich freilich auf; aber meine Freude wurde bald geringer, als mich so die kleinen verhungerten Wasserpolaken von allen Seiten umschnatterten. Allerdings ist die Gegend unfruchtbar, aber wenn dieses Volk mit den Händen so fleißig arbeiten wollte, wie mit dem Munde, es gäbe bald keine Bettler dort. Dann kam ich in eine reichere Landschaft, unter die Mährer, aber meine Noth wurde deshalb nicht geringer. Als ich diese Leute zuerst unter einander reden hörte, verstand ich keine Silbe; das klang, als ob Einer dem Anderen immer heftige Vorwürfe machte. Später merkte ich, daß einzelne Worte mit unserer Sprache Aehnlichkeit haben, insbesondere jene, die ich so am nöthigsten hatte: Brot, Fleisch, Wein, dann die Zahlen. Ach ja! die hatte ich besonders nöthig! Nun, auch das war das Schlimmste nicht; aber wie wurde

mir erst, als ich von Lundenburg ab unter die Deutschen gerieth! Gewiß ein tüchtiges Volk; die Dörfer so stattlich, wie bei uns manche Städte nicht, die Aecker bebaut, daß jedem Landwirth das Herz im Leibe lachen muß; aber welche furchtbare Sprache! Kein Wort zu verstehen, keine Silbe! So mußte ich es denn machen wie ein Stummer: kauen, wenn ich essen, und schlürfen, wenn ich trinken wollte. Aber wenn ich Fleisch wollte, so bekam ich Gurken; wenn ich Wasser wollte, so brachten sie mir Wein, und im Wirthshause standen sie immer um mich her und machten erstaunte Gesichter; wahrscheinlich wunderten sie sich, daß ich Speise und Trank zum Munde führte und nicht zu den beiden Ohren. „Polak! Polak!" zischelten sie unter einander und deuteten auf mich. Das ärgerte mich sehr, denn ich bin ja kein Pole, sondern, Gottlob, ein Ruthene, und darum suchte ich sie aufzuklären. Aber so vernünftig ich auch sprechen mochte, sie lachten nur immer mehr, bis ich einsah, daß alle Mühe vergeblich sei, und verdrossen schwieg. „Meinetwegen Polak", dachte ich, „wenn ich nur nach Wien komme", und schritt rüstig auf der Heerstraße vorwärts. Ein kleiner Drahtbinder gesellte sich zu mir, ein Slovake; wir verstanden uns zwar auch nicht ganz, aber nun kam ich mir doch nicht mehr verlassen und verkauft vor. Ich hätte den Knaben gern bis Wien an meiner Seite gehabt, aber er mußte von der Straße abbiegen, seiner Heimath zu, und

leistete mir nur noch den Dienst, daß er mich bei einem Fuhrmann, welcher Tuch von Brünn nach Wien führte, einmiethete. Das war ein freundlicher, alter Mann, dem die Gutmüthigkeit aus den Augen sprach, und auch ich schien ihm wohl zu gefallen, denn er nickte mir immer zu, während er so neben den Pferden herging, und ich nickte vom Kutschbock zu ihm hinab. Dann aber, als es bergab ging, und er sich zu mir setzte, da vertrugen wir es doch nicht, so stumm neben einander zu hocken, wie die Fische. Er begann zu reden, und ich horchte aufmerksam, dann redete ich, und er horchte, und zwischendurch tauschten wir von unserem Tabak aus und erwiesen uns auch sonst jede Freundlichkeit, die uns eben möglich war. Mir that ordentlich das Herz weh, daß ich ihn nicht verstehen konnte — ich möchte wissen, warum Gott die Menschen auch noch durch die verschiedenen Sprachen geschieden hat, es lebt sich ohnehin schwer genug auf Erden! . . ."

„Das kommt ja vom Thurmbau zu Babel", bemerkte die Popadja überlegen. „Erkläre es ihm doch, Leo!" Aber dieser winkte ihr, zu schweigen, und Taras fuhr fort:

„So war ich zwei Tage neben dem guten Alten dahingefahren, täglich nur drei Meilen, weil der Wagen schwer bepackt war. Als wir am dritten Morgen ausfuhren, nickte er mir besonders fröhlich zu und deutete vor sich hin und rief: „Wien! Wien!" Nun, das verstand ich natürlich, und das Herz begann mir zu klopfen vor Freude und

Wangen. Scharf lugte ich aus nach der Richtung, die er mir gewiesen, aber dort war nichts zu gewahren, als ferne ein trüber, grauer Dunst in den Lüften. Wie festgeballt stand er über der Ebene, dahinter ragte eine scharf gezackte Wolkenbank in den Himmel hinein. Das setzte mich in Staunen, weil der Tag heiter war und die Luft abgekühlt durch ein nächtliches Gewitter. Aber als wir so Stunde um Stunde fuhren und sich nichts an dem Bilde änderte, da ward ich meines Irrthums inne: es waren keine Wolken, sondern ferne, blaue Berge. Und jener Dunst? Den wußte ich mir noch immer nicht zu deuten und habe erst später erkannt, daß es der Dampf und Staub war, der aus der gewaltigen Stadt ewig zum Himmel emporwirbelt, wie der Athem eines riesigen Drachen!"

Anusia und die Popadja bekreuzten sich.

„Mein Gefährte ließ die Rosse heute rascher traben als sonst; „Wien!" wiederholte er immer freudiger, und deutete mir durch Geberden an, daß ihn dort Weib und Kind erwarteten. Der Glückliche! Ich mußte an Euch denken und wie es mir in der ungeheuren Stadt ergehen werde, in welcher Niemand meine Sprache verstand. Dann jedoch raffte ich meinen Muth zusammen und spähte aufmerksam um mich. Wir fuhren über eine lange, prächtige Steinbrücke, drunten wälzte ein Strom seine gelben, mächtigen Wogen, die Donau. Jenseits des Stromes standen die ersten Häuser. Sie sahen beiläufig so aus,

wie jene der Kreisstadt, kleine, freundliche Steinhäuser, meist von Gärten umgeben. Ich wußte, daß dies nur die Vorstadt sei, und dachte: in zehn Minuten sind wir wohl am Ringplatz, und da steht ja gewiß auch des Kaisers Haus. Aber Minute um Minute verging und eine volle Stunde, und noch immer fuhren wir die schnurgerade, ewig lange Straße hinab, noch immer dehnten sich rechts und links Gärten, nur daß sie freilich allmälig immer seltener wurden und die Häuser näher zusammenrückten. Auch mehrte sich die Zahl der Menschen und Fuhrwerke, denen wir begegneten, es war nun schon ein Gewühle, wie auf dem Ringplatz zu Lemberg, aber es steigerte sich von Augenblick zu Augenblick, und von ferne scholl dumpfes Brausen an mein Ohr. Je weiter wir fuhren, desto gewaltiger schwoll es an, desto banger ward mein Herz. Längst lagen die letzten Gärten hinter uns, dicht standen die Häuser an einander und wuchsen immer höher in den Himmel hinein, zwei, drei, endlich vier Stockwerke hoch, mit unzähligen Fenstern. Und aus all' diesen Fenstern blickten Menschen, und Menschen eilten zu beiden Seiten der Straße dahin und kreuz und quer zwischen den Fuhrwerken hindurch. Noch immer fuhren wir jene Straße hinab, und so weit mein Auge reichte, schien sie kein Ende nehmen zu sollen und war wie besäet mit rollenden Wagen und hastig drängenden Leuten. Rechts und links öffneten sich Seitenstraßen, und auch in diesen standen die himmelhohen Häuser, drängten die

Menschen, rasselten die Fuhrwerke. Fester klammerte ich mich an meinen Sitz: dieses Getümmel betäubte meine Sinne und bedrückte mein Gemüth. Mir schwindelte es vor den Augen, und mein Herz schlug in schweren, dumpfen Schlägen . . ."

„Ach!" seufzte Anusia.

„Endlich hatten wir das Ende der meilenlangen Straße erreicht, aber da hörten auch die Häuser auf. Erstaunt blickte ich um mich, wir fuhren zwischen Grasflächen dahin, aber vor uns erhob sich ein Erdwall und hinter diesem wieder Häuser, blinkende Thürme und eine riesige Kuppel. Auch das Gewühle um uns hatte sich noch vermehrt und Alles fluthete zu einem Thore hinein und heraus. Ich begriff es nicht: hatten wir die Stadt bereits durchfahren oder sollten wir sie erst betreten?! Fragend blickte ich den Alten an. Er verstand mich und deutete mit der Peitsche auf den Erdwall. „Wien!" sagte er fröhlich. „Hilf Himmel!" dachte ich, „so habe ich bisher nur die Vorstadt gesehen, wie mag es erst in der Stadt sein?!" An jenem Walle war die Wegmauth angebracht, auch suchten die Zöllner nach Lebensmitteln, denn nach Wien darf Niemand seinen Proviant mitbringen, ohne eine Abgabe dafür zu zahlen. Ich verstand nicht, was die Grünröcke von mir wollten, bis sie mir nach dem Schnappsack griffen. Aber sie fanden nichts darin, als einen Laib Brot und ein Stück Käse, und das schoben sie lachend zurück".

„Mir aber ward immer banger zu Muthe. Denn wenn schon das Gewühle draußen qualvoll gewesen, so ward es mir nun schier unerträglich. Wie soll ich's Euch schildern? Denkt Euch, alle Nadeln im Tannenwald droben würden plötzlich zu Menschen und wirbelten wie toll durcheinander; denkt Euch, alle Bäume und Sträucher würden zu thurmhohen Häusern und rückten zu engen Gassen zusammen, daß selbst die Sonne nicht hinabdringen kann; denkt Euch, Gott habe ein Gewitter am Himmel festgenagelt und nun gehe das dumpfe Gedröhne über die Erde, Stunde um Stunde, Tag um Tag! . . . Doch nein, wie es in Wien aussieht, kann Niemand begreifen, der nicht dort gewesen! Und eben so wenig kann ich schildern, wie mir dabei um's Herz war. Es war mir wohl am Gesichte abzulesen, denn der Fuhrmann faßte meine Hand und richtete eine Frage an mich. An dem Blick und dem theilnahmsvollen Ton erkannte ich, daß er erkunden wollte, ob ich etwa unwohl sei, und so schüttelte ich den Kopf und versuchte zu lächeln. Aber nun fuhr er fort, zu fragen, und dies errieth ich nicht mehr, bis er auf die Häuser deutete, dann den Kopf mit geschlossenen Augen an meine Schulter legte und mich wieder forschend ansah. Nun wußte ich, daß er zu erfahren wünsche, wo ich zu schlafen, zu wohnen gedächte. Du guter Himmel! daran hatte ich in meiner Herzensangst ganz vergessen. Früher hatte ich es mir bequem ausgedacht: ich wollte zuerst jenen

Herrn Beamten Broza aufsuchen, an den mir der Advocat einen Brief mitgegeben, und der, rechnete ich, würde mich schon irgendwo unterbringen. Aber nun sah ich wohl ein, daß es unmöglich sei, in diesem Gewühle mit einem Lastwagen zu Jemand hinfahren zu wollen, und den Herrn allein suchen, davor graute mir. So zuckte ich denn die Achseln, blickte den Alten bittend an und gab ihm zu verstehen, daß ich nicht wüßte, wohin ich mich wenden solle; er möge mir einen Rath geben. Da deutete er in eine Seitengasse und machte die Geberde des Essens und Trinkens; das sollte heißen, ob er mich in ein Einkehrhaus führen solle? Ich nickte, und so bog er in jene Seitenstraße ein und dann in ein stilles, enges Gäßchen, und hielt vor einem einstöckigen Hause, über dessen Thor ein Kranz aus grün bemalten, blechernen Blättern schwankte. Auf sein Knallen trat der Hausknecht vor die Thür, und dem erklärte er meinen Wunsch. „Polak" hörte ich wieder und nochmals „Polak". Da lächelte der Knecht und fragte mich polnisch, ob ich eine Stube wünschte. Ich bin sonst den Polen wahrhaftig nicht grün, und oft genug hatte ich sie sammt ihrer Sprache in die Hölle gewünscht; aber jetzt ging mir das Herz dabei auf, obwohl der Knecht nur gebrochen sprach. Denn er war blos als Soldat einige Jahre in Galizien gewesen; von Geburt war er ein Czeche".

„Also ein Landsmann unseres Herrn Wohlthäters?!" rief Simeon.

„Ja! aber dieser Frantisek war ein braver Bursche. Nachdem er vernommen, wer ich sei und wozu ich nach Wien gekommen, nahm er sich nach Kräften meiner an und erwirkte mir zunächst bei seinem Herrn, daß ich für mein Stübchen und die Kost blos zwei Zwanziger täglich zu bezahlen brauchte. Du darfst kein so empörtes Gesicht machen, liebe Anusia, das ist für Wien ein sehr billiger Preis. Und dann erbot er sich, mich am nächsten Morgen zu jenem Herrn Beamten zu führen. „Heute geht es nicht mehr", sagte er, nachdem er die Aufschrift gelesen, „es ist zu weit, der Herr wohnt in der Stadt". — „In der Stadt?" fragte ich erstaunt, „ja wo sind denn wir?" — „In der Vorstadt Leopoldstadt", erklärte er. Nun erfuhr ich, daß jene Stadt, die wir früher durchfahren, nur der Vorort Floridsdorf gewesen. Solcher Vororte, hört nur! gibt es um Wien sechs, dazu neun Vorstädte, macht fünfzehn Städte um die eine Stadt herum. Wie viele Menschen da wohnen, ist kaum zu zählen; es sollen doppelt so viel Seelen sein, wie in Pokutien und der ganzen Bukowina zusammen".

„Da hat man Dich angelogen!" rief Simeon. Aber der Pope bestätigte es: „In allen Büchern steht es so".

„Nun also, da könnt ihr Euch denken, wie es erst in der eigentlichen Stadt aussah, wohin mich der Frantisek am nächsten Morgen geleitete. Es geht dort Tag für Tag toller zu, als am tollsten Jahrmarkt in Kolomea, und

was mir das Gräßlichste schien, im ewigen Zwielicht drängen die Wagen und Menschen durcheinander. Denn so eng sind die Gäßchen, so hoch die Häuser, daß man stehen bleiben und den Kopf in den Nacken zurückwerfen muß, um droben ein Stücklein blauen Himmels zu erspähen und das tröstliche Licht der Sonne. Aber wer stehen bleibt, bekommt Püffe und wird hin und her geschoben; so ergriff mich denn mein Führer am Arme und geleitete mich wie ein Kind durch's Gedränge. Durch enge und breite Gassen ging es, dann am Stephansdom vorbei, der wohl zwanzigmal so hoch und breit ist, wie unser Kirchlein, und endlich auf einen stilleren Platz. Man sieht dort keinen einzigen Kaftan und kein einziges Schmachtlöckchen, dennoch heißt er der „Judenplatz“, weiß Gott, warum! Dort wohnte der Freund des Advokaten, der Herr Victor Broza, in einem stattlichen Hause, aber wir mußten viele Stufen steigen, bis wir vor seiner Thür standen; in Zulawce würde es kein Bettler in einer Wohnung aushalten, die er so mühsam erklimmen müßte! Der Bediente wollte mich nicht vorlassen, als ich jedoch den Brief hineinschickte, hieß mich der hochmögende Herr sofort eintreten. Ein stolzer Mann mit silbernem Haar und einer goldnen Brille auf der Nase, ein rechter Herr, dabei doch gut und menschenfreundlich. Ach! wie es mir wohlthat, als ich wieder meine Sprache reden konnte, ohne angestarrt und ausgelacht zu werden! Freilich endete meine Freude, als er

zu reden begann. Seine Worte waren gut, herzlich und vernünftig, aber er warnte mich, große Hoffnungen auf mein Gespräch mit dem Kaiser zu setzen. „Er ist ein guter Mann“, sagte er. „Gewiß! kämst Du um eine Unterstützung für Deine Gemeinde, etwa zu einem Kirchenbau oder eines Brandschadens wegen, er würde Dich reichlich beschenken. Aber um Rechtssachen kann er sich ja nicht bekümmern, dem armen, kranken Manne ist ja die Regierung ohnehin zur Last“. — „Das verstehe ich nicht“, erwiderte ich, „Gnade gewährt er und sollte das Recht weigern?“ — „Nun“, meinte der Herr Broza, „dafür hat er ja die Gesetze aufschreiben lassen und seine Schreiber eingesetzt, sie zu handhaben“. — „Wenn aber diese Unrecht thun?“ — „So kann er nichts dafür“. — „Aber helfen muß er“. — „Er?“ — „Wer sonst?“ — „Freilich, wer sonst? Eure Geschichte ist ja wirklich himmelschreiend, und wenn jemals, so thäte hier eine genaue Untersuchung Noth. Ja, wenn er so wäre wie sein Onkel Joseph oder wenigstens wie sein Vater Franz. Hier ist ja wirklich einer jener seltenen Fälle, wo ein Herrscher in die Rechtspflege eingreifen darf und muß. Er jedoch —“ Er brach verlegen ab. „Sprich“, bat ich, „ist er dessen nicht fähig?“ Kaum konnte ich diese Frage vorbringen, mir war das Blut zu Eis erstarrt. Herr Broza gab zuerst gar keine Antwort und trat zum Fenster. „Er hat oft Kopfschmerzen“, sagte er dann halblaut, „auch drechselt

er so gerne und macht Kästchen aus Pappendeckel". Ich traute meinen Ohren nicht, und da wiederholte er: „Nun ja, der arme, kranke Mann hat diese unschuldige Leidenschaft und widmet ihr viel Zeit . . ." Nun mußte ich es wohl glauben".

„Aber wie ist dies möglich?!" riefen Simeon und die Frauen.

Taras lächelte bitter. „Wie dies möglich ist? Ja, das fragte auch ich und noch manches Andere dazu, daß mich der gute Herr Broza ganz entsetzt ansah und zu beruhigen suchte. „Ich begreife Deine Erregung", sagte er und strich mir über das Haar, wie man ein Kind zu begütigen trachtet. „Du bist ja ein Prachtmensch, Taras, aber die Welt sieht sich von Zulawce anders an, als sie ist". — „Das mag sein, hochmögender Herr", erwiderte ich. „Aber dies Eine weiß ich: wir Menschen müssen anders zu einander sein, als die Thiere im „Welyki Lys", wo das stärkere das schwächere auffrißt. Und dies muß jeder Mensch fühlen, ob er als Bauer in Zulawce sitzt oder als Kaiser in Wien". — „Er fühlt es ja auch!" rief Herr Broza, „er ist ja der beste Mensch. Aber nur darfst Du nicht glauben, daß er sich um jeden Einzelnen bekümmern kann". — „Darum eben bin ich gekommen, ihm mein Leid selbst zu sagen". — „Aber er kann Dich ja nicht verstehen, er spricht ja nicht Ruthenisch". Das traf mich hart; dem Advocaten hatte ich es nicht glauben wollen,

diesem Manne mußte ich es glauben. „Ein Vater sollte doch seine Kinder verstehen“, klagte ich. „Nun, Polnisch wird er doch können!“ — „Leider nein! Er war von Jugend auf schwächlich und mußte beim Studiren geschont werden“. — „Kann er wenigstens Czechisch?“ — „Ja!“ — „Nun“, erwiderte ich, „dann ist mir schon geholfen. Wenn ich mich mit dem Frantisek verständige, so wird es auch da möglich sein“. Aber er war mit seinen Einwendungen noch nicht fertig. „Dann ist noch eine große Schwierigkeit: er gibt nur selten Audienzen, gewöhnlich läßt er die Gesuche durch einen seiner Vettern oder Generale einsammeln“. Das gab mir wieder einen Stich durch's Herz, aber ich faßte mich rasch. „Gut“, sagte ich, „so werde ich täglich wiederkommen, bis er zu sprechen ist“. Herr Broza lächelte. „Wo denkst Du hin!“ rief er, „das ist nicht wie ein Gang zum Herrn Pfarrer! Nur jede Woche einmal ist Audienztag, selbst der wird nicht regelmäßig eingehalten, und immer muß man vorher eine schriftliche Bitte einreichen, um vorgelassen zu werden!“ — „So werde ich jede Woche kommen, bis ich ihn treffe“. — „Aber so nimm doch Vernunft an“, bat er. „Wozu sollst Du hier Zeit und Geld nutzlos todtschlagen? Gib das Gesuch mir und ich werde es einreichen“. — „Hochmögender Herr“, erwiderte ich, „ich danke Dir, denn Du meinst es gut mit mir armem Manne, aber wie es um mich steht, weißt Du nicht“. Und dabei blieb ich, was er auch sagen mochte. Er aber, der brave, hilfreiche, Mann wurde mir deshalb

nicht böse und versprach sogar, mir für die nächste Audienz den Zutritt zu erwirken. Dann fragte er, wo ich wohne, aber das wußte ich selbst nicht, und so mußte Frantisek eintreten und den Namen des Gastwirths nennen. Den schrieb sich Herr Broza auf und versprach mir, sofort Bescheid zu schicken, wann ich vor den Kaiser treten dürfe. „Wann kann es sein?“ fragte ich. Er wußte es selbst nicht, „vielleicht in einer, vielleicht erst in fünf Wochen“. Und so ging ich betrübt von dannen . .“

„Ich aber“, rief Anusia mit blitzenden Augen, „ich hätte nicht so lange gewartet! Der Herr Kaiser muß ja täglich auch an die frische Luft gehen, wie jeder andere Christenmensch. Und so wäre ich vor seinem Hause gestanden, bis er heraustritt, dann hätte ich höflich gegrüßt, um die Erlaubniß gebeten, ihn ein Stückchen Weges zu begleiten, und hätte ihm die ganze Geschichte haarklein erzählt. Ja, so hätte ich gethan!“

„Liebes Weib“, erwiederte Taras lächelnd, „was Du da sprichst, ist zwar eine große Dummheit, aber ich darf sie Dir nicht verübeln, denn einen ganzen Tag lang war ich selbst ebenso dumm. Mir bangte vor dem langen Harren, und was schriftliche Eingaben fruchten, hatte ich nun auch schon sattsam erfahren. Darum bat ich also den Frantisek: „Zeige mir das Haus des Kaisers“, und er willfahrte mir am nächsten Nachmittage. Wieder mußten wir in die Stadt, am Dome vorbei, durch viele

lärmerfüllte Straßen, daß mir abermals das Hirn zu wirbeln begann, bis er endlich vor einem großen Hause anhielt und sagte: „Hier ist es!“ — „Du mußt Dich irren“, rief ich, „es ist ja kein Gold daran!“ Er aber schwört, er wisse es bestimmt. Darauf gucke ich mir das Haus noch einmal an, es ist gar nicht besonders stattlich, die Mauern vom Alter geschwärzt. „Einen neuen Anstrich könnte sich der Herr Kaiser spendiren“, denke ich; dem Frantisek aber sage ich: „Nun zeige mir, wo der Kaiser selbst wohnt!“ Und da führt er mich zuerst auf einen großen Platz, um den hohe Häuser stehen, und dann durch ein Thor auf einen andern, der gleichfalls von hohen Gebäuden umgeben ist, und in jedem Eckchen steht ein Soldat als Wache. „All' dies“, sagt er, „ist die Wohnung des Kaisers, seiner Verwandten und seiner Schreiber!“ Da staune ich sehr, dann aber frag' ich: „Gut! Aber er wird doch nicht nur in Einem Zimmer schlafen und in Einem essen, kurz, wo wohnt er selbst?“ Da führt mich der Frantisek auf einen dritten Platz, in dessen Mitte ein Reiter aus Eisen steht, und deutet zu einigen Fenstern empor. — „Schön“, sag' ich, „und nun verweilen wir ein wenig an dieser Thür hier!“ — „Wozu?“ — „Nun, vielleicht tritt er gerade heraus“. — „Thor!“ lacht er, „der Kaiser geht ja nie aus; hier, aus dem inneren Schloßhofe, fährt sein Wagen blitzschnell heraus und jagt durch die Stadt in ein Wäldchen an der Donau und dann eben so schnell

wieder zurück". Und kaum hat er dieses gesprochen, als wir ein ganz furchtbares Gebrülle hören, daß ich erschreckt zusammenfahre. „Die Wache hat „Gwerraus" (Gewehr heraus) geschrien!" ruft František. „Nun kommt er gerade von der Spazierfahrt zurück". Und richtig jagt pfeilgeschwind eine geschlossene Carrosse mit sechs Pferden an uns vorbei und verschwindet im nächsten Hofe. Aber so schnell sie fahren, ich erkenne, wer darin sitzt, zwei Officiere, der Aeltere in einen einfachen, grauen Mantel gehüllt, der Jüngere mit vielen Orden auf der Brust. „Das muß er sein!" denk' ich; da seufzt aber der František: „Der arme Herr Kaiser! Trotz der Hitze muß er sich in den Mantel hüllen, weil es ihn immer friert!"

„Nun, auch dies mußte ich ihm natürlich glauben, weil er ja schon fünf Jahre in Wien als Hausknecht diente, und ging noch viel betrübter heim. Denn der im Mantel hatte wirklich recht müde und bleich ausgesehen".

„Und war es wirklich der Rechte?" fragte die Popadja.

„Ja, aber es sollte noch lange dauern, bis ich ihn aus der Nähe sah. Eine Woche hindurch harrte ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf einen Boten des Herrn Broza, aber Tag um Tag verging und Niemand fragte nach mir. Ach! Ihr Guten, das waren traurige Tage; viele Stunden saß ich in meinem engen, dunklen, feuchten Stübchen auf dem Bette und starrte

grübelnd vor mich hin. Während der Reise hatte ich mir eine lange, schöne Rede ausgedacht, die ich dem Kaiser halten wollte, aber nun war es nichts damit, er verstand ja nicht ruthenisch, und so stellte ich mir jetzt nur einige Worte zusammen, die ich ihm sagen wollte. Aber ach! dachte ich, auch dies Wenige versteht er vielleicht nicht und all die Mühe ist nutzlos und es kommt Alles, wie es kommen muß! . . . Der Frantisek hatte Mitleid mit mir, er wendete mir alle freie Zeit zu, die ihm sein Dienst ließ, und suchte mich zu ermuthigen. Aber das gelang ihm eben so schlecht, wie seine Bemühungen, mich zu zerstreuen, indem er mich in der Stadt herumführte. Mir bangte es vor dem wüsten Getümmel, auch starrten mich Alle meiner Tracht wegen an und lachten; oft stand ein dichter Haufe um mich her, der mich beguckte, als wäre ich ein Ochse mit fünf Füßen. Da blieb ich doch noch lieber in meinem Stübchen, wo ich wenigstens Ruhe hatte".

„Hatte denn der Herr Broza die Sache vergessen?" fragte Simeon.

„Nein, durchaus nicht; er that sein Möglichstes. So wenigstens versicherte er mir selbst, als ich mir nach acht Tagen das Herz faßte, ihn wieder zu stören, und es war auch gewiß die Wahrheit. „Du bist vorgemerkt", sagte er, „und kommst zur nächsten Audienz, die stattfindet, aber der Tag ist noch unbestimmt. Vielleicht nächste Woche". Und so harrte ich wieder Tag um Tag, und

immer schwerer wurde mein Herz. Nun kam auch die Geldsorge hinzu; hundert Gulden hatte mich die Reise gekostet, einen Gulden brauchte ich täglich in Wien; wie sollte ich wieder heimkehren wenn ich hier noch länger sitzen und zehren mußte?! Oft genug machte ich mir nun die bittersten Vorwürfe, daß ich nicht Eurem Abmahnen gefolgt und dem Rathe des Advocaten. Aber war ich denn aus Muthwillen nach Wien gekommen? Hatte ich anders thun können, als ich gethan? Handelte es sich nicht um mein Heiligstes, meine Ehre und meine Seele? War nicht . . ."

Er unterbrach sich, weil er dem Blicke des Popen begegnete, der scharf und prüfend auf ihm ruhte.

„Nun denn", fuhr er fort, „so verflossen wieder zehn Tage. Da endlich kam der Diener des Herrn Broza und ließ mir durch den František sagen: „Am zweitnächsten Dienstag ist die Audienz". Erleichtert athmete ich auf. Das waren freilich wieder zwölf Tage, aber nun löste sich endlich die Qual des endlosen Harrens von meinem Herzen. Seht, so bescheiden wird der Mensch, wenn die Trübsal auf ihm lastet, wie ein Berg. Ich zählte die Stunden, die mich noch von dem ersehnten Tage trennten, und am Sonntag vorher ging ich zum Herrn Broza, mit ihm zu berathen, wie ich mich zu benehmen hätte. „Du meinst", fragte er, „wenn der Kaiser selbst erscheinen sollte?" — „Natürlich! Es ist ja Audienztag!" — „Ja, aber ich

sagte Dir schon, daß er selten sichtbar wird und die Gesuche meist nur durch einen Verwandten absammeln läßt". Ich erschrak tödtlich, meine Füße wollten mich nicht tragen, ich mußte mich setzen. Endlich faßte ich mich wieder. „Du hast es mir gesagt, Herr", sprach ich, „aber ich dachte: diesmal kommt er ganz bestimmt, denn wozu hätte ich sonst so lange harren müssen?"— Er zuckte die Achseln. „Hoffen wir's", sagte er. „Bekommst Du ihn nicht zu sehen, so gibst Du eben die Schrift dem Erzherzog. Dein Gewissen kann ruhig sein; Du hast ja ohnehin die Pflicht gegen die Gemeinde erfüllt, wie vielleicht nie ein anderer Richter in Oesterreich". — „Schönen Dank", erwiderte ich, „aber diesem Rath folge ich nicht. Ich gebe die Schrift keinem Anderen, als dem Kaiser. Und wenn er übermorgen nicht erscheint, so komme ich zur nächsten Audienz wieder und so fort, bis ich ihn treffe". — „Aber Taras", rief er, „so nimm doch Vernunft an! Wie soll ich Dir dann immer wieder den Eintritt verschaffen? Das ist ja unmöglich!" — „Wenn es", erwiderte ich, „wirklich unmöglich ist, und ich glaube es Dir, denn Du bist ein wackerer, wahrhaftiger Mann, dann werde ich mir anders zu helfen wissen". — „Wie?" — „Dann werfe ich mich", sagte ich ruhig, „vor seine Pferde hin, wenn er ausfährt. Kann der Kutscher noch anhalten, so werde ich dem Kaiser das Gesuch übergeben und mit ihm reden, gehen die Rosse über mich hinweg, so war es eben mein Schicksal". —

Er blickte mich ganz erschreckt an. „Du meinst es ernst?" — „Ganz ernst!" — „Ja", murmelte er, „so ein Ruthene, der um sein Recht kämpft, spaßt freilich nicht". Dann aber befahl er: „Ich lasse Dich durch meinen Diener hinführen und abholen. Du kommst sofort nach der Audienz hieher, verstanden? — sofort!" Ich versprach's und ging. Aber mein Entschluß stand fest".

„Taras!" rief Anusia und bekreuzte sich, „was waren das für Gedanken?"

Er starrte düster vor sich hin und strich das ergrauende Haar aus der Stirne. „Vielleicht noch lange nicht meine schlimmsten", murmelte er, aber die Anderen verstanden es wohl nicht. Dann fuhr er laut und ruhig fort: „Also — die Audienz! Ich hatte mich schon am frühen Morgen dazu geschmückt, wie der Bräutigam zur Hochzeit. Die hohen Stiefel zog ich an, meinen langen braunen Leibrock mit dem Ledergurt und darüber den weißen Schafpelz, den mit den schönen Stickereien, Anusia. „Es ist ja sehr heiß", meinte der gute Frantisek, der mir die Stiefel so blank gewichst hatte, daß man sich darin spiegeln konnte, aber ich wußte, daß man dem Kaiser Ehrerbietung schuldet, und so nahm ich auch nicht meinen Strohhut, sondern die Lammfellmütze. Die Leute des Hauses starrten mich neugierig an, als ich die Treppe hinunterkam und in den Wagen stieg, den mir der gute Herr Broza geschickt. Es war eine Halbkalesche, und so

blieben auch auf der Straße die Leute stehen und guckten sich die Augen nach mir aus. Es kümmerte mich wenig, denn obwohl ich nicht viel von den Wienern wußte, das hatte ich doch schon heraus, daß sie das neugierigste Volk der Erde sind. So kamen wir zur Burg und hielten an der Treppe, nächst dem eisernen Reiter. Der Diener half mir aus dem Wagen und zog tief den Hut ab; ich wußte, daß es der Schelm spöttisch meinte, und verzog darum keine Miene zum Danke. Als ich die Treppe emporgestiegen, standen zwei Rothröcke mit Spießen da. Auch sie machten erstaunte Gesichter, ich jedoch wies ruhig meinen Audienzschein vor, da deuteten sie auf die nächste Thür. Ich öffnete, einige Lakaien trieben sich da herum, wieder dasselbe Erstaunen! Einer von ihnen wollte mir meinen schönen, geschnitzetn Eichenstab aus der Hand nehmen, ich duldete es natürlich nicht. Sie lachten, ich aber schritt wieder auf die nächste Thür zu.

„Da war endlich das Audienzzimmer, ein langer, breiter Saal, weiße Wände, mit Gold verziert und mit mannshohen Spiegeln; es war eine Pracht, ein Blinken, daß ich geblendet wurde. Wohl an die fünfzig Menschen standen bereits da. Junge und Alte, Männer und Weiber, Civil und Militair, Geistliche und Weltliche, fröhliche und betrübte Gesichter. Gemeinsam war uns nur, daß wir Alle Bittgesuche in den Händen hielten, aber im Uebrigen war jedes Alter vertreten und jeder Stand und vielleicht

auch jedes Volk in Oesterreich. Da stand ein armer, alter Zigeuner und neben ihm eine dicke, fröhliche Frau in einem Seidenkleide, ein alter Mann in einem fadenscheinigen, städtischen Anzuge und neben ihm ein junger, schöner Officier, ein Jude in einem schwarzen Kaftan und neben ihm ein katholischer Geistlicher. Alle drängten und flüsterten durcheinander, zwischen ihnen standen die rothröckigen Trabanten, auf ihre Spieße gelehnt, steif und unbeweglich, wie draußen der eiserne Reiter. Ich war Anfangs sehr betrübt über die große Zahl meiner Gefährten; „ach!“ seufzte ich, „wenn so Viele da sind, dann müßte ja der Kaiser einen halben Tag darauf verwenden, um Alle anzuhören, und das wird der schwache Mann beim besten Willen nicht können“. Aber andererseits war es ja auch tröstlich, daß so Viele gekommen. „Da sind ja offenbar Leute darunter“, dachte ich, „die gleich Dir von ferne gekommen, und gewiß noch schwerer das Geldopfer bringen, als Du. Wären sie wohl gekommen, wenn der Herr Kaiser nicht im Rufe stünde, Allen zu helfen!“ Auch labte sich mein dürstendes Herz daran, daß hier der Reichste neben dem Aermsten stehen und ehrerbietig harren mußte. „Vor Gott sind wir Alle gleich“, dachte ich, „und vor dem Kaiser auch; er ist der Stellvertreter Gottes auf Erden, wie sollte er nicht das Recht schützen?!“ Getröstet richtete ich mich auf und schaute die Leute an, wie sie mich anschauten.

„Damit vertrieb ich mir eine gute Weile die Zeit. Dann trat ein feiner, schlanker Herr in einem grünen, goldgestickten Frack ein, zwei Rothröcke hinter ihm, und sie gingen durch die Reihen, überlasen die Audienzscheine und wiesen den Einen dahin, den Andern dorthin. Ich merkte, daß wir nun nach den Ständen eingetheilt wurden, denn sowohl die Geistlichen, als die Officiere wurden in besondere Häuflein zusammengestellt. Mich führten sie, ohne zu fragen, zu zwei Leuten hin, denen ich es schon früher so halb und halb angesehen, daß sie auch Bauern in ihrer Landestracht seien. Der Eine war ein feister Mensch in engen blauen Hosen, einem engen Leibröckchen und einer federgeschmückten Tuchmütze, der Andere, welcher gelb und hager war, trug eine weite rothe Hose, darüber eine lange hellgelbe Jacke und in den Händen einen spitzigen Filzhut. Als wir sämmtlich auf den angewiesenen Plätzen standen, bildeten wir einen großen Halbkreis. Erwartungsvoll blickten nun Alle nach der Thür. Aber die blieb geschlossen, auch der Herr im grünen Frack hatte sich wieder entfernt. Da wurde mir abermals die Zeit lang, und ich machte es wie die Anderen, und versuchte, ein Gespräch mit meinen Nachbarn anzuknüpfen. Sie antworteten Jeder in seiner Sprache; beide klangen mir fremd in's Ohr, wir verstanden uns Alle nicht. So wollte ich doch mindestens erkunden, zu welchen Völkern sie gehörten, und weil mir kein anderes Mittel beifiel, so versuchte ich es mit den

Flüchen, die unsere Soldaten in allen Ländern auflesen und dann ins Dorf heimbringen. „Psie sobaczy!“ begann ich. Aber Beide rührten sich nicht. Slaven also waren sie nicht. „Holl dik der Taifl!“ Sie verzogen keine Miene, also auch keine Deutschen. „Bassama teremtete!“ Da machte der Feiste in den engen Hosen einen Luftsprung und begann auf mich loszuschnattern. Also ein Ungar! Aber zu welchem Volke mochte nur der in der gelben Jacke gehören? Kein Deutscher, kein Slave, kein Ungar — was konnte er nur sonst sein? „Merge la Dracul!“ rief ich. Er rührte sich nicht, also auch kein Rumäne. Ich dachte nach und versuchte ein letztes Mittel: „Corpo di bacco!“ Da aber wurde der Gelbe wie toll vor Freude und umarmte mich. So war's denn glücklich herausgebracht: Ein Italiener! Aber da hatte ich mir eine schöne Bescheerung auf den Hals gehetzt! Denn nun redeten Beide so eifrig auf mich ein, daß der ganze Halbkreis lachte und ich konnte nichts erwidern, als immer: „Corpo di bacco!“ und „Bassama teremtete!“ Doch wozu diese Dummheiten erzählen? Es wurde also ganz plötzlich still, die Thür hatte sich geöffnet . . .“

Der Erzähler hielt an, sicherlich nicht um seine Zuhörer zu spannen, sondern weil ihn jener Moment selbst in der Erinnerung noch übermannte.

„Der Kaiser!“ rief Anusia athemlos.

Er schüttelte den Kopf. „In der Thür erschien“, fuhr er ruhigen Tones fort, aber seine Stimme zitterte, „ein kleiner, weißhaariger General und hinter ihm drei Hauptleute von verschiedenen Regimentern. Mir stand das Herz still, es dunkelte mir vor den Augen, ich mußte mich auf den Arm des Ungarn stützen, um nicht umzusinken. Denn der Kaiser war es nicht! Ich hatte ihn wohl nur einmal im Fluge gesehen, aber in der Schänkstube meines Einkehrhauses hing sein Bild, und ich hatte mir die Züge genau eingeprägt. Dieser kleine, freundliche Greis, mit der starken Unterlippe, mußte wohl sein Verwandter sein, denn er sah ihm ähnlich, er selbst war es nicht! Ach! Ihr Lieben, was ich dabei empfand, könnte ich nicht sagen, und wenn ich hundert Stunden fortredete. Halb betäubt sah ich zu, wie der Greis mit dem Einsammeln der Bittschriften und dem Anhören der Wünsche begann. Er redete fast mit Jedem in seiner Sprache; kam Jemand, den er nicht verstand, an die Reihe, so diente Einer der Officiere als Dolmetsch. Auf Jeden kam etwa eine Minute, der Erzherzog warf zuerst einen Blick auf das Gesuch, fragte dann etwas und schnitt hierauf die Unterredung mit einem freundlichen Worte und Kopfnicken ab. Einige machten traurige, Andere fröhliche Gesichter hinter ihm her, während sie von den Lakaien zur Nebenthür hinausgeleitet wurden. Ich sah dies Alles anfangs nur wie durch einen Nebel, doch mit der Zeit faßte ich mich wieder, ich stand fast an dem

entgegengesetzten Ende des Halbkreises, wo er begonnen, und es konnte immerhin eine Stunde währen, bis er zu mir kam. Aber alle Ueberlegung konnte nichts an dem Entschlusse ändern, mit dem ich hergekommen: den Kaiser selbst wollte ich sprechen und keinen Anderen. Klopfenden Herzens, aber festen Muthes sah ich den Prinzen heranschreiten".

„Alle Heiligen!" seufzte die Popadja, und Anusia bekreuzte sich.

„Endlich steht er vor mir! Ich beuge mich tief, er nickt und streckt die Hand nach meiner Bittschrift aus. Da aber beuge ich mich noch tiefer und sage: „Allerhochmögendster Herr Prinz! Ich weiß, wer Du bist, und daß Dich der Herr Kaiser geschickt hat. Aber nur ihm allein kann ich die Schrift überreichen". Der Greis sieht mich erstaunt an und sieht dann fragend auf die Hauptleute. Einer von ihnen, mit den aschgrauen Aufschlägen vom Regiment Parma, welches seinen Werbbezirk in Podolien hat, tritt vor und übersetzt ihm meine Rede. „Bauer", sagt dann der Officier freundlich zu mir, „der Kaiser ist nicht zu sprechen; Du kannst dem Herrn ruhig Deine Schrift geben, es ist ja sein Onkel, der allerdurchlauchtigste Herr Erzherzog Ludwig". Wieder beuge ich mich tief und erwiedere: „Herr Hauptmann, habe die Gnade, dem Prinzen Folgendes zu sagen: Der vor Dir steht, ist Taras Barabola, Grundbesitzer und bis vor einigen Wochen

Richter von Zulawce in Pokutien, vormals ein glücklicher, heute ein verzweifelter Mann. Er mag wohl ein Nichts sein vor den Augen der Mächtigen, aber er ist ein Mensch vor den Augen Gottes und darum auch seines Stellververtreters, des Kaisers. Und er ruft nach seinem Rechte, wie der Hirsch im Wald nach Wasser schreit. Du bist ein Landsmann, erbarme Dich meiner und sage es ihm Wort für Wort!" Er wendet sich zum Prinzen und übersetzt es. Dieser blickt mich scharf an und thut dann wieder eine Frage. „Was ist Deine Sache?" übersetzt der Hauptmann. — „Raub am Gemeinde-Acker!" erwidere ich und füge hinzu: „Sage ihm noch Folgendes: es handelt sich nicht blos um irdisch Gut, sondern auch um das künftige Heil einer Menschenseele. Er ist ein alter Mann und wird bald vor Gottes Thron stehen; so wahr er wünscht, daß ihm Gottes Erbarmung werde, möge er mir erwirken, daß ich mit dem Kaiser selbst reden kann!" — „Höre, Taras", erwidert der Hauptmann, „ich bin ein Popensohn aus Podolien, bin selbst unter Bauern aufgewachsen und meine es gut mit Dir! Diese Worte werde ich anders übersetzen, denn so spricht man mit einem Prinzen nicht!" — „Und doch mußt Du es thun!" flehe ich. „Du ladest sonst eine große Verantwortung auf Deine Seele! Auch der Prinz scheint es zu verlangen!" Und so übersetzt er denn und während er spricht, zuckt keine Miene im Antlitz des Greises, nur seine Blicke bohren sich immer fester in

meine Augen. Ich aber schlage die Lider nicht nieder; mein Gewissen ist ja rein! Darauf sagt er dem Hauptmann ein kurzes Wort. „Warte!“ übersetzt dieser, und nun wendet sich der Prinz zum Ungar, zum Italiener, bis die Reihe erschöpft ist, dann geht er zum Saale hinaus. Der Hauptmann aber tritt auf mich zu: „Folge mir, der Prinz will Deine Geschichte hören!“

„Das war ja ein seltenes Glück!“ rief der Pope.

„Nun, es ließ sich ertragen! Wir gingen also durch einen langen Corridor, dann über verschiedene Treppen und Gänge, bis wir endlich in des Prinzen Wohnung kamen. Man wies uns in ein ganz schmuckloses Zimmer voll Bücher, etwa wie jenes des Herrn Broza. Der Prinz saß schon hinter einem großen Tisch voll Schriften. Wir traten vor, ich erzählte, und der Officier übersetzte. Wieder blieb das Antlitz des Prinzen ruhig, was ich auch sagen mochte, nur seine Augen blickten mich forschend an. Dann that er einige Fragen, wie unsere Lebensweise im Dorfe wäre, ob wir Viehzucht trieben, und Aehnliches. Endlich sagte er dem Officier einige Worte, und der geleitete mich wieder hinaus. „Nun?“ fragte ich zitternd vor banger Erwartung. — „Dein Wunsch soll erfüllt werden“, sagte der Hauptmann. „Komm' morgen Nachmittags 4 Uhr zum eisernen Reiter und erwarte mich, ich bin als Dolmetsch zur Audienz beschieden. Dieser Mensch ist ja aus einer fremden Welt, hat der Prinz geäußert, sein Ver-

trauen darf nicht zu Schanden werden! Auch will er Dich schon deshalb dem Kaiser vorführen, weil er glaubt, daß ihm Deine Tracht viel Freude machen wird. Er gibt Dir den Auftrag, Dich für morgen genau so zu kleiden wie jetzt, und wenn Du vielleicht noch etwas Besonderes mitführst, etwa Waffen, so bringe es gleichfalls mit". — „Herr Hauptmann", rief ich, „es handelt sich ja um mein Recht, und nicht um meine Kleider!" Er aber beruhigte mich: „Du kannst Gott danken, Landsmann, denn wenn Dir auch vielleicht die morgige Audienz nichts nützt, so kann Dir doch die heutige Unterredung mit dem Herrn Erzherzog Ludwig zum Heile sein". — „Das verstehe ich nicht!" rief ich. — „Ich kann es Dir auch nicht erklären", erwiderte er lächelnd, „aber es ist doch so". Und ganz dasselbe sagte der Herr Broza, zu dem ich nun fuhr, und auch der Gastwirth, dem ich mit Hilfe des Frantisek „Alles erzählen mußte, war derselben Meinung".

„Das kann ja auch ein Kind verstehen!" rief Simeon. „Der Herr Kaiser gibt eben viel auf das Wort seines alten Onkels".

„Sie haben es auch noch anders gemeint", sagte Taras mit trübem Lächeln, „ich habe es schon am nächsten Tage verstehen gelernt. Ihr könnt Euch denken, daß ich schon lange vor 4 Uhr neben dem eisernen Reiter war, welcher den Kaiser Joseph vorstellt. Auch der Officier fand sich pünktlich ein und geleitete mich durch den inneren Schloß-

hof zu einer prächtigen Marmortreppe und dann durch viele Gänge zu einer vergoldeten Thür, vor welcher Rothröcke mit Spießen standen. Dann schritten wir durch einen großen, einen kleineren Vorsaal, und dort hieß man uns harren. Der Kammerherr, welcher darin den Dienst that, hatte ein sehr dummes Gesicht und musterte mich spöttisch, aber das störte mich nicht; mir war so feierlich zu Muthe, wie selten in der Kirche. Endlich, endlich ertönte ein Glöckchen, der Kammerherr eilte hinein, kam gleich zurück und winkte uns, einzutreten". Er athmete tief auf. „Ich glaube, wenn ich tausend Jahre alt würde, ich würde doch immer dieses Zimmer vor mir sehen und die beiden Herren. Ein großes, prächtiges Zimmer, künstlich verdunkelt, im Hintergrunde ein Tisch, an welchem zwei Generale saßen. Der Eine war der alte Ludwig, den Anderen erkannte ich sofort, als er sich erhob, der Kaiser! Ein hagerer, mittelgroßer Mann, etwas vorgebeugt, mit überaus gutmüthigem Gesichte und freundlichen, blauen Augen. Er winkte mich heran, ich aber that nur einige Schritte und sank dann auf die Kniee und hob die Bittschrift empor. Ach, nicht los deshalb, weil es die Sitte verlangte, sondern auch, weil es mir mein Herz gebot! Aller Jammer, den ich bisher still getragen, war in mir lebendig geworden, und so gewaltig ich dagegen kämpfte, ich konnte meinen Thränen nicht wehren . . . "

„Und er?" rief Anusia.

„Er trat auf mich zu, war ganz bestürzt, als er mich weinen sah, nahm mir die Bittschrift aus der Hand und gab sie dem Prinzen; dann sprach er hastig einige deutsche Worte zu mir. „Er sagt, daß Du aufstehen und nicht weinen sollst!“ raunte mir der Hauptmann zu. Ich aber blieb auf den Knieen, nicht um ihn zu rühren, sondern weil es mir so zu Muthe war. „Herr!“ rief ich. „Erbarme Dich meiner!“ Er war offenbar in großer Verlegenheit, dann griff er rasch in die Tasche, zog einen Ducaten hervor und wollte ihn mir in die Hand stecken. „Ich will kein Geschenk“, sagte ich, „ich will mein Recht!“ Da trat der alte Prinz dazwischen, flüsterte dem Kaiser einige Worte zu und sagte dem Hauptmann, ich möge aufstehen, der Kaiser werde die Sache gewissenhaft prüfen. Ich gehorchte und raffte mich empor, aber dann bat ich den Hauptmann: „Sage ihnen, daß ich es nicht eher glaube, bis es der Kaiser selbst verspricht!“ — „Das kann ich nicht“, flüsterte er angstvoll, „es wäre eine Beleidigung für den Prinzen“. — Ich aber wiederholte es noch einmal, laut und fest, gegen den Kaiser hin gewendet. Der Prinz fragte, was ich noch wünschte, der Hauptmann übersetzte es, und darauf nickte der Kaiser, aber er lachte zugleich laut auf, als wäre es ein köstlicher Spaß. Er hat es gewiß nicht böse gemeint, er ist ja herzensgut und könnte keine Fliege kränken, aber wie weh mir dieses Lachen that, sagt kein Wort, noch heute tönt es in meinen Ohren und ich werde es nie vergessen! . . .

Was ich fühlte, war mir gewiß vom Gesichte abzulesen, aber er achtete nicht darauf. Er trat auf mich zu, beguckte mich neugierig, ging im Kreise um mich herum und stellte allerlei Fragen: wer mir diesen Pelz gestickt, ob ich mehrere Pelze dieser Art hätte und einige Paare hoher Stiefel, ob ich sie täglich selbst putzte u. s. w. Ich beantwortete Alles, aber mit welchem Gemüthe! — beim allmächtigen Gott! ich hätte viel darum gegeben, wenn er auch nur eine einzige Frage gestellt hätte, die sich nicht auf meine Kleidung bezog. Aber das fiel ihm nicht bei, und er hätte sich wohl lange noch an meinem Pelz und an meinen Stiefeln gefreut, wenn ihm nicht der Prinz etwas in's Ohr geflüstert hätte. Da ließ er ab, lächelte mich noch einmal recht herzensfreundlich an und bot mir wieder den Ducaten, „nicht als milde Gabe", ließ er mir durch den Hauptmann sagen, „sondern zur Erinnerung". Da nahm ich das Goldstück — hier ist es, es steht sein Bild darauf geprägt . . . "

Er holte die Münze aus dem Gürtel hervor. Alle beguckten sie neugierig und gaben ihre Ansicht über die Züge des Kaisers ab. „Es ist ein freundliches, gutmüthiges Gesicht", darin stimmten Alle überein. Dann aber fragten sie: „Und nun tratest Du die Heimreise an?"

„Leider noch nicht!" erwiderte Taras seufzend. „Der Zweck meiner Reise war erfüllt, aber die Unruhe nicht von meinem Herzen genommen. Nun wollte ich den Bescheid erwarten. In meinem Gesuche stand, daß ich um eine neue

Vernehmung der Zeugen bitte, und die konnte ja der Kaiser sofort anordnen. Vergeblich rieth mir Herr Broza ab: „Es kann Monate dauern, wozu Geld vergeuden?“ Ich aber blieb bei meinem Entschlusse und flehte den wackeren Herrn so lange an, bis er endlich auch meine Bitte erfüllte, eine Woche nach der Audienz in der Kanzlei des Kaisers anzufragen, ob bereits eine Entscheidung getroffen sei. Die Antwort lautete trostlos: mein Gesuch war noch gar nicht eingetragen! „Da muß der Herr Onkel Ludwig helfen!“ dachte ich in meiner Verzweiflung und suchte mit großer Mühe den Hauptmann auf — er heißt Eugen Stanczuk und ist aus Kossow, drei Meilen von meinem Heimathsdorfe — damit er mich wieder zum Prinzen führe. „Das könnte ich keinesfalls“, sagte er. „Nun ist aber zudem der Herr Erzherzog gestern auf seine Güter nach Steiermark gereist und kommt erst nach Monaten wieder“. Nun erkannte auch ich, daß weiteres Harren nutzlos sei, schnürte mein Bündel, ließ mir von meinem treuen Frantisek zum letzten Male meine Stiefel putzen und ging zum Herrn Broza, Abschied zu nehmen, und wenn er mir vertraute, ein Darlehen aufzunehmen, denn meine Baarschaft betrug noch zehn Gulden. „Das soll Deine geringste Sorge sein“, sagte er und zählte mir ohne Zeugen hundert Gulden auf den Tisch, als wäre ich sein Bruder. „Ich hoffe auf eine günstige Entscheidung!“ versicherte er. „Aber wenn ich Dir hier vielleicht kleine Gefälligkeiten erwiesen und Dich verpflichtet, so versprich

mir zum Dank nur Eines: Kränke Dich nicht, wenn sie ungünstig lautet!" Das aber konnte ich ihm leider nicht versprechen. Muthig bin ich nach Wien gegangen, gebrochen kehre ich zurück!"

Er verstummte und blickte traurig vor sich hin.

„Das begreife ich nicht", rief der Pope, „wenn es Dir der Herr Kaiser versprochen hat?"

Taras erhob sich. „Warst Du in Wien?" fragte er. „Du weißt nur, was meine Ohren gehört, aber weißt Du auch, was meine Augen gesehen?! Doch — es ist spät, wohl gegen Mitternacht! Habt Dank, Freunde! Komm', Weib! Gute Nacht!"

Achtes Capitel.

Die Tage vergingen, der Winter kam; still fügte sich Taras wieder ein in das enge, eintönige Dorfleben. Trotz der Fürsorge, welche Simeon seiner Wirthschaft erwiesen, mußte er doch rastlos schaffen, um Alles wieder in die frühere musterhafte Ordnung zu bringen. Und das war gut für ihn. Wenn er im Hofe angestrengt mit den Knechten arbeitete, fleißiger und rastloser, als jeder von ihnen, dann ließ doch zuweilen jener Wurm, der ihm im Hirn bohrte, zu wühlen ab. Aber auch aus anderen Gründen war es gut, daß er sich wenig um die Außenwelt bekümmerte, er hätte von dem Verkehr mit den Nachbarn geringe Freude gehabt.

Seitdem die Leute wußten, daß auch seine Wiener Reise vergeblich gewesen, war die Verstimmung gegen ihn auf's Höchste gestiegen. Außer dem Popen zählte er nur noch zwei Freunde unter den Hausvätern des Dorfes, seine einstigen Genossen im Amte: Simeon und Alexa. Die Anderen standen ihm feindselig gegenüber oder empfanden

nur etwa spöttisches Mitleid mit dem entthronten Dorfkönig. Von seiner Wiederwahl war nun keine Rede mehr. Als Simeon zu Allerheiligen die Würde niederlegte, freilich nur, um sein Versprechen einzuhalten, und in der bestimmten Hoffnung, abermals gewählt zu werden, da geschah das Unerwartete, daß nur wenige Stimmen auf ihn fielen, die meisten auf Jewgeni Turenko.

Es war dies ein stiller, beschränkter, wenig begüterter Mann, der nie auf solche Ehre hätte rechnen dürfen, wenn nicht die launische Glücksgöttin seinen jüngeren Bruder Konstantin zu der schwindelnden Höhe des Korporalsrangs emporgetragen hätte. Seit Menschengedenken war jeder Sohn des Dorfes aus des Kaisers Heere nur eben als Gemeiner zurückgekehrt; blos die ältesten Greise wußten sich auf Einen zu besinnen, der es zum „Gefreiten" gebracht; das Schicksal selbst schien den Helden von Zulawce nur eine bescheidene militärische Carrière vorbestimmt zu haben. Und nun kehrte Konstantin Turenko als Korporal heim, als wirklicher Korporal mit zwei weißen Tuchsternen auf dem krapprothen Kragen! Das ganze Dorf fühlte sich in ihm geehrt, beugte sich seinem Worte und hegte die ausschweifendsten Hoffnungen für seine Zukunft. „Er hat ja noch zwei Jahre zu dienen", flüsterten sie und blickten ihm bewundernd nach, „am Ende wird er gar Feldwebel!" Der junge Held wußte diese Stimmung wohl auszunützen; er verschwieg es weislich, daß er den großartigen Erfolg

eigentlich nur seinen zarten Beziehungen zur Wirthschafterin des Herrn Hauptmanns verdanke; in seinen Erzählungen figurirte er als einer der tapfersten Männer der Christenheit, und weil er zu diesem Zwecke denn doch nicht einen großen Krieg erfinden konnte, so dichtete er zum Mindesten eine kleine Epopöe, die einen Aufstand in Italien zum historischen Hintergrund hatte, „in Mailand, Corpo di bacco, wo es so heiß ist, daß jeder Ochse, der zwei Stunden in der Sonne liegt, gar gebraten ist!" Wie hätten die Leute von Zulawce sich dem Einflusse eines Mannes entziehen können, welcher dem Kaiser bei solcher Hitze eine Provinz gerettet? Und wie hätten die Mädchen und Frauen nicht einen Mann bewundern sollen, der einen so schönen Schnurrbart hatte und jahrelang die Liebe aller italienischen Gräfinnen kalt verschmäht — „Teufelsweiber, das ist wahr, aber mit Feindinnen meines Kaisers lasse ich mich nicht ein!" Binnen wenigen Wochen gebot Konstantin im Dorfe, entschied jeden Streit und regelte alle öffentlichen Dinge. Weil er selbst als Urlauber noch nicht Richter werden konnte, so setzte er seinen Bruder Jewgeni durch und als „Aelteste" zwei seiner Freunde, die gleichfalls an Aeckern und Verstand wenig bemittelt waren. So war denn die Aristokratie gestürzt, der Mittelstand zur Herrschaft gekommen.

Taras hatte sich nicht dagegen gestemmt; er war nur deshalb zur Wahl erschienen, um seine Stimme für Simeon

abzugeben, im Uebrigen ließ er den Dingen ihren Lauf. „Die Hungerleider werden das Dorf zu Grunde richten!" rief Anusia, in welcher sich das aristokratische Blut mächtig regte. „Es ist empörend, himmelschreiend, daß auf Männer, wie mein Onkel Stephan, wie Du, wie Simeon, nun ein Jewgeni folgt!" Taras hingegen blieb ruhig. „Wie man sich bettet, so schläft man", meinte er, oder: „Durch Schaden wird man klug!"

„So antworte doch nicht immer mit weisen Sprüchen", sagte ihm einmal Anusia gereizt. „Stelle Dich nicht, als ob Dich die Sache nichts anginge. Wer liebt das Dorf mehr, als Du?!"

„Vielleicht Niemand", räumte er ein. „Aber ändern kann ich's nicht und habe auch jetzt ganz andere Sorgen".

„Welche?" rief sie, „die Wirthschaft steht ja prächtig!" Aber darauf blieb er die Antwort schuldig und ging wieder zur Arbeit.

Er schaffte in jenen Tagen mit einem Fleiße, einer Ausdauer, als wäre er nicht der reichste Bauer des Dorfes, sondern ein armer Knecht, der sich sein Brot für den nächsten Tag verdienen müsse. Während er sonst stets seiner eigenen Einsicht gefolgt, theilte er seine Pläne nun immer der Anusia mit und holte ihren Rath ein. Sie war Anfangs stolz darauf, bis sie merkte, daß er ihre Ansicht nur deshalb wünsche, um dieselbe richtigzustellen. Da es sich dabei fast immer um Dinge handelte, die ihr

trotz all' ihrer Tüchtigkeit fremd geblieben waren, weil sie naturgemäß in den Pflichtkreis des Mannes gehörten, so wurde sie endlich ungeduldig. „Was verstehe ich von den Steuern!“ rief sie.

„Du sollst es verstehen lernen“, bat er.

„Aber wozu? Du kennst Dich ja aus!“

„Und wenn ich nicht mehr bin?“

Die Worte erschreckten sie nicht, weil sie ihr zu widersinnig klangen. Ein kräftiger Mann, noch nicht vierzig Jahre alt, wie hätte sie sich da ängstigen sollen? „Du Narr!“ rief sie, „in fünfzig Jahren sprechen wir weiter darüber“.

„Es steht Alles in Gottes Hand“, erwiderte er feierlich und fuhr dann bittend fort: „Thu' mir den Gefallen!“

„Nun, wenn es Dir eine Freude macht“, lachte sie und gab sich alle Mühe, genau zu verstehen, was er ihr von den Steuern und Abgaben erklärte.

Dem Popen gegenüber machte Taras nie solche Andeutungen und benahm sich überhaupt mit großer Zurückhaltung gegen den erprobten Freund. Vater Leo ließ sich dadurch nicht irre machen; er blieb stets gleich herzlich und wendete alle Mittel seiner Unterhaltungskunst auf, den verdüsterten Mann aus seinem Trübsinn emporzureißen. Endlich kam er sogar auf den Gedanken, ihm zur Zerstreuung das Lesen und Schreiben beizubringen. „Das ist sehr nützlich“, versicherte er, „und dann kann man lustige Bücher lesen“.

Taras lehnte dankend ab. „Für jetzt nützt es mir nichts, für die Zukunft noch weniger. Und das, was mich erfreuen könnte, steht in keinem Buche. Auch habe ich keine Zeit; bis zu Weihnachten gibt es viel in der Wirthschaft zu thun, und nach dem Dreikönigstage gedenke ich viele Wochen zu jagen".

„Ja, thue das", stimmte der Pope eifrig zu, „es wird Dich zerstreuen. Und die große Jagd der Gemeinde vor Weihnachten machst Du doch auch mit?"

„Nein", erwiderte Taras, „selbst wenn ich geladen werden sollte, was ich nicht glaube".

„Dich nicht laden?" rief der Pope, „Dich, den ersten Bauer im Dorfe, den besten Bärenjäger der Gegend?"

Einige Tage später erwies es sich, daß Taras recht vermuthet. Konstantin war gegen die Einladung, und so unterblieb sie. Denn der Herr Korporal hatte allmälig einen tiefen Haß gegen Taras gefaßt, aus verschiedenen Gründen, läppischen und ernsten. Erstlich war ja der entthronte Richter das Haupt der gehaßten Aristokratenpartei, zweitens war er „ein Feind des Herrn Kaisers," drittens war die Gemeinde „durch ihn, nur durch ihn" zu Schaden gekommen, und viertens, aber hauptsächlich, schuldete Konstantin „diesem Bastard, der eine reiche Erbtochter bethört", noch immer jenen Gulden . . . .

Anusia empfand die Kränkung bitter. Als der Jagd-

zug an dem Hofe vorbeikam, weinte das leidenschaftliche Weib vor Wuth und Entrüstung. Taras hingegen verzog keine Miene und fuhr ruhig fort, das Korn in Säcke zu verladen. Nur Eines that er, nachdem die Letzten seinen Augen entschwunden. Er ging in die Stube und stellte sein ältestes Söhnchen Wassilj vor sich hin. „Knabe", sagte er, „Du bist nun acht Jahre alt und unser Väterchen Leo unterrichtet Dich gründlich im Glauben. Weißt Du schon, was ein Eidschwur ist?"

„Ja!" erwiderte das Kind.

„Und was ein Richter ist, weißt Du auch?"

„Du warst es ja früher!"

„Gut! Nun hebe die Hand empor und schwöre mir zu, daß Du Dich nie um dieses Amt bewerben oder es annehmen wirst, wenn sie Dich darum bitten. Willst Du es thun und wirst Du es nie vergessen?"

„Ich will es thun und werde es nie vergessen", erwiderte der Knabe fest und hob das Händchen empor.

Taras küßte ihn auf die Stirn und ging wieder zur Arbeit.

Als der Pope von dieser neuen Kränkung erfuhr, fand er sich sofort auf dem Hofe ein, den Freund zu trösten. Aber dieser wehrte es ab. „Ich bin ja ruhig", sagte er.

„Du darfst es auch sein!" betheuerte Vater Leo aufrichtig. „Du hast ja stets Deine Pflicht gethan, und

mehr als dies! Wenn gleichwohl so viel Kummer über Dich gekommen ist, so mußt Du Dich starken Muthes in den Willen Gottes fügen. Er hat Dir einst seine Gnade erwiesen, indem er Dich in dieses Dorf brachte und gedeihen ließ, nun schlägt er Dich mit Trübsal, aber auch dies ist vielleicht zum Guten! Die Wege der Vorsehung sind dunkel!"

Taras schüttelte finster das Haupt. „Das glaube ich nicht!" sagte er kurz und herb.

„Du glaubst an Gott nicht?!" rief der Pope erbleichend.

„Ich glaube an ihn", sagte Taras feierlich, „und glaube, daß er ein Allgerechter ist, aber daß er mich in dieses Dorf gebracht und daß all' das bittere Leid durch seinen Willen über mein Haupt gekommen, dies glaube ich nicht! Denn wenn er jedes einzelnen Menschen Schritt und Schicksal lenken wollte und würde, dann geschähe sicherlich kein Unrecht auf Erden. Aber dies thut er auch nicht, wir sind ja keine Puppen in seiner Hand!"

„Puppen! Welches Wort!" rief der Pope etwas verlegen und darum doppelt heftig. „Wir sind seine Kinder!"

Taras nickte. „Seine Kinder, das ist das rechte Wort! Wenn es erlaubt ist, für unser Verhältniß zu Ihm ein irdisches Gleichniß zu gebrauchen, dann kommen wir allerdings der Wahrheit am nächsten, wenn wir uns als seine Kinder fühlen. Unseren Eltern danken wir das

Leben und die Erziehung, aber darüber hinaus können sie nicht auf uns wirken, und darum gibt es gute und schlechte, glückliche und unglückliche Menschen auf Erden, während es sonst, wenn es nach unserer Eltern Willen ginge, gewiß nur gute und glückliche gäbe. Aehnlich stehen wir zu Ihm da droben! Er hat diese Erde geschaffen und die Menschen und hat ihnen seinen Willen geoffenbart: „Seid gerecht!" Und neben diesem Gebot gibt er Jedem von uns schon dadurch eine Erziehung, indem er uns da oder dort geboren werden läßt, unter diesen oder jenen Verhältnissen. Aber wohin wir nun den Schritt lenken, ist unsere Sache! Freilich können wir nicht beliebig nach rechts oder links gehen, sondern jenen Weg, auf den uns unsere Art weist, unser Herz und Sinn, wie sie nun einmal geworden sind!"

„Ich verstehe nicht", sagte der Pope zögernd. „Aber mir scheint, daß auch Du an ein blindes, vorbestimmtes Schicksal glaubst, wie unsere alten Weiber im Dorfe!"

„Nein!" rief Taras heftig. „Höre, wie es sich mit mir gefügt hat! So lange das Glück auf mich niederschien, wie die Julisonne um Mittag, voll und reich und nirgendwo ein dunkler Schatten, da wähnte ich, daß mich Gottes Rathschluß geleitet, und pries ihn für seine Güte. Aber als ich in's tiefe Unglück kam, als mir um's arme Herz wurde, wie dem einsamen Wanderer auf der nächtigen, schneeverwehten Haide; vom Himmel kein tröst-

licher Sternenschein, das blasse Schimmern des Schnees trügerisch und blendend, so daß er kaum mehr auf dieser festen liebgewohnten Erde zu gehen glaubt, und vor ihm und hinter ihm das feindselige Geheul der Wölfe . . . da rief ich: Nein, das kann nicht Gottes Wille sein, sondern es ist Schicksalsschluß! Alles war mir vorbestimmt, das einstige Glück und nun das Elend, und vorbestimmt ist mir auch das Ende: es nützt nichts, daß ich mich so kraftvoll mühe, den rechten Weg durch die Nacht zu finden und den Wölfen zu entgehen, entweder ist es vorbestimmt, daß ich siegreich bleibe, und dann ist mein Mühen nicht nöthig, oder ich muß ihnen zur Beute werden trotz allen Sträubens. Aber auch dies war thöricht! ich bin beinahe wahnsinnig geworden, so lange ich daran glauben mußte, aber nun sehe ich klar: Nichts ist uns von irgend einer fremden Gewalt vorbestimmt, unsere Bestimmung tragen wir hier und hier" — er deutete auf Stirn und Herz — „unsere Tugenden und Laster sind unsere Führer durch's Leben und daneben lenkt Jene von uns, die verständig sind, nur noch Eins, jener Befehl Gottes: Mensch, sei gerecht! Das ist Alles!"

„Dein Glaube ist nicht der meine!" sagte der Pope. „Doch freut es mich, daß Du mindestens weder an ein blindes Schicksal, noch an den Zufall glaubst. Ich meinerseits", fügte er feierlich hinzu, „lasse es mir nicht rauben, an das Walten einer göttlichen Vorsehung zu

glauben, ohne deren Willen kein Haar von meinem Haupte fällt!“

„Dieser Glaube ist mir geraubt!“ erwiderte Taras. „Daß Gott Trübsale auf mein Haupt gehäuft, hiefür könnte es eine Ausgleichung im Jenseits geben. Aber ich sehe das Recht leiden, während das Unrecht sich brüstet, und dies kann nicht Gottes Fügung sein, sondern nur eben Folge des Leichtsinns und der Schlechtigkeit der Menschen. Was aber den Zufall betrifft, so glaube ich allerdings an einen solchen — wer könnte auch schier vierzig Jahre sehenden Blicks über die Erde gehen und sich dieser Wahrheit verschließen! Es gibt einen Zufall, erinnere Dich, was ich Dir über die Art erzählt, wie ich hierher gekommen, war es etwa Gottes Fügung, daß es an jenem Sonntagmorgen schön war? Ließ er deshalb die Sonne scheinen, damit der Knecht Taras Barabola in Ridowa als Großknecht bei Iwan Woronka in Zulawce eintrete und nicht bei jenem Pfarrer an der Grenze?! Wäre es nicht Unsinn und Hochmuth, dies zu wähnen?! Es gibt einen Zufall, aber er treibt nicht sein Spiel mit uns, im Gegentheil, wir treiben es mit ihm, wir machen aus dem Zufall, was wir wollen und können! Der Sonnenschein jenes Sonntagmorgens hat mich hierhergeführt; aber war er's, der mich zum Gatten der Anusia gemacht, war er's, dem ich meine Wahl zum Richter danke und Alles, was mir daraus zugekommen, das wenige Gute und das viele

Böse?! Ich war's, ich! meine That war's und mein Verdienst! So ist der Zufall nichts und das, was wir daraus machen, ist Etwas, ist Alles!"

Er richtete sich stolz empor und streckte seine Rechte gegen den Popen. „Und daraus", rief er, „erklärt sich auch, wie ich bisher gehandelt und künftig handeln werde! Könnte ich daran glauben, daß mein Geschick von der Vorsehung bestimmt sei, ich würde mich blindlings ihrer Führung anvertrauen. Könnte ich an den Zufall oder an ein Schicksal glauben, ich würde ruhig erwarten, was sie noch ferner aus mir machen wollen. Ich aber glaube, daß der Mensch thun muß, was ihm sein Herz gebietet und was ihm die Stimme Gottes als höchstes Gesetz zuruft: „Sei gerecht! Thu' kein Unrecht und dulde kein Unrecht!" Und diesen beiden Befehlen, die gleich heilig sind, werde ich gehorchen, so lange ein Athem in mir ist!"

Er wendete sich rasch ab und ging.

Das Weihnachtsfest war gekommen. Es ist in den Karpathen kein Fest der Kinder; sie werden nicht beschenkt, die schöne Sitte des Christbaums ist unbekannt; die Feier besteht blos darin, daß am Weihnachtsabend ein besonderes Gericht aus Hirse, Mohn und Honig verspeist und Meth getrunken wird. Auch im Hause des Taras war es bis dahin so gefeiert worden; nun aber schickte er einen Knecht nach Zablotow und ließ da viele Geschenke für

seine und des Popen Kinder einkaufen. „So wird es in Wien gehalten", sagte er seinem Weibe, „und ich finde es schön und erbaulich. Auch wünsche ich, daß die Kinder diesen Weihnachtsabend in Erinnerung behalten".

„Warum gerade diesen?" fragte sie.

„Weil ich dieses Jahr so lange ferngeblieben bin", erwiderte er hastig und wendete sich ab.

Nachdem das Fest vorüber war, ließ er, wie alljährlich, das Getreide auf zwei große Schlitten laden und führte es mit seinem Knechte Jemilian zum Neujahrsmarkt in die Kreisstadt.

Am 2. Januar kehrte der Knecht allein zurück. „Der Herr hat noch Geschäfte beim Advocaten", berichtete er, „er kommt erst in drei Tagen". Anusia erschrak tödtlich und lief zu ihrer Freundin, der Popadja. „Er kommt nicht wieder", jammerte sie. „Jetzt erst verstehe ich seine Reden und warum er die Kinder am Weihnachtsabend beschenkt hat. Er hat Abschied von ihnen nehmen wollen".

Vater Leo verwies ihr diese Reden. „Wenn Du Deinen Gatten nicht besser kennst", sagte er, „so kenne doch ich meinen Freund besser! Etwas Anderes betrübt mich, was hat er wieder bei dem Advocaten zu schaffen? Aber daß er Dir die Wahrheit hat sagen lassen, bezweifle ich nicht!"

Seine Zuversicht trog ihn nicht. Schon am zweiten Tage kam Taras wieder. „Ich hab' es ja geahnt", sagte

er, als ihm Anusia schluchzend in die Arme flog. „Du hast Dich wohl wieder recht geängstigt, weil ich mit dem Advocaten zu thun hatte? Darum beschleunigte ich es auch nach Kräften und fuhr die Nacht durch".

„Was war es denn?" fragte sie.

Er zog aus seinem Gürtel ein Päckchen hervor und entfernte den Umschlag von Wachsleinwand. Ein großer Papierbogen lag darin, den hielt er ihr entfaltet vor.

„Des Kaisers Bescheid?" jubelte sie. „Es steht ja ein Adler darauf!"

Er lachte bitter auf. „Nein, Liebste. Der Adler ist ein Stempel um fünf Gulden, und die Verweigerung meiner Bitte wird erst in Monaten eintreffen, vielleicht in einem Jahre. So ein dummer Bauer kann ja auf sein Schicksal warten, was liegt daran?" Dann aber änderte er den Ton und sagte feierlich: „Höre, Anusia! Auf diesem Papier steht geschrieben, daß ich Alles, was ich besitze, meinen Kindern zum Eigenthum abtrete, Dir aber zur Nutznießung. Ich besitze nun gar nichts mehr, als einiges Geld und einige Flinten".

„Warum?" rief sie erblassend, „warum hast Du es gethan?"

„Weil — weil" — der wahrhaftige Mann konnte schlecht lügen und gerieth in's Stottern — „weil ich befürchte, noch zu einer großen Geldstrafe für den Proceß verurtheilt zu werden —"

„Du lügst!“ schrie sie. „Du willst Dir das Leben nehmen!“

„Nein“, betheuerte er und schwor es ihr mit schweren Eiden zu. Sie aber blieb in wilder Angst und schickte den kleinen Wassilj rasch um den Popen. Der erschien dann auch sofort und las die Schrift mit Erstaunen.

„Eine Abtretungs-Urkunde in aller Form“, sagte er, „und vom Gerichte bestätigt. Aber wozu, Freund, wozu?“

„Das kann ich Dir nicht sagen“.

Der Pope blickte ihn an; auf dem finsteren Gesichte lag die Ruhe eines eisernen Entschlusses. Da schwieg er, weil er erkannte, daß alles Fragen nichts fruchten würde. Erst nach einer Weile begann er wieder: „Ich will nicht in Dich dringen, Taras, aber sage mir das Eine: Hast Du dem Advocaten Deine Gründe geoffenbart?“

„Nein“, erwiderte Taras. „Eben darum wollte mir auch der alte Doctor Starkowski die Schrift nicht aufsetzen. „Ich will wissen, was Du vor hast“, sagte er. Zum Glück wohnt jetzt auch ein anderer, jüngerer Doctor in der Kreisstadt, und der hat sich um meine Gründe nicht gekümmert“.

„Zum Glück?“ fragte der Pope mit scharfer Betonung.

„Zum Glück“, erwiderte Taras ebenso. „Der Schritt ist wohl erwogen!“

Wieder schwieg der Pope eine Weile. Dann begann

er von gleichgiltigen Dingen zu sprechen, um endlich möglichst harmlos zu fragen: „Was gedenkst Du nun zunächst zu thun?"

„Das habe ich Dir bereits vor Wochen gesagt", erwiderte Taras. „Morgen ist Dreikönigstag, übermorgen ziehe ich für mehrere Wochen zur Jagd aus".

„Doch nicht allein?"

„Gewiß nicht. Ich nehme den Wassilj Soklewicz mit, dann meine Knechte Jemilian und Sefko. Das heißt", fügte er lächelnd hinzu, „wenn Du es gestattest, Anusia. Ich bin ja nicht mehr ihr Dienstherr".

„Scherze nicht so", bat sie. „Ich bin sehr zufrieden, daß Du die Knechte mitnimmst. In der Wirthschaft ist jetzt ohnehin wenig zu thun und Beide sind treue tüchtige Leute. Willst Du nicht auch wieder die Söhne des Simeon mitnehmen? Die guten Jungen freuen sich schon so darauf".

„Nein", erwiderte Taras kurz, „das geht nicht an". Bei dieser Entscheidung blieb er auch, als Hritzko und Giorgi am nächsten Tage zu ihm kamen und ihn dringend darum baten. „Haben wir uns etwa ungebührlich benommen?" klagten sie.

„Nein, ganz vortrefflich", sagte er sehr freundlich. „Ihr seid Prachtjungen. Aber es geht doch nicht. Euer Vater ist mein treuer Freund und ein alter Mann. Ich kann ihm seine beiden Söhne nicht — nicht in Gefahr bringen".

„Aber es ist gar keine Gefahr dabei!“ riefen sie. „Wie schön war’s im vorigen Jahre!“

„Auf der Bärenjagd kann Manches geschehen“, erwiderte er. „Ich kann Eurem Vater gegenüber die Verantwortung nicht auf meine Seele nehmen. Um meine übrigen Begleiter steht es anders. Sie gehen allein durch’s Leben, haben keine Eltern, keine Verwandten. Es ist wirklich unmöglich, Kinder, so leid es mir thut“.

Er nahm herzlichen Abschied von ihnen, ebenso von ihrem Vater, Alexa und dem Popen. Sie Alle ließen ihn höchst ungern ziehen, obwohl sie sich über den Grund ihrer Besorgniß kaum selbst klar waren. Nur Anusia blieb tapfer. „Auf der Jagd ist Dein Herz fröhlich“, sagte das treue Weib, „und darum wünsche ich, daß Du recht lange ausbleibst. Wann darf ich Dich erwarten?“

„Spätestens in sechs Wochen“, versprach er.

So schieden sie. Treulich nahm Anusia wieder alle Sorgen der Wirthschaft auf sich und führte ein strenges Regiment, wie sie denn überhaupt an Entschlossenheit keinem Manne nachstand. Das sollte auch Jewgeni Turenko, der neue Richter erfahren.

Herr Hajek ließ sich in diesem Winter sehr selten im Dorfe blicken. Aber wenn er kam, dann hatte auch Jewgeni seine schwere Noth. Denn der Mandatar blieb bei seiner Gewohnheit, möglichst viel zu fordern, und der beschränkte furchtsame Mann, der ihm nun gegenüberstand, wußte die

gerechte von der ungerechten Forderung nicht so scharf zu unterscheiden, wie seine Vorgänger. So ließ er sich manches Zugeständniß ablocken oder abtrotzen, dessen Einhaltung ohne Pflichtverletzung unmöglich war. Und da er seine eigene Stellung im Dorfe nicht schädigen wollte, indem er seine Anhänger stärker belastete, so blieb ihm nichts übrig, als das Unrecht an seinen Gegnern zu verüben. Daß Anusia nun Strohwitwe war, schien ihm ein genügender Grund, um gerade bei ihr den Anfang zu machen. So erschien er denn eines Tages in ihrer Stube und befahl kurz, sie müsse fortab zwei Knechte zur Waldrobot stellen. „Das ist Unrecht", erwiderte sie ebenso kurz, „also geh' Deiner Wege!" Und als er ihr darauf seinen Befehl nochmals mit geballter Faust vorzudemonstriren suchte, da machte sie kurzen Proceß: der Consul von Zulawce verließ das Haus mit einiger Beschleunigung und trug auf seiner Nase fünf schöne deutliche Halbkreise eingedrückt . . .

Noch ehe die sechste Woche verstrichen war, erschien der alte Jemilian vor seiner Herrin. Er brachte ein prächtiges Bärenfell mit und berichtete, Taras lasse grüßen und bitten, ihm noch mehrere Wochen Urlaub zu gönnen, bis zum Palmsonntag.

„Ist er gesund?" fragte Anusia.

„Ganz gesund!"

„Und ist sein Herz fröhlich?"

„Ja!" erwiderte der treue Diener; daß er dabei die

Augen verlegen niederschlug, sah Anusia nicht. Sie vertraute dem erprobten Manne, der schon an die zwanzig Jahre auf dem Hofe diente. „Mehr will ich nicht", sagte sie, „wenn er wirklich heiteren Muthes ist, so mag er im Walde bleiben, so lange es ihn freut. Freilich sind es noch ganze fünf Wochen, aber ich will es tragen".

Von ihr hinweg ging Jemilian zum Popen. „Mein Herr hat in des Kaisers Kanzlei gebeten, daß der Bescheid an Dich geschickt wird. Er läßt fragen, ob der Brief noch nicht eingetroffen ist?"

„Nein!" erwiderte Leo. „Wie geht es ihm?"

Jemilian gab auch hier denselben Bescheid. Aber der Pope ließ sich nicht täuschen, obwohl er just an dem Tage unmöglich in der Stimmung sein konnte, sich viel um fremde Angelegenheiten zu kümmern; sein jüngstes Kind lag an den Blattern schwer danieder. Da es sich jedoch hier um seinen besten Freund handelte, riß sich der wackere Mann gewaltsam aus seinem Kummer empor. „Höre", sagte er streng. „Einen Priester belügt man nicht! Was treibt Ihr denn da droben?"

„Wir jagen eben", erwiderte Jemilian verlegen. Doch als ihn der Pope wiederholt streng vermahnte, da seufzte er tief auf und beichtete die Wahrheit. „Ach, Hochwürdiger", klagte er, „so eine Jagd, wie sie Taras betreibt, haben die Karpathen noch nicht gesehen, seit sie zum Himmel emporragen. Gott muß seinen Verstand verwirrt haben, eine

andere Erklärung weiß ich nicht. Als wir auszogen, meinten wir Alle, es ginge wieder zur „rothen Schlucht", etwa vier Meilen von hier, wo das beste Jagdrevier ist. Aber Taras führt uns weiter und weiter, immer tiefer in die Wälder hinein. Er beachtet nicht des Bären Spur, die wir kreuzen, und machen wir ihn aufmerksam, so zuckt er die Achseln. So ziehen wir langsam dahin, er richtet seinen Blick nur auf Feld und Wald und späht fortwährend in die Runde. Kommen wir in dichteren Wald, so nimmt er das Handbeil und kerbt Zeichen in die Bäume. Treffen wir auf einen Hirten, so fragt er ihn nicht aus, wie der Waldstand ist, sondern ob etwa diese Gegend einen besonderen Namen hat und was ihre Merkzeichen sind. Und dasselbe thut er, wenn wir in einer Hütte Einkehr halten. Er befreundet sich mit den Leuten, beschenkt sie mit Pulver und Blei und begehrt zum Entgelt nichts von ihnen, als höchstens einen Wegweiser. So ziehen wir weiter, in der Hauptrichtung immer gegen Sonnen-Untergang, aber kreuz und quer, von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht. Immer dichter wird der Wald, immer schroffer das Gestein, wir müssen mühsam das glitzernde, eisumstarrte Strauchwerk brechen und mit Händen und Füßen emporklettern .... Ach, Hochwürdiger, seit dreißig Jahren jage ich in den Bergen, aber was die Karpathen sind, weiß ich erst jetzt!"

„Und hast Du ihn gefragt, was das bedeuten soll?"

„Ei wohl! aber was nützt es? Wie oft habe ich

ihm zugesprochen: „Wozu dieses Herumstreifen in der winterlichen Oede? Ich würde schweigen, wenn Du wenigstens Freude daran hättest. So aber ziehst Du, zu Tode betrübt, durch die Wildniß, Herr, wozu?“ Er gibt immer dieselbe Antwort, welche keine ist: „Es ist eben nothwendig, Leute! Und wenn Ihr mich lieb habt, so werdet Ihr mir folgen“. Nun, Hochwürdiger, lieb haben wir ihn wahrhaftig, wer kennt ihn und würde nicht sein Herzblut für ihn hingeben wollen? . . . Und so folgten wir ihm denn, gehorsam, wie die Schafe, zuerst, wie gesagt, immer der Sonne nach, etwa zwanzig Tage lang, bis wir endlich zu einer Hütte kamen, deren Bewohner auch noch Huzulen waren, aber schon ganz anders redeten, als wir. „Wir gehören zur Marmaros“, sagten sie. Dort übernachteten wir, und es begab sich auch da, wie überall. Wenn Taras mit den Leuten zu reden beginnt, ihnen erzählt, wie es ihm ergangen, und sie um ihr Leben fragt, da ist es, als hätte er sie bezaubert: sie beugen sich vor ihm und sind froh, ihm dienlich zu sein. Ja, Hochwürdiger, er hat, wenn er will, eine große Macht über die Menschen, das haben wir auf unserer Streife so recht gesehen! Also, von jener Hütte weg führte er uns wieder nach Pokutien zurück. „Der Ausflug nach Ungarn wird uns sehr nützlich sein“, sagte er lächelnd, „aber nun wollen wir uns wieder zur Heimath wenden“. Das war ja vernünftig, und so fragte ich in meiner Freude gar nicht, wie und warum es uns nützlich

sein könnte, über vereistes Felsgestein bis in die Marmaros gekrochen zu sein. Aber auch diese Freude sollte mir vergällt werden, denn wohl führte er uns eine Weile wieder der Sonne entgegen, dann jedoch nordwärts, abermals über Berg und Schlucht, an die zehn Tage. Und er trieb es auch da ganz so, wie früher: das beste Wild kam uns in die Quere, aber er that keinen Schuß, sondern achtete nur auf die Gegend. Endlich hielt er an — wir waren schon weit über Delatyn hinaus — gönnte uns einen Rasttag und führte uns in Eilmärschen wieder in die hiesige Gegend zurück, zur „rothen Schlucht“. Vorgestern Abends trafen wir ein, übernachteten in der Einschichte des alten Michalko, und gestern Morgens begaben wir uns endlich zur Jagd. Das Glück war uns günstig, schon zwei Stunden später kam uns ein Bär in Sicht, und Taras streckte ihn nieder, ohne viel zu zielen, aber die Kugel war dennoch mitten zwischen die Augen gegangen. Das war das erste Mal in den sechs Wochen, Hochwürdiger, daß ich ihn habe lächeln sehen; der gute Schuß freute ihn. Dann weideten ich und Lazarko den Bären aus und er schickte mich mit dem Felle heim . . .“

„Welcher Lazarko?“ fragte der Pope erstaunt.

Jemilian war in großer Verlegenheit. Er schlug die Augen nieder und sein Gesicht röthete sich. „Eben, ein Bursche . . .“ stammelte er, „aus der Gegend dort . . .“

„Da ist etwas nicht in Ordnung“, sagte der Pope.

„Es gereicht Dir zur Ehre, Mann, daß Du so schlecht lügen kannst. Aber was man nicht kann, sollte man auch nicht versuchen".

„Der Herr hat es ja verboten", entschuldigte sich der Knecht. „Auf's strengste hat er mir eingeschärft, im Dorfe des Lazarko nicht zu erwähnen. Er meinte, es könne dem armen Jungen schaden . . ."

„Lazarko?" fragte der Pope und rieb sich die Stirne. Dann aber rief er erschreckt: „Es ist doch nicht der Lazarko Rodakowicz aus Solince?!"

„Derselbe, Hochwürdiger", bestätigte Jemilian.

Der Pope trat erbleichend zurück. „Und diesen Menschen duldet Taras in seiner Nähe? Oder weiß er nicht, daß Lazarko ein Mörder ist? Der Bursche hat den Mandatar seines Dorfes erschossen!"

„Ja! Aber er hat es nur deshalb gethan, weil der Mandatar seine Braut entehrt hat".

„Das ist richtig. Ich habe alle Drei genau gekannt; Solince liegt ja nur eine halbe Stunde von Borkowka, meinem früheren Pfarrorte. Der Mandatar war ein Wüstling, das Mädchen brav und auch Lazarko bis dahin ein Bursche, dem sich nichts Uebles nachreden ließ. Aber Mord bleibt immer ein furchtbares Verbrechen, und Lazarko büßte seine Unthat nicht, sondern fügte eine neue hinzu: er entfloh in die Berge, trat in die Bande des „grünen Georgi" und wurde ein Straßenräuber, ein

„Hajdamak". Das wenigstens, hoff' ich, hat Taras nicht gewußt".

„Doch", erwiderte Jemilian. „Von der Bande des Giorgi ist er ja zu uns gekommen. Aber da mir einfältigem Menschen nun einmal der Name entschlüpft ist, will ich Dir auch die ganze Wahrheit sagen. Als wir über die „rothe Schlucht" hinauszogen, tiefer in die Berge hinein, da machten wir uns darauf gefaßt, auch einigen „Hajdamaken" zu begegnen. Dort ist nun einmal ihr Reich, und alle „Weißröcke" (Soldaten) werden sie nicht daraus vertreiben. Aber Furcht empfanden wir dabei nicht: vier muthige bewaffnete Männer, die haben ja höchstens den Teufel zu fürchten, aber keinen Menschen. Auch weißt Du ja, Hochwürdiger, daß die Hajdamaken fast nie einen Bauer oder Juden angreifen; sie führen ihren Kampf mit den polnischen Schlachzizen und höchstens noch, wenn sie müssen, mit den „Weißröcken". So schritten wir denn unbesorgt weiter, und der Erste, der uns in den Weg lief, sah auch wahrlich nicht schreckhaft aus, obwohl er bis an die Zähne bewaffnet war: ein bartloses Milchgesicht, halb verhungert und erfroren. Unser Feuer lockte ihn an; zähneklappernd kam er geschlichen und bat demüthig, sich wärmen zu dürfen. Aber Taras trat ihm entgegen. „Wir wollen zuerst sehen, ob Du es werth bist!" herrschte er ihn streng an. „Lebt Deine Mutter noch?" — „Sie ist todt!" — „Nun, dann beantworte meine Frage, so wahrhaftig, als Du wünschest,

daß Deine Mutter Frieden habe in ihrem Grabe. Der Schwur wird wohl auch einem Burschen wie Du heilig sein! Warum bist Du in die Berge gegangen?" — „Eben weil mein Mütterchen todt ist", klagte der Bursche. „Es kam eine Stiefmutter in's Haus, welche den Vater gegen mich aufstachelte. Ich, der Erbsohn, mußte die niedrigsten Dienste thun und wurde dabei behandelt, wie ein Hund. Da lief ich davon!" — „Und warum in die Berge? Warum nicht in ein anderes Dorf, Dir Dein Brot als Knecht zu verdienen?" — Der Bursche blickte zu Boden. „Ich hatte so viel von dem lustigen Leben da droben gehört", stammelte er. — „Hinweg!" rief Taras. „Also aus Faulheit, aus wüster Gier bist du Hajdamak geworden! Hinweg!" Da schlug sich der Bursche wieder in die Büsche. Aber drei Tage später, da hatten wir eine ernstere Begegnung mit seinesgleichen. Wir waren schon tief im Herzen des Bergwaldes, nahe der Marmaros, und lagen des Abends in einer verlassenen „Obora" (Viehhürde) um ein Feuer gelagert, als plötzlich viele Bewaffnete eintraten, an ihrer Spitze ein hübscher junger Mann mit keck aufgedrehtem Schnurrbärtchen, die weiße Bunda lose über den Schultern, daß darunter das prächtige grüne, mit Silberfäden bestickte Wamms hervorguckte . . ."

„Der grüne Giorgi!" rief der Pope und bekreuzte sich unwillkürlich.

„Ja, der war's! Du weißt, welche Gerüchte über ihn

gehen: daß er an mehreren Orten zugleich sein kann und alle Menschen im Lande genau mit Namen und Schicksal kennt, ohne sie je vorher gesehen zu haben. Wie das zugeht, weiß ich nicht, aber uns kannte er wirklich. „Sei gegrüßt, Taras!" sagte er freundlich. „Ich gedenke, morgen eine Jagd abzuhalten, und da kann mir der beste Bärenjäger in den Karpathen nur ein hochwillkommener Gast sein!" Aber Taras schlug in die dargebotene Hand nicht ein. „Wenn Du mich so genau kennst, Giorgi", sagte er, „dann weißt Du auch, daß ich niemals aus Klugheit heuchle. Wir sind unser vier Mann, Ihr aber, soviel ich sehe, zehn; wir führen nur Flinten, Ihr auch Pistolen. Wenn Ihr uns angreifen wollt, sind wir verloren. Und dennoch sage ich Dir: Weder jage ich mit Dir, noch bleibe ich in Deiner Gesellschaft einen Athemzug länger, als nöthig. Ein Mensch, wie Du, verpestet einem Menschen, wie ich, die Luft". Giorgi wurde bleich. „Warum?" knirschte er und griff nach dem Gurt, in dem seine silberbeschlagenen Pistolen steckten. „Das bin ich Dir zu sagen schuldig", erwiderte Taras. „Hajdamak zu sein, ist ein trauriges Handwerk, aber es gibt Fälle, wo man es werden muß. Bei Dir trifft dies nicht zu. Du bist entwichen; weil Dir die strenge Zucht unter den „Weißröcken" nicht behagte! Und zudem treibst Du das traurige Handwerk auch noch schmählich und grausam. Als Dich im jüngsten Herbste die Bauern von Roskow gegen ihren harten Herrn zu Hilfe riefen, da hast

Du nicht blos dieses Polen Hof geplündert, sondern auch die Schänke; hast nicht blos den Wütherich gemordet, sondern auch den Schänker, obwohl dieser arme Jude nur das Verbrechen begangen hatte, einige Gulden zu besitzen. Und solcher Geschichten könnte ich dir noch mehrere erzählen, doch denke ich, Du hast genug". In der That hatte der Räuber genug an dieser Rede; sinnlos vor Wuth riß er die Pistole aus dem Gurt. Wir Drei aber, Sefko, Wassilj und ich, hatten inzwischen unsere Flinten auf ihn angeschlagen, während seine Leute sich nicht rührten und nur düster vor sich niederblickten. Gleichwohl hätte er losgedrückt, wenn nicht Einer von ihnen ihm in den Arm gefallen wäre und hastige Worte in's Ohr geflüstert hätte. Giorgi besann sich, musterte seine Gefährten finsteren Blickes und wendete sich zum Gehen. „Tropf!" rief er dem Taras zu, „Du bist mir keinen Schuß Pulver werth!" Aber am nächsten Morgen erfuhren wir, was wir ohnehin schon ahnten, daß er nur deshalb vom Kampfe abgestanden, weil er auf seine Leute nicht mehr bauen konnte. Denn als ehrliche Hajdamaken waren sie ihm gefolgt und nicht als Mordbrenner . . ."

„Ein Hajdamak ist niemals ehrlich!" fiel Vater Leo heftig ein.

„Nun, gleichviel, was man eben so nennt", bemerkte Jemilian schüchtern. „Am nächsten Morgen kamen denn also zwei seiner Leute zu uns, Lazarko und Iwon, erzählten

uns dies und baten Taras flehentlich, sie unter seinen Schutz zu nehmen, weil sie des schändlichen Lebens satt seien. Dem Lazarko gewährte er die Bitte, dem Iwan nicht, obwohl auch dieser bei seiner Mutter Grabe beschwören konnte, daß er gleichfalls aus einem ehrlichen Grunde . . ."

„‚Ehrlich‘ und wieder ‚ehrlich‘!" unterbrach ihn der Pope abermals und noch heftiger.

„Oder was man eben so nennt", sagte Jemilian wieder kleinlaut. „Iwan war nämlich deswegen Hajdamak geworden, weil er einen Steuer-Eintreiber erschlagen, der seiner Mutter, einer armen Wittwe, die beiden Ziegen, die sie besaß, widerrechtlich hatte wegpfänden wollen . . ."

„Und das soll ein ehrlicher Grund sein?"

„Taras ließ ihn dafür gelten. Er stieß den Burschen nur deshalb von sich, weil dieser im Vereine mit dem Giorgi eine heimtückische Unthat verübt. „Vor einigen Wochen", berichtete er unter Thränen, „als wir in der unteren Bukowina streiften, erfuhr der Hauptmann, daß ein jüdischer Weinhändler aus Czernowitz in seinem Wägelchen allein auf der Bergstraße nach Siebenbürgen reise, um drüben Rothwein einzukaufen. Da verkleidete er sich als armer Bauer, hieß mich dieselbe Gewandung anlegen, und wir harrten an der Straße auf den Händler. Als er herangefahren kam, bat ihn Giorgi, uns auf seinem Wägelchen mitzunehnen, und er gestattete es freundlich,

obwohl der Raum eng war. So fuhren wir zwei Stunden in ruhigem Gespräche dahin; aber als wir in das enge, finstere Thal der Putna kamen, da betäubte ihn Giorgi durch einen furchtbaren Faustthieb auf den Schädel und hieß mich dann losdrücken. Ich gehorchte, jedoch meine Hand zitterte so, daß die Kugel blos den Arm des Bewußtlosen streifte. Darauf zog Giorgi seine Pistole hervor und gab ihm den Rest!" — So erzählte Iwan unter Seufzern und Stöhnen, und wir Alle waren entsetzt, aber am tiefsten schien Taras davon ergriffen. „War es nicht", fragte er bebend, „ein stattlicher, rothbärtiger Mann mit freundlichen blauen Augen?" — „Ja, ja", stöhnte Iwan, „ich sehe diese Augen noch oft im Traume..." — „Hund!" schrie Taras, „ich habe den guten Mann gekannt; auch mir hat er einmal den gleichen Liebesdienst gethan. Aber auch wenn ich ihn nicht gekannt hätte, hinweg, Raubmörder!" — „Gnade", jammerte Iwan, „ich mußte dem Hauptmann gehorchen, und dann handelte es sich ja nur um einen Juden". — „Hinweg!" wiederholte Taras wild. „Ein Jude ist auch ein Mensch, und zu einem Morde darf man sich nicht zwingen lassen". — Iwan fiel auf die Kniee. „Wenn Du mich nicht mitnimmst", rief er, „dann gebe ich mir selbst den Tod!" — „Das wird gut sein", rief Taras, „Du verdienst kein besseres Ende!" Wir ließen ihn zurück und zogen weiter, er aber hat Wort gehalten. Erst vorgestern erzählten uns die Söhne des alten Michalko, daß

sie ihn im Walde todt gefunden, die abgeschossene Pistole in der Hand. Wir bemitleideten ihn; nur Taras verzog keine Miene . . ."

Der Pope war während der Erzählung erregt in der Stube auf und ab geschritten. Nun blieb er vor dem Knechte stehen. „Das also sind Eure Vergnügungen?!" rief er und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Das nennt Taras eine Jagd, welche das Herz fröhlich macht?! Und was das Unheimlichste dabei ist, er bekommt das wüste Leben nicht satt! Jetzt will er erst am Palmsonntag heimkehren? Wer bürgt uns dafür?"

„Sein Eid", erwiderte der Knecht. „Ich habe mich nicht weniger geängstigt als Du, und hätte mich nicht als sein Bote brauchen lassen, wenn er mir nicht vorher feierlich zugeschworen hätte, daß er zum Palmsonntag heimkehrt".

Der Pope athmete erleichtert auf. Dann aber fragte er wieder: „Hat er Dir nicht gesagt, wozu er diese Wochen verwenden will?"

„Nicht deutlich, aber so hier und da ein halbes Wort. Daraus entnehme ich, daß er uns nun durch die Bukowina führen will . . ."

Leo blieb stehen und starrte den Knecht erschreckt an. Und dieses Erschrecken schien sich allmälig zum Entsetzen zu steigern. Man sah es seinem ehrlichen, wohlgenährten Gesichte deutlich an, wie ein furchtbarer Gedanke immer

größere Macht über ihn gewann. Er wurde roth, dann bleich, und der Schweiß trat ihm auf die Stirne. Er wischte ihn langsam mit der äußeren Handfläche ab. „Jemilian . . .“ murmelte er.

Der Knecht hatte kein Auge von ihm gewendet und all' die Empfindungen spiegelten sich auch auf seinem Antlitz. Nun aber streckte er die Hände wie abwehrend gegen den Priester aus. „Nein, Herr!“ schrie er mit markerschütternder Stimme. „Beflecke einen reinen Menschen nicht mit solchem Verdachte!“

Der Pope seufzte tief und schwer, dann begann er wieder schweigend in der Stube auf und ab zu gehen.

Das dauerte eine geraume Weile, während welcher der Knecht still brütend vor sich niedersah. Als er endlich eine Bewegung machte, fuhr Leo zusammen, wie aus einem Traume aufgeschreckt. „Geh' mit Gott“, sagte er mit zitternder Stimme. „Erzähle ihm unser ganzes Gespräch, sage ihm, daß ich bestimmt hoffe, ihn zum Palmsonntag wiederzusehen. Hätte ich nicht das Unglück im Hause, ich würde die vier Meilen nicht scheuen, mit Dir zu gehen, und versuchen, ob ich ihn nicht schon jetzt zur Rückkehr bewegen könnte . . “

„Kennst Du ihn so wenig?“ sagte der treue Mann mit traurigem Lächeln. „Eher könntest Du den Pruth bewegen, bergauf zu fließen. Aber seinen Eid wird er halten!“ Er seufzte tief auf. „Gewiß!“ setzte er halblaut hinzu.

„Doch mußt Du ihn trotzdem immer in Dein Gebet einschließen, er kann es brauchen!"

Der Knecht ging. Leo kehrte wieder an das Lager seines jüngsten Bübchens zurück. Es lag in heftigem Fieber, die Händchen, die man ihm festgebunden, damit es nicht an die schmerzhaften Pusteln taste, zuckten krampfhaft.

Der Physicus, der zwei Tage vorher dagewesen, hatte gemeint, die Krankheit werde guten Verlauf nehmen, nur habe sie ihre Höhe noch nicht erreicht. Das bewährte sich denn auch, aber es dauerte lange, bange zwölf Tage, bis die Gefahr überwunden war. Das geprüfte Elternpaar konnte deshalb doch nicht fröhlich werden, denn nun wurden auch die beiden ältesten Knaben von derselben tückischen Krankheit ergriffen, und all' der angstvolle Kummer begann von Neuem. Es wäre dem guten Leo kaum zu verargen gewesen, wenn er in dieser Schmerzenszeit nicht des fernen Freundes gedacht hätte, umsomehr, da nun auch der tägliche Besuch der Anusia unterblieb; sie mußte sich fernehalten, um die eigenen Kinder vor der Krankheit zu bewahren. Gleichwohl dachte er viel und mitleidsvoll an den armen Mann und seinen seltsamen Jagdzug. Es hätte nicht erst des traurigen Mahnzeichens, welches am Sonntag Judica eintraf, bedurft, um ihn wieder daran zu erinnern.

An diesem Tage ward dem Popen endlich durch einen Boten des Kreisamtes die Entscheidung über das Majestäts-

gesuch zugestellt. Er wußte im voraus, wie sie lautete, und zögerte doch lange, ehe er das Siegel brach. Mühsam hatte er jene qualvollen Gedanken niedergekämpft, welche ihn bei der Unterredung überkommen, nun tauchten sie doch wieder auf. Ihm war's zu Muthe, als wäre dieses rothe Wachssiegel mit dem Herzblut des besten, rechtlichsten Menschen gefärbt, dem er auf Erden begegnet. Er empfand eine tiefe Scheu, es zu brechen, und als er es dennoch that, seufzte er auf. Sein Vorgefühl war ein begründetes gewesen; die Schrift enthielt nicht blos die Abweisung des Gesuches, sondern auch einen scharfen Verweis ob der muthwilligen Behelligung des Monarchen. Der Pope erschrak. „Das darf Taras nie erfahren", dachte er, „ich werde ihm das Schreiben nicht wörtlich übersetzen".

Aber schon in den nächsten Tagen verbreitete sich die Kunde im Dorfe, der Herr Kaiser habe dem Taras geschrieben: „Du Lump, wenn Du noch einmal des Processes wegen Lärm schlägst, so lasse ich Dich in Ketten schlagen und in's Gefängniß führen!" In dieser Fassung erzählte der Herr Korporal die Entscheidung der Kabinets-Kanzlei; sein Gewährsmann war Harasim Woronka, welcher, nun gänzlich herabgekommen und verarmt, als Taglöhner im Schlosse diente. Herr Hajek hatte die Mittheilung aus der Kreisstadt erhalten und dem Maier Boleslaw aufgetragen, sie zu verbreiten. Vater Leo ärgerte sich sehr, als ihm das Gerücht zu Ohren kam. Nun blieb ihm doch nichts

übrig, als dem Taras den vollen Wortlaut mitzutheilen, in welchem doch wenigstens von Ketten und Gefängniß keine Rede war. Aber gleichzeitig nahm er sich vor, den Seelenzustand des Mannes mit Entschiedenheit zu ergründen. Die bevorstehende österliche Beichte bot dazu die beste Handhabe.

So verstrichen die wenigen Tage vom Sonntag Judica bis zum Palmsonntag. Der Vorfrühling brach mit Macht herein, der Schnee schmolz, die Lüfte wehten lau, und alle Herzen wurden fröhlich. Der Pope hatte noch besonderen Grund, den frühen Lenz zu segnen; nun, da der duftige, belebende Hauch in die Krankenstube drang, genasen die beiden Knaben rascher. Gleichwohl lösten sich die sorglichen Eltern noch immer regelmäßig zur Wache an ihrem Lager ab.

So traf auch die Nacht vom Samstag auf den Palmsonntag den Popen wachend in der matterhellten Stube. Im Hintergrunde schlummerten die beiden Kinder, er schritt zwischen ihrem Lager und dem Fenster leisen Trittes auf und nieder. Immer wieder blieb er an einem der Bettchen stehen und sah gerührt auf die bleichen, aber von der Krankheit unentstellt gebliebenen Gesichtchen; dann trat er an's Fenster und schaute in die herrliche Vollmondnacht hinaus. Im taghellen Lichte lag die Dorfstraße, still und feierlich; schimmernd streckten sich die unbelaubten Aeste, an denen eben die ersten Knospen hervorbrachen,

in den azurnen Himmel und erzitterten zuweilen leise im Frühlingswinde. Von fernher klang ab und zu der unheimliche Ruf eines Uhu durch die Nacht; er gilt allgemein als Todesvogel, aber in dieser lichten Stunde horchte der Pope kaum auf das seltsame Getön, noch bedrückte es ihm das Gemüth. Bewegt hob der fromme Mann Aug' und Herz zu dem empor, dessen Gnade ihm sein Liebstes auf Erden aus Todesgefahr errettet. Nie waren ihm frömmere, tiefere Gedanken gekommen. „Ach!" dachte er, „wenn ich nur Alles sagen könnte!" Dann schritt er wieder auf und ab und suchte nach Worten für sein Empfinden und flüsterte sie leise vor sich hin; er arbeitete an der Predigt, die er am Morgen halten wollte.

Da vernahm er plötzlich vom Fenster her ein leises Klirren, ein Finger klopfte schüchtern an die Scheibe. Der Pope fuhr zusammen und wendete sich rasch dahin. Vor dem Fenster stand eine hohe, dunkle Gestalt. Als er dicht herantrat, erkannte er Taras.

Rasch öffnete er das Guckfensterchen. „Sei gegrüßt", sagte er herzlich. „Es ist schön, daß Du Wort gehalten".

„Ich bin vor einer Stunde heimgekommen", erzählte Taras. „Die Meinigen sind Alle wohl. Aber Du hast viel Trübsal erlitten?"

Der Pope berichtete freudig, wie nun auch in sein Haus wieder das Glück eingekehrt. „Willst Du nicht eintreten?" fragte er dann.

„Es ist so spät“, erwiderte Taras. „Ich wollte nur nach Dir sehen. Und dann, gestern begegnete ich am Czeremosz zufällig den Söhnen des Simeon, und die beiden Jungen erzählten mir betrübt von dem Bescheide, den Du für mich bewahrst“.

„Aber er lautet ganz anders, als sie Dir wohl berichtet haben“, rief der Pope eifrig. „Alles Andere wollen wir uns für morgen aufsparen, aber diese Last soll Dir nicht einen Athemzug länger das Herz bedrücken. Ich will es Dir gleich sagen, es sind nur wenige Zeilen und ich habe sie so oft gelesen, daß ich sie nahezu auswendig kann. Also, das Gesuch wird abgeschlagen, weil Dein Begehren, wie das Gutachten des Obergerichts beweise, unberechtigt sei. Dann wirst Du wegen der muthwilligen Behelligung des Kaisers vermahnt; sie wird Dir blos deshalb verziehen, weil Du Alles aus Eifer für die Gemeinde gethan. Schließlich heißt es wörtlich: „Auch wird der Unterthan Taras Barabola angewiesen, sich fortab jeder weiteren Belästigung Sr. Apostolischen Majestät oder der Behörden zu enthalten und sich dem Rechte zu beugen“. Das ist Alles, ich verschweige Dir nichts! Von Ketten und Gefängniß steht keine Silbe darin. Es ist ja ohnehin schon schlimm genug“.

„Schlimm genug“, sagte Taras langsam und laut. „Wie sind nur die letzten Worte?“

Der Pope blickte ihn forschend an. Er konnte seine

Züge in dem klaren Lichte genau unterscheiden, sie waren ruhig. So willfahrte er denn seinem Wunsche.

„Und sich dem Rechte zu beugen“, wiederholte Taras abermals laut und langsam. „Gute Nacht!“

Der Pope ließ ihn ungerne fort, aber es hatte bereits früher Ein Uhr geschlagen, die Stunde, wo er den Kindern wieder den Heiltrank einflößen mußte; darum begnügte er sich, den Abschiedsgruß herzlich zu erwidern, und trat dann zum Tische zwischen die beiden Bettchen, wo das Fläschchen neben der Nachtlampe stand.

Eben wollte er danach greifen, da — plötzlich, urplötzlich, zerriß ein entsetzlicher Schrei die Stille der Nacht; er klang gedämpft, wie aus der Ferne, aber so schauerlich, so röchelnd, so todesbang, daß der Hörer entsetzt zusammenfuhr und selbst einen leisen Schrei ausstieß. Die Kinder waren erwacht und begannen nun heftig zu weinen; er aber schüttelte endlich das lähmende Entsetzen von den Gliedern ab und stürzte an's Fenster. Es war draußen wieder stille geworden, nachdem der Schrei verhallt, dennoch war er darauf gefaßt, das Furchtbarste zu schauen.

Aber er erspähte nichts, was ihn hätte erschrecken können; das Vorgärtchen, die Straße und jenseits die Gärten lagen im vollen klaren Mondlichte still und verödet. Nirgendwo die Spur eines lebenden Wesens und kein anderer Laut, als das leise Knistern der

Zweige, wenn sie ein Windhauch bewegte. War es Taras gewesen? Hatte sich jener furchtbare Schrei einer Menschenbrust entrissen? Der Pope wußte sich keine Antwort auf diese Frage. Da kam ihm der Raubvogel in's Gedächtniß, dessen Ruf er früher vernommen. „Der Uhu wird inzwischen dicht an's Haus geflogen sein“, murmelte er vor sich hin und lauschte, ob sich der Ruf nicht wieder vernehmen lasse. Aber es blieb Alles still, nur der Wind wühlte stärker in den Aesten.

Der Pope bekreuzte sich und schritt langsam dem Lager seiner Kinder zu. Er beruhigte die Kleinen, flößte ihnen von dem Heiltranke ein und schritt wieder in der Stube auf und ab. Er versuchte, den Faden seiner Gedanken aufzunehmen und die Predigt zu formen, aber es gelang ihm schlecht. Immer wieder mußte er innehalten und lauschen; aber nur die leisen Stimmen der Nacht klangen an sein Ohr, kein schriller Laut, auch der Uhu schwieg . . .

So verging ihm langsam und in trüben Gedanken die Nacht. Als der Morgen graute, trat die Popadja ein, ihren Gatten abzulösen. „Väterchen“, begann sie, „träumte es mir nur oder hörte ich es wirklich? Ich lag im Halbschlummer, als plötzlich ein gräßlicher Laut an mein Ohr schlug, es klang wie der Hilferuf eines Menschen, dem man die Kehle zuschnürt . . .“

„Du wirst geträumt haben“, murmelte der Pope

und eilte in seine Stube. Es ging auf Sieben, in einer Stunde begann die Messe; er mußte sich beeilen, wenn er noch wenigstens die Hauptpunkte der Predigt feststellen wollte.

Aber er kam nicht dazu. Während des Umkleidens überfiel ihn plötzlich so heftig, so brennend die Sorge um den Freund, daß er dem inneren Zwange gehorchen mußte. Rasch griff er nach dem Mantel und eilte auf die Straße, dem Hofe des Taras zu.

Vor dem Hofe spielten die beiden ältesten Knaben. Sie waren bereits im Sonntagsstaat, trugen neue Tuchmützen mit bunten Federn und bliesen lustig auf blechernen Trompeten die schrillsten Mißtöne. Als sie den Popen gewahrten, liefen sie auf ihn zu und küßten ihm die Hand. „Vater ist heute Nacht heimgekommen“, erzählten sie jubelnd. „Und diese Mützchen hat er uns mitgebracht und diese Trompeten!“

„Ist er daheim?“ fragte der Pope.

„Nein — beim Jewgeni!“

„Bei dem Richter?“

„Ja, bei diesem Menschen“, erwiderte der kleine Wassilj verächtlichen Tones. „Er hat aber nur Geschäfte mit ihm, aus Freundschaft besucht man einen solchen Kerl nicht!“

„Und die Mutter?“

„Kleidet sich eben zur Messe an“.

„Sagt dem Vater, er möge gleich nach der Predigt zu mir in die Sacristei kommen — versteht Ihr? . . . gleich nach der Predigt!“

Wassilj versprach, es auszurichten. „Ich weiß auch, weswegen“, setzte er selbstbewußt hinzu, „wegen des Bescheides aus Wien“.

Unruhigen Herzens trat der Pope den Heimgang an. „Was er nur wieder beim Richter will?“ dachte er.

Aber er sollte nicht lange darüber im Unklaren bleiben. Als er sich dem Pfarrhofe näherte, sah er den Jewgeni eben in die Thür treten. „Gut, daß ich Dich noch treffe, Hochwürdiger“, begann der Mann verlegen. „Ich habe Dich nämlich um einen Rath zu fragen. Mein Bruder Konstantin meint nämlich so, und alle anderen Leute meinen anders. Wem soll ich nun folgen?“

„In welcher Sache?“

„Nun, wegen dieses Taras. Also, nämlich in der Morgenfrühe kommt er zu mir und sagt: „Richter“, sagt er, „ich ersuche Dich, gleich nach der Predigt die „große Versammlung“ anzuordnen, nämlich nicht blos die Hausväter, sondern alle Bewohner des Dorfes. Denn“, sagt er, „Richter“, sagt er, „der letzte Bescheid aus Wien ist eingetroffen, und ich wünsche, der Gemeinde Rechenschaft abzulegen. Ob Du nun mein Feind bist“, sagt er, „oder mein Freund“, sagt er, „dieses Recht wirst Du mir nicht weigern“. Nun bin ich, Hochwürdiger, nämlich also wirk-

lich kein Freund dieses Taras. Denn erstens ist er ein Feind des Kaisers, und zweitens ein Bastard und drittens so ein Podolier, der sich im Dorfe eingenistet hat, und viertens hat mir sein Weib . . ." —

Er stockte verlegen und griff sich unwillkürlich an die Nase, auf welcher einst die fünf Halbmonde so deutlich geprangt. Der Pope kannte die Bedeutung dieser Geberde, aber ihm war nicht scherzhaft zu Muthe. „Ich weiß", sagte er hastig, „Du bist leider ein Feind dieses trefflichen Mannes. Aber welchen Bescheid hast Du ihm gegeben?"

„Gar keinen", erwiderte der Richter mit kläglicher Stimme. „Ich mußte ja vorher meinen Bruder Konstantin befragen. Nun, der ist also dagegen. „Willst Du", sagt er, „daß der Lump die Leute beschwatzt? Was geht uns", sagt er, „der Proceß an? Er soll nur", sagt er, „an dem Brocken ersticken, den er sich selbst in die Suppe geschnitten hat". Ja, so waren seine Worte!"

„Pfui!" rief der Pope. „Aber die Anderen, die Du fragtest, waren hoffentlich vernünftiger und gerechter?!"

„Also nämlich", wendete Jewgeni schüchtern ein, „mein Bruder ist ja eigentlich ein Herr Korporal! Aber allerdings die Anderen, sowohl die beiden Aeltesten, als auch einige Hausväter, „nun also", sagen sie, „hören wir ihn", sagen sie, „das ist sein gutes Recht". Und was soll ich nun thun?"

„Die Versammlung berufen!" rief der Pope. „Soll

der arme Mann, der so schwere Opfer an Zeit, Geld und Kraft für die Gemeinde gebracht hat, nicht einmal die Genugthuung haben, Euch beweisen zu dürfen, daß er weit über seine Pflicht hinaus Euer Recht vertreten? Das wäre himmelschreiend!"

„Nun, nun", begütigte ihn der Richter und küßte ihm die Hand. „So will ich denn die Versammlung gleich nach der Predigt anordnen. Den Anderen lasse ich es vor der Kirche sagen, dem Taras sogleich. Aber was mein Bruder, der Herr Korporal —" Er kraute sich verlegen hinter dem Ohr und ging.

Der Pfarrer zog die Uhr, es war nahe an Acht. Er mußte wacker ausschreiten, wenn er noch zur Messe zurechtkommen wollte. Hastig eilte er in die Sacristei, ließ sich vom Küster die Gewänder umhängen und trat vor die harrende Gemeinde.

Die Messe wird bei den Griechisch-Unirten nach katholischem Ritus gelesen, jedoch in ruthenischer Sprache, was zur heilsamen Folge hat, daß die Gläubigen auch diesem Theile des Gottesdienstes mit Verständniß folgen können. So hörte denn die Gemeinde andächtig zu, während Vater Leo mit den Chorknaben die Responsorien sang; er selbst jedoch hatte alle Mühe, seine Gedanken bei der heiligen Handlung festzuhalten. Denn als er die Augen über die gesenkten Häupter hingleiten ließ, befremdete es ihn, zu gewahren, daß sowohl Taras als Anusia in der

Kirche fehlten. Hingegen waren die Begleiter des Taras erschienen: Jemilian, Sefko und Wassilj Soklewicz. Die Männer sahen abgehetzt und verwildert aus.

Endlich war die Messe beendet; der Pope trat in die Sacristei, die schweren Gewänder abzulegen, um dann die Kanzel zur Predigt zu besteigen. Schon wollte er wieder in die Kirche zurückkehren, als die Thür der Sacristei hastig aufgerissen wurde und der kleine Wassilj laut schluchzend hereinstürzte. „Was gibt's?" rief der Pope erbleichend.

„Väterchen Leo", stammelte der Knabe, die Händchen faltend. „Die Mutter läßt Dich anflehen, sogleich zu uns zu kommen. Sogleich! Sie sagt, es hängt Leben oder Tod davon ab!"

„Um Gott! — was ist geschehen?"

„Ach!" schluchzte das Kind, „was weiß ich! Ich kann Dir ja nur sagen, was mir die Mutter aufgetragen hat".

„Ist der Vater daheim?"

„Ja! Wir wollten eben Alle zur Kirche, als ein Knecht des Jewgeni in die Stube trat und sagte: „Der Richter erfüllt Deinen Wunsch, nach der Predigt wird die „große Versammlung" sein". Da sagte der Vater zur Mutter: „Nun können wir nicht zur Kirche gehen. Ich bin es Dir schuldig, Dir Alles früher zu sagen, als den Anderen". Und zu uns Kindern: „Gehet hinaus, spielet

im Hofe". Wir aber blieben im Flur stehen und . . . und . . . Ich habe es aber nie früher gethan!" schluchzte der Knabe auf.

„Ihr horchtet?"

„Ja! Zuerst hören wir die Stimme des Vaters, aber er spricht so leise, daß wir es nicht verstehen können. Da, plötzlich, hören wir einen Schrei der Mutter, der ist so angstvoll, daß ich die Thür aufreiße und hineinlaufe, Fedko und Tereska hinter mir her. Die Mutter liegt vor dem Vater auf den Knieen und schluchzt: „Thu's nicht!" Er aber sagt: „Ich muß ja! Ich darf kein Erbarmen haben mit mir und Dir und den Kindern". Da beginnen auch wir laut zu weinen und die Mutter ruft: „Hieher Kinder! Auf die Kniee! Vielleicht hört er Euer Flehen, da er das meine nicht hören will". Ach! Väterchen Leo — und dabei weinte sie gar so bitterlich . . ."

„Weiter! Was geschah nun?"

„Wir knieten hin, hoben die Hände empor und riefen wie die Muter: „Thu's nicht, Vater! Erbarme Dich unser!" Er aber schüttelte nur immer den Kopf und dabei rannen ihm die schweren Thränen über die Wangen. Da riß mich die Mutter empor und schickte mich hieher. Komm' mit, Väterchen, komm' mit!"

Der Pope stand schwer athmend da. „Ich kann ja nicht", murmelte er, „die Predigt! Es wäre eine

Sünde, die Gläubigen an einem so hohen Festtage ohne Predigt zu entlassen".

„Du kannst es nicht thun, Hochwürdiger!" bestätigte der Küster. Aber das Kind fuhr fort, angstvoll an dem Talar des Priesters zu zerren und zu flehen: „Komm' mit!"

„Es ist die geringere Sünde", sprach Vater Leo entschlossen und richtete sich auf. „Eile nur voraus, Wassilj, sage der Mutter, ich käme gleich".

Er trat vor die Harrenden. „Verzeiht, Leute", rief er, „ich kann heute nicht predigen! Gott wird es mir verzeihen, mich ruft eine noch heiligere Pflicht!" Und er verschwand wieder in der Sacristei.

Durch die Schaar der Gläubigen ging ein Murmeln des Erstaunens. Dann aber brachen sie auf und drängten langsam dem Ausgang zu. Vor der Thür verkündeten Jewgeni und die Aeltesten: „Ziehet allesammt zur Schänke! Jung und Alt! Mann und Weib! Es ist „große Versammlung" in Sachen des Taras".

Der Herr Korporal stand ingrimmig lächelnd neben seinem Bruder, dann aber schlug auch er denselben Weg ein, wie die Anderen. „Hören wir uns auch den Spaß an!" rief er seinen Kameraden zu.

Neuntes Capitel.

Während sich dies vor der Kirche begab, eilte der Priester aus der Sacristei auf einem Richtsteig über die Felder dem Hause des Taras zu. Es war eine Entfernung von kaum zehn Minuten, ihn dünkte sie diesmal eine unerträglich weite.

Endlich hatte er den Hof erreicht und stürzte in's Haus. Aber es war stille darin und kein Mensch zu sehen. Erst nach langem Spähen und Rufen entdeckte er neben der Hühnersteige die kleine vierjährige Tereska. Das Kind hatte verweinte Augen, spielte aber schon ganz fröhlich mit einer Henne, die es im Kreise herumtrieb. „Wo ist der Vater?" fragte der Pope athemlos.

„Fort!" sagte das Kind und begann nun wieder zu weinen.

„Fort?!" Der wackere Mann bekreuzte sich. „Wohin?"

„Weiß nicht — mit der Mutter —"

„Zur Versammlung?"

„Weiß nicht!" wiederholte das Kind und schluchzte

stärker. „Mutter weint! Vater weint!“ Dann aber machte es sich wieder hinter die Henne her . . .

„Sie werden zur Versammlung gegangen sein“, dachte der Pope und eilte wieder denselben Weg zurück; die Schänke lag in der Nähe der Kirche, aber noch tiefer am Abhang. Das Dorf war wie ausgestorben, nur ein steinalter Mann saß auf dem Bänkchen vor seiner Thür und sonnte sich. „Schicke mir doch meine Enkelin heim“, bat er den Vorbeieilenden. „Taras wird es schon ohne sie richten, er hat genug Zuhörer“.

In der That fand der Pope, als er endlich die Schänke erreicht, den Platz vor derselben dicht erfüllt von Menschen. Es mochten wenige Bewohner von Zulawce fehlen, die Aeltesten und Jüngsten ausgenommen. Denn eine „große Versammlung“ ist ein seltenes Ereigniß im Dorfleben und wird nur bei besonders wichtigen Gelegenheiten einberufen. Das Bewußtsein dieser Wichtigkeit prägte sich auch in den Mienen der Menschen aus, die da harrend standen und auf die Linde vor der Schänke schauten. Dort war eine hohe Bank hingestellt, die Tribüne für die Redner.

Als der Pope anlangte, hatte sie Taras eben bestiegen. Durch die Menge, die sich bisher schweigend verhalten, ging ein Murmeln der Erwartung, des Mitleids, vielleicht auch der Schadenfreude. Aber es gab gewiß nur sehr

Wenige, welche sich dieser häßlichen Empfindung hingaben, als des unglücklichen Mannes Gestalt Allen sichtbar ward. Sein Haar war vollends ergraut, das Antlitz verfallen, die Augen loderten in unheimlicher Gluth aus ihren tiefen Höhlen.

„Ihr Hausväter des Dorfes“, begann er mit zitternder und doch weithin tönender Stimme, „und Ihr Alle, die Ihr zur Gemeinde gehöret! Ich danke Euch, daß Ihr gekommen, wie ich dem Richter danke, daß er die Versammlung berufen. Denn wohl that er und thut Ihr dadurch nur Eure Pflicht an mir und wendet mir zu, was mir gebührt, aber wer erfahren, was ich erfuhr, bedankt sich schon dafür, daß ihm sein Recht geschieht!

„Jewgeni hat Euch gesagt, wozu Ihr gekommen: meine Rechtfertigung zu hören. Aber nicht wegen des Vergangenen, wie er zu glauben scheint, sondern wegen des Zukünftigen will ich mich rechtfertigen. So höret denn an, was Euch ein Mann zu sagen hat, der glücklich gewesen und unglücklich geworden, weil er die Gerechtigkeit über Alles geliebt. Es gibt Einige unter Euch, die mich lieben, Mehrere, die mich hassen, Viele, denen ich gleichgiltig bin. Euch Alle bitte ich, mich ohne Haß und ohne Liebe anzuhören, mit demselben Herzen, als hörtet Ihr die Beichte eines fremden Wanderers, der in diesem Dorfe verathmet und Einem von Euch noch vorher sein letztes Bekenntniß ablegt. Ihr werdet wenig für ihn fühlen, aber Ihr werdet Ihm glauben,

weil er ein Sterbender ist. So glaubet denn auch mir, denn ich bin ein Sterbender für Euch Alle!"

Ein schriller Schrei unterbrach ihn, dann ging stürmische Bewegung durch die dichtgestaute Menge. Vergeblich versuchte der Pope vorzudringen; diese lebende Mauer ließ sich nicht durchbrechen. Nur drüben, von der Linde hinweg, brachen sich einige Männer gewaltsam Bahn gegen die Schänke zu. „Sie tragen sein Weib hinweg!" ging es von Mund zu Mund, „sie ist ohnmächtig geworden!"

Taras war nicht von seinem Platze gewichen. Wohl wühlte in seinen Zügen der bitterste Seelenschmerz, aber er regte sich nicht. Nun hob er die Hand, und die Wogen glätteten sich, es wurde stille.

„Ihr Leute!" begann er wieder, „was Ihr eben gesehen, ist wohl fähig, ein Herz zu rühren. So schenket denn Euer Mitleid diesem unglücklichen Weibe! Sie ist doppelt unglücklich, weil sie nicht begreift, daß ich nur das thun will, was ich thun muß. Die Liebe zu mir und den Kindern umhüllt ihren Blick. Ihr aber werdet klarer schauen. Ihr werdet erkennen, daß ich mich nicht aus Schlechtigkeit, nicht aus Leichtsinn von den Menschen scheide, welche im Frieden wohnen. Die Schuld daran fällt nicht auf mein Haupt. Darum fürchte ich mich nicht vor dem Zorne Gottes. Wenn er mich einstens fragt, so werde ich zu antworten wissen. Aber dann werde auch

ich fragen und bin neugierig, was er mir zu antworten hat. Ich will hoffen, daß es dieselbe Antwort ist, die ich mir selbst in seinem Namen gegeben.

„Nun meine Beichte! Ich werde Gutes und Schlimmes von mir sagen, wie es die Wahrheit ist. Denn auch gegen sich selbst darf man nicht ungerecht sein, so wenig, wie gegen einen Anderen. Es mag sonst nur falsche Scham sein, seine Laster und Tugenden zu verschweigen, in meinem Falle wäre es ein Verbrechen. Mein armes Herz, aus welchem ich das Mitleid mit mir selbst noch immer nicht habe verbannen können, soll dabei nicht mitsprechen. Wozu auch das Klagen? Seht, ich bin wie ein Landmann, dem die Frühlingsfluthen von den Bergen den Acker verwüstet und die Hütte weggeschwemmt. Da steht er nun auf den Trümmern und jammert: ‚Warum schlägt Gott just mich so hart? Warum mußte sich die Fluth gerade auf mein Gütchen ergießen?‘ Warum? Es war sicherlich kein Zufall, daß sich die gestauten Wasser gerade in dieser Richtung den Durchbruch erzwungen, und wenn er vernünftig ist, so jammert er nicht, sondern steigt das Rinnsal entlang zur Höhe, den Grund zu erkennen. Ich will nicht, daß Ihr mich mitleidsvoll umstehet, ich führe euch die Höhe empor, um zu zeigen, wie die Fluth gerade mein Glück hinwegschwemmen mußte.

„Ihr wiss't um mein früheres Leben, als wäre ich unter Euch aufgewachsen. Ihr wiss't, daß ich ein Bastard

bin und deshalb Furchtbares erleiden mußte. Aber Ihr wiss't auch, wie diese Verfolgung, Dank meiner Mutter, für mich zum Guten ausschlug. Ihr war es klar, daß jenes Herz vergiftet ist, welches nicht mehr an die Gerechtigkeit auf Erden glauben kann, und darum brachte sie sich selbst zum Opfer, mir diesen Glauben zu erhalten. Nachdem ich eine gräßliche Versuchung siegreich bestanden und mir die Freundlichkeit der Menschen erobert, ward mir dieser Glaube zur felsenfesten Ueberzeugung. Ja, Ihr Leute, recht wie ein herrliches Ackergut, wie eine Musterwirthschaft erschien mir diese Erde: Jeder hat seine zugewiesene Arbeit und erhält seinen Lohn, je nachdem er sie leistet, und auf Ordnung, Pflichttreue und Gerechtigkeit ist Alles gebaut!

„Wer Solches im Herzen und Hirne trägt, kann nie unglücklich werden, auch wenn die Trübsal über ihn niederhagelt, wie ein Gewitter um Mariä Himmelfahrt. Wohl kam schweres Leid über mich, aber ich ertrug es standhaft, zuerst die Krankheit und den Tod meiner Mutter, dann die Heimkehr des Vaters. Die erste Prüfung that meiner Seele weher, aber leichter verwand ich sie doch, als den Verkehr mit dem Vagabunden, wie ja auch der Körper besser von einer überaus schmerzhaften Schußwunde genest, als von einem widrigen, langwierigen Fieber. Wie ich es mit meinem Vater hielt, wiss't Ihr Alle. Auch Ihr habt es mir als Edelmuth angerechnet, aber es war nur Gerechtigkeit, Vergeltung jener Opfer, die mir meine Mutter

gebracht. Er leugnete es, mein Vater zu sein, das gute Angedenken der Todten stand auf dem Spiele, darum nahm ich alles Opfer auf mich, darum konnte ich die Last ertragen, ohne aufzustöhnen oder gar zusammenzubrechen, und mein Sinn wurde ernst, jedoch nicht traurig. Denn ich litt ja um der Gerechtigkeit willen und lernte sie eben deshalb doppelt ehren und lieben.

„Als der alte Mann starb, da jauchzte ich nicht. Mir war damals zu Muthe, wie etwa einem jener Knechte, die ihr Leben lang das Salz in mächtigen Päcken von hier nach Ungarn tragen und auf dem Heimwege ungarischen Tabak hierher. Der arme Mann trocknet sich die Stirne, wenn er wieder einmal an's Ziel gelangt; er ist zufrieden, daß er das Salz richtig abgeliefert, aber er jubelt nicht, denn er weiß, daß er am nächsten Morgen den Tabakballen auf seine Schultern wird laden müssen, welcher nicht minder schwer ist, obwohl er sich anders anfühlt, als das Salz. Ja, Nachbarn, so jung ich war, ich begriff es vollkommen, daß in unserem Leben nur eben die Lasten wechseln, und fand es so recht und billig. Darauf war ja die Ordnung auf Erden gegründet! Nur die eine, die einzige Erleichterung wollte ich mir gönnen, meinen Pack künftighin anderswo zu tragen, als bisher; mir war's, als würden mir in Ridowa ewig jene Laute im Ohr nachklingen, welche mich so sehr gefoltert, die heiseren Schimpfreden und das Hohngelächter meines Vaters. Man kann

es ja auch an vielen Thieren im Walde gewahren: wenn man ihnen ihre Heimstätte zerstört, so bauen sie dieselbe von Neuem, aber wenn man sie ihnen beschmutzt, dann wandern sie aus. So suchte denn auch ich mir anderwärts einen Dienst und der Zufall brachte mich hierher.

„Ich kann nicht ohne Wehmuth daran zurückdenken, wie ich damals war. Ein fleißiger Knecht, in jeder Acker- und Viehwirthschaft durchaus tüchtig und erfahren, in jeder Gewohnheit ehrbar und gefestigt. Von den Freuden des Lebens wußte ich nichts. Ich hatte nie einen Rausch gehabt, nie einen Genossen im Ringkampf bezwungen, nie ein Mädchen in Liebe geküßt. Aber arm fühlte ich mich deshalb nicht. Denn ich genoß zumeist ungetrübt, was mir damals als höchste Freude erschien, die volle Zufriedenheit mit mir selbst. Warum auch nicht? Ich that ja meine Pflicht, ich war ja gerecht und hatte sogar um der Gerechtigkeit willen gelitten! Hiezu kam, daß ich mich völlig in der Hand hatte, so weit dies eben einem sündigen Menschen möglich. Ich wußte, daß dieser Taras, welcher durch eigene Kraft aus einem verachteten Bastard ein geachteter und der Achtung würdiger Mann geworden, Zeit seines Lebens pflichteifrig, hilfreich und gerecht bleiben, nie einen Frevel dulden, aber auch nie absichtlich Böses mit Bösem vergelten werde. So fühlte ich mich für alle Zeit gefestet und geborgen; ich konnte mich nimmer selbst verlassen, und ebenso wenig konnte mir die Welt jemals

lügen. Denn sie ruhte ja fest, so weit mein Auge blickte, breit und sicher, auf Recht und Gerechtigkeit aufgebaut!"

Er athmete tief auf, ein wehmüthiges Lächeln zuckte um seine Lippen. „Ihr dürft Euch nicht beklagen, Nachbarn, ich habe Euch darauf vorbereitet, daß Ihr auch mein Lob werdet anhören müssen. Aber seid getrost, auch an Tadel wird es nicht fehlen und den schwersten Tadel muß ich schon von jenen Tagen her gegen mich erheben. Mein Selbstgefühl war weitaus stärker, als dies durch meine Tugenden und Erfolge gerechtfertigt war. Ich hielt mich nicht blos für einen tüchtigen Menschen, was ich ja vollauf durfte, sondern für den tüchtigsten meines Alters und Standes. Dieser häßliche Wahn war ebenso natürlich in mir entstanden, wie meine Tugenden; durch meine Schicksale, durch meine Erfahrungen .... Wer einen überaus steilen Berg zu erklimmen hat, muß sich für stärker und geschickter halten, als er ist, weil ihm sonst der Muth fehlen würde, den Anstieg zu wagen, oder doch sicherlich der Muth, ihn zu vollenden. Und nun gar erst, wenn er allein gehen muß! „Der Daumen hält sich für mehr, als die übrigen vier Finger zusammen", pflegte unser gottseliger Vater Martin zu sagen, eines der wenigen vernünftigen Worte, die ihm noch aus seiner guten Zeit geblieben waren.

„Ihr werdet erstaunt sein, daß ich mich gerade dieses Lasters anklage! Und wenn ich jetzt unter Euch Allen Umfrage halten würde, wer von mir ein hochmüthiges

Wort, eine hochmüthige That zu berichten wüßte, es fände sich Niemand. Oh der Heuchler, werdet Ihr denken, wie lange hat er uns betrogen und belogen! Aber beim Allmächtigen, so erklärt sich dieser Widerspruch nicht! Es kostete mich nicht die geringste Mühe, still und sanft zu sein und gegen jeden Menschen, zuerst in Ridowa, dann in Zulawce, freundlich und dienstfertig. Nein, ich folgte da meinem innersten Wesen, und nur das Gegentheil hätte mich Mühe gekostet. Denn der Hochmuth, den ich besaß — oder nein! der Hochmuth, der mich besaß, war eben von ganz besonderer Art. Ich wenigstens habe keinen Menschen gefunden, der einen ähnlichen Herrn und Herrscher in seinem Hirn mit sich durch's Leben getragen hätte. Auf Schritt und Tritt war ich mir bewußt: „Dieser Taras Barabola ist ein tüchtiger, braver, gerechter Mensch. Es ist mir eine rechte Freude, daß er just — ich selbst bin". Also ein glücklicher Mensch, werdet Ihr glauben, ewig heiter und ewig das eigene liebe Seelchen streichelnd und liebkosend! . . . Wieder ein schwerer Irrthum! Mein Hochmuth hat mir oft und immer wieder bitteres Leid gebracht: wenn ich mein eigen Thun betrachtete, und das der Anderen. „Kein Mensch ist eine Kirchenthür", sagt unser Sprichwort. Auch ich hatte Fleisch und Blut, auch ich gerieth zuweilen in Fehl und Sünde. Es waren freilich nur kleine Sünden, über die ein Anderer — und er hätte deshalb noch nicht böse oder verstockt sein müssen — gelächelt hätte. Mir erschienen

sie überaus peinlich und drückend. Aber keine Sorgsamkeit, kein guter Vorsatz schützte mich gegen sie; der Mensch bleibt nur eben ein Mensch, und wer auf der staubigen Erde wandelt, kann sein Kleid unmöglich ganz blank erhalten. Der Mann, der sich überhaupt nachlässig trägt, kann auch ein wenig Staub mehr oder weniger ungerührt auf seinem Gewande sehen, aber wer sich gleichsam stündlich im Spiegel besieht, muß jedes Staubkorn wie eine Last empfinden. So habe ich, gerade um meines Hochmuths willen, an meinen kleinen Sünden schwerer getragen, als Manche an ihren großen, und konnte sie auch viel schwerer sühnen.

„Aber auch die schlimmen Gewohnheiten der Anderen quälten mich oft und viel. Mir machte es — ich greife den Fall heraus, der sich am häufigsten begeben — stets eine qualvolle Empfindung, wenn einer meiner Bekannten ein Säufer war und all seine Lebenskraft zur Schänke trug, um dafür sein gutes Geld dort zu lassen. Die Anderen waren so klug, sich um die fremde Angelegenheit nicht zu kümmern, mir aber ließ mein Hochmuth keine Ruhe: „Wozu bist Du ein trefflicher Mensch, als damit Du hier mahnen und helfen sollst? Wozu bist Du, Taras, so vernünftig, sparsam und nüchtern, als damit Du ein Beispiel wirst für diese armen Thoren?!“ Und ich mußte etwas thun, den Mann zu bekehren, mein Hochmuth zerwühlte mir sonst die Seele, und wenn mein Rettungswerk

mißglückte, wie dies ja in den meisten Fällen so kam und kommen mußte, dann war ich sehr betrübt, ich kam mir selbst schlecht und dumm vor, weil ich nichts erreicht. Aehnlich erging es mir, wenn ich bei Anderen irgend eine Trägheit oder Ungeschicklichkeit in der Arbeit sah. Ich näherte mich dem Manne, sanft und sachte, und suchte ihm sein Ungeschick zu benehmen, ohne seine Eitelkeit zu verletzen. Das glückte auch in den meisten Fällen, denn erstens sprechen die Menschen mit ihren Freunden doch lieber über das Pflügen und Kälberzüchten, als darüber, ob es schicklich ist, allnächtlich in der Schänke liegen zu bleiben oder einer armen dummen Dirne den Kopf zu verdrehen, und zweitens blieb mir ja hier — die eigene That! Wenn der träge Nachbar mit seiner Arbeit nicht fertig wurde, so konnte ich sie ja für ihn zu Ende bringen; der Tag ist lang, und man braucht deshalb der eigenen Arbeit keinen Abbruch zu thun . . . . Ja, auch dies that ich oft, und wenn es auch zuweilen aus Mitleid geschah, in den meisten Fällen war es doch nur der Hochmuth, der mich für Andere arbeiten ließ“.

„Sprich nicht so!“ unterbrach ihn eine zitternde, erregte Stimme. „Sprich nicht so! Es ist eine Unwahrheit und Versündigung gegen Dich selbst! Wie kannst Du diese Handlungsweise hochmüthig nennen? Wie kannst Du mit dem Namen eines Lasters belegen, was seltene Tugend ist?“

Es war Vater Leo. Todtbange im Gemüthe, von

dem Fieber des Mitleids und der Angst geschüttelt, hatte er die Rede des Freundes angehört. Er allein deutete es recht, als Taras davon sprach, daß er sich von den Menschen scheiden müsse, „welche im Frieden wohnen“, und nun ward es ihm klar, daß ihn jene furchtbare Ahnung, die ihn bei der Erzählung des Knechtes Jemilian überkommen, nicht betrogen. Aber was thun? — was thun?! Alle Fibern seiner ehrlichen Seele spannten sich schmerzhaft, und sein Hirn mühte sich vergeblich ab nach einem rettenden Ausweg. „Ich halte das Verderben nicht auf“, murmelte er mit bleichen Lippen und drängte doch gegen die Bank hin, dem Freunde näher zu sein, wenn das entscheidende Wort fiel. Und während er so klopfenden Herzens dastand und lauschte, zog noch einmal an seiner Seele Alles vorüber, wie es sich mit Taras gefügt, und wie er es kommen gesehen, von jener Stunde, da er ihn zuerst kennen gelernt, bei dem Empfange am Holzbrücklein über den Pruth, bis zu dem kurzen Gespräch in der verwichenen Nacht, bis zu jenem Schrei, der ihm noch immer im Ohre nachtönte, aber wie aus weiter, weiter Ferne herüberklingend — wie Vieles war in den wenigen Stunden geschehen . . .

„Es ist Alles gekommen, wie es kommen mußte“, seufzte er und beugte sein Haupt. Gleichwohl duldete sein leidenschaftliches Herz keine stumpfe Ergebung. Und konnte er nichts Anderes für den Freund thun, so wollte er doch nicht dulden, daß sich der Brave selbst ungerecht schmähe

vor diesen Menschen, von denen die Meisten den Einblick in ein so edles Gemüth nicht verdienten. Darum hatte er sich aufgerafft und war ihm in die Rede gefallen, obwohl er bei der tiefen Erregung des Mannes auf eine heftige Gegenrede gefaßt sein mußte.

Aber Taras blieb ruhig, er lächelte sogar, als er erwiderte:

„Nein, Hochwürdiger, ich weiß es leider besser, es war wirklich nur Hochmuth. So viel jedoch muß ich Dir allerdings einräumen, daß der einzige Mensch, dem ich vor dieser Stunde mein Herz geöffnet und von diesem Laster erzählt, in denselben Irrthum verfiel, wie Du. Es war dies ein wackerer Landsmann in Wien, ein kaiserlicher Schreiber, der Herr Broza, und er sprach darüber Worte zu mir, die ich nicht wiederholen würde, wenn ich nicht eben ein Sterbender wäre. „Du frevelst", sagte er mir, „denn weißt Du wohl, wen Du mit eines Lasters anklagst, wenn Du diese Eigenart Deines Herzens Hochmuth nennst? Keinen Geringeren als unseren Heiland, den Herrn Jesus Christus! Denn in diesem Sinn war auch er hochmüthig und tausendmal hochmüthiger, als Du, ja der hochmüthigste Mensch, der je über diese Erde gegangen. Aber Gottlob", fügte er hinzu, „wir sind gewohnt, einen andern Namen hiefür zu gebrauchen, wir nennen es Pflichtgefühl und strengste Gewissenhaftigkeit gegen sich selbst, mildeste Menschenliebe gegen Andere . . . Ich will Dich", schloß er, „nicht

mit unserem Heiland vergleichen, Taras, aber ein seltener Mensch bist Du doch, ein Christusmensch". Verzeiht, Ihr Männer, denn nochmals — es ist ein Sterbender, der diese Worte zu wiederholen wagt. Auch kenne ich mein Herz besser, als ein Anderer, und weiß, es war Hochmuth, es war ein Laster.

„Nun Ihr mein innerstes Wesen kennet, im Guten wie im Bösen, nun möget Ihr selbst ermessen, wie seltsam mir zu Muthe wurde, als ich Euch kennen lernte! Mir war's, als sei ich in eine fremde Welt gerathen, Alles war anders, als bei mir daheim! Anders und, wie mir zuerst schien, schlechter! Aber mein Hochmuth ließ es nicht zu, Euch zu verspotten oder mich daran zu freuen, im Gegentheil! — er trieb mich, Alles daran zu setzen, um das Unsinnige hinwegzufegen! Es kostete mich harte Mühe, Eure Art recht zu begreifen, aber dann wußte ich auch, wo anfangen, wo aufhören. Klar und bestimmt lag meine Aufgabe vor mir. Es galt bezüglich des Ackerbaus, für die fetten Felder das Pfluggeräth der Ebene einzubürgern. Es galt bezüglich der Viehzucht, die Zahl der Hirten zu verdreifachen und gedeckte Hürden zu erbauen. Es galt bezüglich der Kleidung, Euch bei der Arbeit an ein bequemes und leichtes Gewand zu gewöhnen. Es galt bezüglich der Nahrung, Kornbrot und Rindfleisch in Gebrauch zu bringen. Es galt, das gefährliche Waffentragen zu beschränken . . ."

Er richtete sich hoch auf und streckte die Hand mit

stolzer Geberde über die Menge hin. Seine Augen leuchteten und die Stimme hob sich zu ihrer vollen Kraft:

„Zwölf Jahre bin ich im Dorfe. Als ein armer Knecht bin ich hergekommen und war jahrelang von Allen verhöhnt. Niemals habe ich erwähnt, was ich für Euch erarbeitet und erreicht; mit keinem Worte, keinem Blicke, keiner Geberde habe ich je Eure Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Mit keinem Worte, keinem Blicke, keiner Geberde habe ich je Euren Dank verlangt. Ich thue es auch heute nicht; was soll mir Euer Dank, wozu braucht ihn ein Mann in meiner Lage? Aber ich will, daß Ihr die Wahrheit über mich erkennt, daß Ihr mich gerecht beurtheilt, und darum frage ich Euch: Ist heute Alles vollbracht, was ich eben aufgezählt? War es zum Guten? Und wessen Verdienst ist es, als das meine? Das meine ganz und gar — das meine allein?!“

Seine Stimme erhob sich zum Donnerton: „Sprecht, Ihr Männer! Gebet der heiligen Wahrheit die Ehre! Ja oder nein?!“

Einige Secunden lang herrschte tiefste Stille. Dann aber, wie wenn durch den Bergwald urplötzlich ein Windstoß fährt und alles Gezweig zu rauschen beginnt und jeder Stamm erdröhnt und jegliches Gethier aufkreischt, daß alle die Stimmen dem Lauschenden wie ein einziger übergewaltiger Hall in's Ohr dringen, so scholl es dem

bleichen, stolzen Manne da droben urplötzlich aus hundert und aberhundert Kehlen entgegen:

„Ja! Taras! Ja! — es war Dein Werk!"

Dann erst vernahm man die erregten Rufe der Einzelnen.

„Ja", rief ein Greis, „vor acht Jahren hat Taras die erste Hürde erbaut und seither haben wir vom Vieh doppelten Ertrag!"

„Hoch dem Taras!" rief Simeon, schluchzend vor tiefster Bewegung.

„Ja! ja!" donnerte Wassilj, der Fleischer, dazwischen, „wenn Ihr Euch jetzt gut nährt, so danket Ihr es Dem da!"

„Und mit dem Pfluge hat es auch seine Richtigkeit!" rief eine kreischende Knabenstimme. Es war Marko, der Schmied, in dessen Hünengestalt dieses Stimmchen steckte. „Das weiß ich am besten!"

„Hoch dem Taras!" wiederholte Simeon seinen Ruf, und diesmal pflanzte er sich von Mund zu Mund fort, und erscholl hundertstimmig: „Hoch! Hoch dem Taras!"

Bebend stand der unglückliche Mann droben. Stürmisch hob und senkte sich seine Brust, jähe Thränen jagten über seine Wangen herab, in dem Antlitze zuckte es. Er wollte sprechen und konnte nicht und mühte sich vergeblich, Worte zu finden, indeß die Hochrufe fortwährten. Endlich gelang es ihm. Er hielt ihnen die Hände gefaltet entgegen und

rief mit einer Stimme, so voll wilden Schmerzes, daß es Alle kalt überlief:

„Haltet ein! Um Gottes Barmherzigkeit willen, haltet ein! Erdrückt mich nicht mit Eurem Dank, damit mich nicht später Euer Vorwurf erdrücke. Denn so rein mein Herz war und so gut mein Wille, ich bin ja doch, wenn Ihr Alles erwägt, mir und den Meinen und Euch Allen, Allen nur zum Schaden, zum Fluche gewesen!...“

Es war sehr still geworden, nachdem er so gesprochen. Und darum klang in diese feierliche Stille doppelt gellend die höhnische Stimme des Korporals. „Zum Fluche!“ rief er. „Siehst Du es jetzt wenigstens ein?! Allen bist Du zum Fluche gewesen, nur nicht Dir selbst! Du, der Du eine Erbtochter bethört und Ehrenstellen erschlichen, hast Dich weich genug gebettet!“

Die Menge brauste unwillig auf. „Schweig'!“ scholl es ihm hundertstimmig entgegen und als Simeon entrüstet rief: „Hinweg, Du Hallunke!“ da pflanzte sich auch dieser Ruf von Mund zu Mund. Der witzige Konstantin erbleichte, fuhr jedoch fort, zu lächeln und dabei seinen Schnurrbart zwischen den Fingern zu drehen, diesen schönsten Schnurrbart in ganz Pokutien. Aber es wurde ihm immer unbehaglicher, besonders als er jene bewaffnete Schaar gewahrte, die sich in der Nähe der Rednerbank zusammengefunden und nun unter Wuthgeheul den Weg zu ihm zu gewinnen suchte. Es waren dies sechs Leute: die beiden Söhne des Simeon,

Hritzko und Georgi Pomenko, ferner die Knechte des Taras, die Nachts mit ihm heimgekehrt, Sefko und Jemilian, endlich Wassilj Soklewitsch und ein fremder Bursche, jener Lazarko Rodakowicz, den Taras aus der Bande des „grünen Giorgi" in seine Gesellschaft gezogen. Sie Alle waren in wildester Erregung und drängten ungestüm heran.

Zitternd stand Konstantin inmitten des Aufruhrs und duldete es schließlich nicht ungern, daß ihn zwei andere Urlauber, Maxym Bobra und Stefan Darkiwitsch, faßten und langsam durch die dichtgestauten Reihen gegen die Schänke führten. Man gab ihnen Raum, aber was der Held, Stolz und Liebling von Zulawce auf diesem Wege zu hören bekam, waren just keine Schmeichelreden. „Hund!" schrien ihm die Männer zu, „hast Du kein Herz in der Brust, daß Du diesen Aermsten auch noch zu höhnen wagst? . . . Hörst Du ihm nicht an, daß er Entsetzlicheres vorhat, als den eigenen Tod? . . . Und, davon abgesehen, Lump, bist Du nicht auch ein Dorfkind? — weißt Du nicht, welche Ehrfurcht man einer großen Versammlung schuldet?"

Der junge Held hielt es für klug, nichts zu erwidern, sondern nur mit größtmöglicher Beschleunigung die sichere Schänke zu erreichen. Hier erst athmete er auf und gewann wieder die Laune zu einem neuen Scherzwort. Aber als er in die Schänkstube trat, da erstarb ihm dieses Wort auf den Lippen und er wich verlegen zurück.

In einen Winkel des großen, wüsten Raumes, auf eine der breiten Holzbänke hatten die Männer vorhin das Weib des Taras gebettet. Da lag sie nun hingestreckt, und die Weiber mühten sich um die gebrochene Gestalt, allen voran die gute dicke Popadja und die Jüdin, das Weib des Schänkwirthes. Die Ohnmacht war gewichen, denn die Unglückliche hielt die Augen weit geöffnet, die Lippen bewegten sich und die Finger wühlten in dem dichten, schwarzen Haar, das aufgelöst über das todtfahle Antlitz quoll und über das blaue Festtagsgewand. Aber noch schien die Besinnung nicht wiedergekehrt, denn mit wirren Augen blickte sie um sich und von ihren Lippen klang kein Wort, nur ein Wimmern, laut anschwellend und wieder verstummend, um dann abermals mit einem jähen Schrei zu beginnen und leise zu verhallen. Den Umstehenden gerann das Blut zu Eis und ihr Herz wollte still stehen vor Mitleid. Kein Wort, keine Thränenfluth hätte sie so tief ergreifen und rühren können, als dieser schrille Klageruf, der fast wie das Geheul eines armen, gequälten Thieres klang. Nur einmal fand sie Worte, als sie den Korporal erkannte. „Hinweg, Weißrock!" schrie sie auf.

Dann aber richtete sie sich auf und streckte ihm flehend die gefalteten Hände entgegen: „Nein! — bleib' — höre meine Bitte! Nimm ihn gefangen, ehe er geht — um Christi Barmherzigkeit willen — nimm ihn gefangen!"

Sie suchte sich zu erheben, die Weiber drückten sie auf ihr Lager nieder. „Die Aermste ist wahnsinnig geworden“, flüsterten sie einander scheu zu und winkten dem Soldaten, die Stube zu verlassen. Er gehorchte, von Grauen geschüttelt, und trat wieder vor die Schänke, wo die Menge abermals still und andächtig den Worten des bleichen, verwilderten Mannes lauschte, der einst der sanftmüthigste, friedfertigste Hausvater seines Dorfes gewesen und dessen Weib nun seinen Todfeind anflehen mußte, ihn unschädlich zu machen . . .

„Nun das Wichtigste, das Schmerzlichste, warum ich mir und Euch zum Fluche werden mußte! Es geschah in Folge eines furchtbaren Irrthums, aber nicht meine eigene Ueberzeugung war irrig, nicht mein Urtheil über Euch, sondern nur mein Vertrauen in Andere!

„Noch heute ist es meine heiligste, tiefste Ueberzeugung, für die ich leben und sterben will, daß diese Welt auf Gerechtigkeit gebaut ist. Jedem von uns, so denke ich heute, wie einst, hat Gott seine Pflicht zugetheilt, die er erfüllen muß, aber auch sein Recht, das die Andern achten müssen. Denn dieses ist der Stab, der ihm gegeben ist, damit er seine Last tragen könne und nicht unter ihr zusammenbreche. Darum darf Niemand seinem Nächsten an diesen Stab tasten, Niemand seinem Nächsten einen Theil seiner eigenen Last aufbürden wollen. Denn Der da droben hat Alles genau nach Maßgabe der einzelnen

Kraft vertheilt, allgerecht und allweise. Wer dagegen frevelt, stürzt die Ordnung um, die Er auf Erden aufgerichtet zu Aller Heil, und Er wacht darüber, daß dieses nicht straflos geschehe. Gleichwohl will der Allmächtige nicht selbst täglich und stündlich mit seinem eigenen Arm hinuntergreifen auf die Erde, denn er will nicht, daß uns Menschen das Recht oder die Sühne für verübtes Unrecht als ein Wunder erscheine, sondern als etwas Gewohntes und Alltägliches. Darum hat er die Erde mit all' ihren Bewohnern in einzelne Länder eingetheilt und über jedes Land einen Mann gesetzt, der Richter sei an seiner Stelle, der für ihn das Unrecht strafe, das Recht schütze. So ist diesem Einzelnen, dem Kaiser, eine schwere Last von Gott aufgebürdet; aber weil Er allweise ist, so hat Er ihm auch einen stärkeren Stab gegeben, als Jedem von uns: die kaiserliche Macht. Doch der mächtigste Mensch bleibt immer nur ein Mensch. Auch der Kaiser hat nur zwei Augen und Ohren, auch er kann nur an einem Orte zugleich sein, wie der geringste Tagelöhner. Darum thut er nach dem Beispiele Gottes: er theilt sein Land in kleine Bezirke und setzt über jeden einen Menschen, der Richter sei an seiner Stelle, und gibt ihm einen Theil seiner Last und ein Stück seines Stabes. Das sind die Schreiber des Kaisers, und diese thun nach dem Beispiel des Kaisers und Des da droben: sie achten darauf, daß jedes Dorf seinen Richter wähle, und gönnen ihm ihrerseits einen

Theil ihrer Kraft und ihres Rechtes. Und das Gleiche thun die Richter gegen jeden der Hausväter. Dies ist die herrliche, tröstliche Leiter, welche die Erde mit dem Himmel und uns arme sündige Menschen mit unserem Schöpfer verbindet. Herrlich nenne ich sie, weil kein Menschensinn sie sich vollkommener ausmalen könnte, und tröstlich, weil auch über der untersten Sprosse dasselbe Gesetz wacht, wie über der obersten. Denn es ist gleichviel, ob ich Hirte oder Kaiser bin; wer mir Unrecht thut, begeht gleiche Sünde, und es ist die Pflicht derer, denen Gott die Macht dazu verliehen, sie mit gleicher Entschiedenheit abzuwehren. Darum habe ich nur die Sorge, recht zu handeln und erlittenes Unrecht nicht etwa schweigend hinzunehmen, sondern Jenen mitzutheilen, die von Gott eingesetzt sind, es abzuwehren. Alles Weitere ist ihre Sache!

„Weil mir dies noch heute als heiligste Ueberzeugung feststeht, darum kann ich mein einstiges Urtheil über Euch auch jetzt nicht für irrig erachten. Ihr dünktet mich wie die wilden Thiere, Euer Hang zur Selbsthilfe erfüllte mich mit blindem Entsetzen, bis ich zum Mindesten den Grund erkannte: Ihr hattet die Art Eurer Väter beibehalten, die einst vom Gebirge herabgestiegen und hier seßhaft geworden. Sie hatten Recht daran gethan, die Flinte als Beweisstück zu erachten, denn Gott will, daß Jedem sein Recht werde. Darum hat er jene Ordnung aufgerichtet; da jedoch, wohin diese Ordnung nicht reicht, in der Bergwüste

droben, muß die Macht, über sein eigen Recht zu wachen, an jeden Einzelnen zurückfallen. Gott selbst will es so, sonst hätte er in jene Orte keine Menschen gesetzt! Euch aber, die Ihr Recht finden konntet, Euch galt jene Ordnung gleichfalls für Dunst! Das fiel mir mit entsetzlicher Wucht auf die Brust, und wenn schon das Verkehrte in Euren Sitten und Einrichtungen meinen Hochmuth aufgestachelt, um so mehr dieser Frevel! . . . .

„Viele von Euch werden sich noch meines Hochzeitstages erinnern, und wie ich vielfach verspottet wurde, weil ich gar so schwermüthig sei. Nun, traurig war ich wahrlich nicht, wohl aber sehr ernst. Ich war mir bewußt, wie nun ein völlig neues Leben für mich beginne, ein Leben voll der schwersten Pflichten. Denn ich hatte mich vor dem Altare nicht blos meiner Anusia angetraut, sondern auch diesem Dorfe, nicht blos ihr den Eid der Treue geschworen, sondern auch Euch und der heiligen Gerechtigkeit. Kein Wort sagt, wie mir an jenem Tage zu Muthe war, wie meine Gedanken unablässig von meinem jungen Glück hinweg in die ernste Zukunft schweiften. Denn ich empfand es tief, daß mein ganzes künftiges Leben nur eine Lüge sein würde, wenn ich nicht Alles daransetzte, auch hier den sichtbaren Willen Gottes erfüllt zu sehen . . . An meinem Hochzeitstage! — seht, ein so grimmer Herr war mir mein Hochmuth . . .

„Ich ging an's Werk. Aber bald mußte ich einsehen,

daß ich als einzelner Hausvater nichts Erkleckliches würde vollbringen können. Sollte meine Mühe nicht gänzlich fruchtlos bleiben, so mußte ich es anstreben, Macht zu gewinnen und zum Aeltesten gewählt zu werden. Aber kleinliche Mittel hiezu anzuwenden, ging mir gegen das Gemüth. Ich mußte es Gott, dessen Reich auf Erden ich mehren wollte, überlassen, Eure Herzen zu lenken. Und als ich nun wirklich Aeltester wurde, bot ich auch Alles auf, was für dieses herrliche Ziel in meiner Kraft stand.

„So that ich auch, als der neue Mandatar vor nun vier Jahren hierherkam. Ihr empfandet sofort heftige Abneigung gegen ihn, während ich ihn vertheidigte. Der Erfolg hat Euer Urtheil bekräftigt, gleichwohl war't damals Ihr im Unrecht, ich im Recht, denn Ihr haßtet ja Hajek nur deshalb, weil er der Mandatar war! Dieser Haß ward mir zum Prüfstein meines Einflusses im Dorfe. Wen ich überzeugen konnte, daß dieser Mann nicht schon deshalb hassenswerth sei, weil er die Frohnde einfordern müsse, der konnte auch den Willen Gottes verstehen. In der That brachte ich Viele zu dieser Einsicht, und es kam der Tag, wo sich dies erprobte. Als der Mandatar unverhofft zu Mariä Geburt die Leistung des Viehtributs forderte, stimmtet Ihr meinem Vorschlage bei. Und dasselbe thatet Ihr in der schwierigeren Sache bezüglich der Waldrobot. Was ich nach jenen Versammlungen empfand, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. „Du Allgerechter“, jubelte mein

Herz, „nun wird auch hier Dein Wille erfüllt!“ Der alte Stefan wandte sich nun für immer von mir ab, es that mir sehr weh, aber jene reine, große Freude ward hiedurch nicht getrübt. Sie wäre mir auch dann im Herzen geblieben, wenn mich jene Versammlungen“ — er sprach es langsam, mit wuchtiger Betonung — „etwa die Liebe meines Weibes oder das Wohl meiner Kinder gekostet hätten! Der Bruch war unheilbar; es konnte keine Versöhnung geben zwischen dem Dorfe, wie es einst gewesen und wie es nun nach meinen Absichten werden sollte, und darum auch keine zwischen Stefan und mir. Gerade seine letzten Worte, so tief sie mich rührten, bewiesen mir, daß wir über alles Heiligste stets verschieden gedacht. Ich verstand ihn nicht, als er mir sagte: „Es muß schlimm ausgehen, wenn der Richter von anderem Schlage ist, als die anderen Männer“. Ich war im Gegentheil überzeugt, daß es in Zulawce schlimm ausgehen müsse, wenn der Richter gleichfalls ein gewaltthätiger Mann wäre. Hätte ich Einen meiner Gesinnung und einen Besseren, als ich, unter Euch gekannt, ich hätte es für Sünde gehalten, selbst die Richterwürde anzustreben. So aber gebot es mir ja geradezu mein Gewissen, meine Wahl zu wünschen! Ich wurde gewählt, einstimmig, wie nie ein Mann vor oder nach mir. „Wohl mir“, dachte ich, aber auch „wohl Euch“. Nun war die Gefahr beseitigt, daß Ihr jemals Euren Verpflichtungen gegen die Herrschaft nicht nachkommen oder zur

Selbsthilfe greifen könntet. Daß Hajek ein elender Schurke sei, wußte ich natürlich sehr bald. Es machte mir Verdruß und Ekel, denselben Ekel, als wenn ich häufig eine Kröte hätte berühren müssen. Aber Sorge für uns flößte mir diese Wahrnehmung nicht ein. Was konnte dem Gerechten geschehen in diesem gerecht regierten Lande?! Und darum drohte ich ihm nie, ja noch mehr —"

Er hielt einen Augenblick inne, als fiele es ihm schwer, das Folgende auszusprechen. Dann aber fuhr er fort: „Ich habe nun zu sagen, was bisher Niemand von Euch erfahren! Zermalmet mich mit Eurem Zorn, wenn Ihr es vernehmet, denn darin liegt der Grund, daß Ihr zu Schaden gekommen. Aber ich konnte nicht anders! Ich selbst war es, der dem Schurken, als er mich in heuchlerischem Zorne darum fragte, betheuerte, daß wir nie Gewalt mit Gewalt abwehren würden. Und nur daraus ist dem elenden Feigling der Muth gekommen, Gewaltthat zu üben!"

Ein Aufschrei des Zornes, des Erstaunens erklang aus hundert Kehlen. Dann aber ward es wieder still und man vernahm nur noch die schweren Athemzüge der Erregten, und sie lauschten wieder, als er fortfuhr:

„Ihr habt Recht zu grollen! Aber auch ich hatte Recht, da ich also sprach! Und die stolze Zuversicht, welche mir diese Worte auf die Lippen gelegt, verließ mich auch an jenem Tage nicht, da er zur Gewalt griff. Ich war tiefer empört als Ihr Alle, weil ich das Recht inniger liebte.

Wir aber mußten uns rein erhalten um des Rechtes wie um unsretwillen, auf ihm allein mußte die Schuld des Verbrechens haften bleiben; darum setzte ich mein Leben ein, Gewaltthat zu verhüten. Als mir dies gelungen, athmete ich wieder frei auf. Im Ferneren ging die Sache nicht mehr uns an, sondern das Kreisamt. Ich harrte auf das Urtheil, wie nie ein Mensch vor mir auf ein Menschenwort geharrt! Und als es nun endlich kam — wenn Ihr mein ganzes Leben und meine ganze Art erwäget, dann wisset Ihr auch, daß kein Menschenwort die Empörung schildern kann, welche mich in jenem Augenblicke durchtobte! Aber nicht der ohnmächtige Zorn, nicht die Entrüstung über diese elenden Menschen warf mich nieder, sondern das Mitleid mit mir selbst. Denn schon damals, während der bucklige Schreiber vorlas und übersetzte, durchzuckte es mich: „Armer Taras! Soll nicht das Recht zu Schanden werden, so wirst Du ein Frevler werden müssen in den Augen der Menschen!" Ich, der glückliche Hausvater, der treffliche, friedliche Richter — ein Frevler! . . . Das warf mich ohnmächtig nieder, und deshalb weinte und jammerte ich nach dem Erwachen. Freilich war es damals nur ein gebieterisches Empfinden, noch kein Entschluß, geschweige denn ein klarer Plan. Die Wetterwolke war aufgestiegen in meinem Gemüthe und stand da, düster und drohend. Noch grübelte ich nicht darüber, wie sie sich entladen würde, noch starrte ich sie erschreckt an, als wäre sie ein Fremdes

und nicht mein Eigenstes. Dann freilich schnellte die Zuversicht wieder empor. Wenn die Schreiber des Kreisamtes Unrecht gethan — was lag daran? — jene herrliche Leiter reichte ja höher! Ich strengte die Klage beim Lemberger Gubernium an und hoffte und harrte wieder. Aber die alte Zuversicht wollte nicht wiederkehren. Meinen Verstand konnte ich noch zuweilen überreden, mein Gemüth nicht mehr. Da blieb jene Wolke. Und sie wuchs und wuchs, und nun mußte ich auch, so sehr ich mich dagegen sträubte, darüber grübeln, in welcher Art sie sich dereinst entladen würde. Und dann" — seine Stimme sank zu heiserem Flüstern herab — „dann zog es mich in den Bergwald . . . dort wurde mir Alles klar . . .

„Als ich heimkam — es ist etwa ein Jahr her — fand ich beim Popen die Entscheidung des Guberniums. Die Klage war abgewiesen. Ich tobte nicht, ich jammerte nicht. Nun mußte sich jene Wolke entladen. Geichwohl war ich es mir und den Meinen, war es allen Menschen schuldig, den Advocaten noch einmal zu befragen. Da erwähnte er des Kaisers. Es war nur eine Ausflucht, weil er in Verlegenheit war und Mitleid mit mir hatte, mich aber traf das Wort, wie einen Verirrten in wüster Nacht der Lichtschein seines eigenen Hauses trifft. Alles Irren ist vorbei, alle Schrecken vergessen, nun fühlt er sich wieder sicher und geborgen, er ist daheim. Ich hatte vergessen, daß ein Mensch auf Erden lebte, den die Sache

noch näher anging, als mich, weil Gott selbst ihn dazu berufen, und wußte nun, daß es meine Pflicht sei, zu diesem Menschen, zum Kaiser, zu gehen. Heiter und hoffend ging ich nach Wien. Mich schreckte nicht die Fremde, nicht die Schwierigkeit, welche sie mir machten, den Kaiser zu sprechen . . .

„Nachdem ich ihn gesprochen, nachdem ich ihn *gesehen*, wußte ich auch, daß ich vergeblich gekommen. Es soll kein Mensch auf Erden leben, von dem man mir nachsagen könnte, daß ich ungerecht gegen ihn gewesen. Und darum sage ich es, wie ich denke: ich halte den Kaiser von Oesterreich für keinen schlechten, ungerechten Mann. Er ist schwächlichen Körpers und drechselt gerne, auch hat er mich um meine Stiefelhosen befragt, da ich ihm unsere Sache vortrug. Mehr will ich nicht sagen. Denn ich erachte ihn nun als meinen Gegner, den ich bekämpfen werde, so lange ein Athem in mir ist, und über seinen Gegner muß man rücksichtsvoller sprechen, als über seinen besten Freund . . .

„Ich kehrte heim als ein Mann, der weiß, was ihm bevorsteht, und daher die Pflicht hat, rechtzeitig die Vorbereitungen zu treffen. Ich erfüllte diese letzte traurige Pflicht und harrte nur noch auf die Entscheidung des Kaisers. Nicht etwa, als ob ich noch so thöricht gewesen wäre, sie günstig zu erhoffen. Aber zu dem, was ich vorhatte, gewann ich erst das Recht, sobald die Verwerfung

meines Gesuches zu meiner Kenntniß gelangt war. Früher nicht!... früher wäre es Frevel gewesen. Die Zwischenzeit durfte nicht ungenützt verstreichen ... Ich ging in den Bergwald und erkundete ihn noch genauer, als die früheren Male ...

„Heute Nacht erfuhr ich aus des Popen Munde die Entscheidung. Sie lautet ungünstig. Es liegt mir sehr am Herzen, auszusprechen, daß nur dieses „Nein!" meinen Entschluß zur Reife bringt, nicht aber alles Andere, was darin steht. Irgend ein Schreiberlein hat mir im Namen des Kaisers streng und grob geschrieben, daß mir jede fernere Behelligung bei Strafe verboten werde. Ich weiß, daß der gutmüthige, freundliche Mann dies nicht angeordnet hat und nichts davon weiß, er könnte keine Fliege kränken. Aber selbst wenn er es mit eigener Hand geschrieben hätte, so wäre mir dieser Beisatz gleichgiltig gewesen, ebenso gleichgiltig, als wenn er mir etwa selbst geschrieben hätte: „Mein lieber Taras, mir blutet das Herz, daß ich Deine Forderung nicht erfüllen kann, aber um Deine Treue und Trefflichkeit zu lohnen, schicke ich Dir das goldene Verdienstkreuz. Auch dieses hätte nichts genützt, ich hätte das Kreuz nicht genommen und gethan, was ich muß".

Während dieser letzten Worte hatten sich seine bewaffneten Begleiter, Sefko und Jemilian, dann Wassilj Soklewicz und Lazarko Rodakowicz, der Rednerbank ge-

nähert, so daß sie ihn nun zunächst umstanden. Sie Alle waren bleich und erregt, am tiefsten der alte Jemilian. Die Thränen rannen über das Antlitz des treuen Knechtes, als er seinem Herrn nun die Flinte darreichte. „Noch nicht", sagte Taras leise, nahm sie aber doch und stützte sich auf die Waffe, als er mit lauter, langsamer, feierlicher Stimme fortfuhr:

„Nun höret, Ihr Männer und Ihr Alle, die Ihr meine Stimme vernehmet! Höret wohl, damit Ihr meine Worte Jedem wiederholen könnt, der Euch darum befragt. Furchtbarer Frevel hat sich in diesem Dorfe begeben, Raub und Meineid. Was immer das Recht und Gesetz befiehlt, diesen Frevel zu tilgen, habe ich gethan. Es hat nichts gefruchtet. Der Meineidige geht frei umher, der Räuber hat das Geraubte behalten. Aber noch mehr, es war nicht blos vergeblich, daß ich jene Ordnung befolgte, sondern sogar schädlich für Euch und mich. Ich bin durch meine Gerechtigkeit dem Dorfe zum Fluche geworden. Wer das Recht ehrt, geht daran zu Grunde! Wer Unrecht thut, gedeiht!

„Wie erklärt sich dieses Unerhörte, dieses Entsetzliche? War etwa der Glaube meines Lebens Wahnsinn und Lüge? Oder hat nicht Gott deshalb dem Kaiser die Macht gegeben, damit er das Recht schütze?! Ragt jene Leiter nicht wirklich von der Erde zum Himmel empor?!

„Ja ja! und dreimal ja! So ist es allüberall, wo

Menschen bei einander wohnen, nur hier nicht! Hier hat der Menschen Willkür, Unvernunft und Ohnmacht die Ordnung Gottes zernichtet und zum Bösen genützt!

„Was folgt daraus für jeden Rechtlichen?! Wohin jene Ordnung nicht reicht, so im Bergwald, ist es Gottes Wille, daß Jeder selbst sein Recht schütze. Und sollte sein Wille anders sein an jenen Unglücksstätten, wo die Machthaber Willkür üben, das Recht in Unrecht verkehren? Auch hier fällt die Macht, sein Leben und Eigenthum gegen den Frevler zu wahren, an den Einzelnen zurück. Hilft mir der Kaiser nicht, so helfe ich mir selbst!

„So vernehmet denn diese drei Dinge und traget sie von Mund zu Mund, daß sie in alle Hütten dringen und zu allen Menschen, welche dieses unglückliche Land bewohnen, wo man kein Recht finden kann!

„Zum Ersten! Da der Kaiser nicht seine Pflicht gegen mich erfüllt, so bin ich meiner Pflicht gegen ihn entbunden. Und so erkläre ich, Taras Barabola, hiemit vor dem Allgerechten und diesen Menschen hier, daß ich den Herrn Kaiser Ferdinand von Oesterreich fürderhin nicht mehr als meinen Herrn anerkenne. Sein Wille ist mir Dunst, seine Worte sind mir Wind, ich werde ihnen nicht mehr gehorsamen. In Allem, worin ich mich bisher seinen Gesetzen gefügt, werde ich fürderhin nur mein eigenes Gewissen befragen und danach handeln. Schickt er mir eine

Mahnung, so werde ich sie nicht anhören; schickt er mir seine Soldaten, so werde ich mich gegen sie wehren. Und weil seine Schreiber die Macht zum Unrecht nützen und er ihnen nicht steuert, so werde ich diese Macht mindern, wo mir möglich, und vernichten, wo ich vermag! Allorts und allimmer, so lange ein Athem in mir ist! Und so erkläre ich, Taras Barabola, im Namen des allgerechten Gottes dem Herrn Kaiser Ferdinand von Oesterreich Krieg! — Krieg! — Krieg!"

Ein gellender Aufschrei aus hundert und aberhundert Kehlen folgte diesen Worten. Verwunderung und Entsetzen, Zustimmung und Entrüstung, Hohn und Mitleid — dies Alles klang hier zu einem einzigen kurzen Schrei zusammen, der ebenso rasch verstummte, wie er sich erhoben, als hätte die gepreßte Brust dieser Hunderte nur eben zu diesem einzigen Laut Athem gefunden.

„Zum Zweiten! Weil uns unser Recht nicht geworden, so werde ich es selbst nehmen. Ich werde den Mandatar zwingen, dem Dorfe vollen Ersatz zu leisten. Aber damit ist meine Aufgabe nicht beendet, sondern kaum erst begonnen. Soll der Name des Allgerechten in dieser Landschaft nicht zu Schanden werden, so bedarf es eines Richters und Rächers, vor dem die Frevler zittern, dem die Guten vertrauen. Da sich kein Anderer für dieses heilige Amt gefunden, so werde ich es übernehmen und führen, so lange ich es vermag! Ich werde sein, was des Kaisers Gericht

sein sollte, aber nicht ist: ein Hort der Unterdrückten. Weil aber auf Seiten des Unrechts die Macht ist, darum bedarf auch ich der Macht. Ich werde sie mir schaffen, indem ich meine Fahne entrolle im Bergwald und alle Jene, welche dem Rechte dienen wollen, aufrufe, ihr zu folgen. Das unwegsame Gebirge, bisher nur die Freistatt der Ruchlosen, muß nun zum Sammelplatz der Gerechten werden. Dort, wohin keines Schergen Arm reicht, werde ich hausen, von dort werde ich hinabstoßen in die Ebene, mein erhabenes Amt zu erfüllen, dorthin werde ich zurückkehren nach vollbrachter That".

„Ein Hajdamak!" schrie Simeon verzweiflungsvoll. „Unser Taras ein Hajdamak!"

„Ein Hajdamak!" wiederholte die Menge in allen Tonarten, laut und leise, höhnisch, mitleidsvoll und zornmüthig . . .

„Nein!" rief Taras, und eine dunkle Röthe färbte sein blasses Antlitz. „Das verzeihe Dir Gott, Greis, daß Du mich in dieser Stunde schmähst! Ein Hajdamak ist ein Räuber, ich aber werde der Führer der Rächer sein, und meine Waffe wird sich gegen jeden Frevler kehren, also auch gegen jene Strolche, die Ihr mit diesem Schimpfnamen beleget! Und darum höret und beherziget, was ich zum Dritten und Letzten zu sagen habe. Binnen einer Woche von heute, am Ostersonntag, wird meine Fahne entrollt sein im Bergwald. Wer mich reinen Herzens auf-

sucht, sei es, um mir ein Unrecht zu klagen, sei es, um zu meiner Schaar zu stoßen, wird von jedem braven Hirten und Jäger da droben Auskunft erhalten können, wo er mich finden kann. Nur möge es sich Jeder drei Mal überlegen, ehe er einer der Meinen wird! Wer lustig und ungebunden leben will, komme nicht zu mir; wir werden ein armseliges Dasein führen und ich werde strenge Mannszucht halten. Wer auf Beute hofft, komme nicht zu mir; ich werde nie für mich und meine Leute Beute machen und Jeden mit eigener Hand erschießen, der sich böswillig an fremdem Gute vergreift. Wer sich glücklich fühlt, komme nicht zu mir, denn Jeder aus meiner Schaar muß wissen, daß es keine Wiederkehr für ihn gibt, daß er sich für immer von den Menschen scheidet, die im Frieden wohnen, daß ihn stündlich der Tod erreichen kann, der schöne Tod im offenen Kampfe, der häßliche Tod auf dem Galgen! Es müßte nicht so sein, wenn die Menschen anders wären: großherzig und opferfreudig. Dann würde ich eine andere Fahne entrollen: die des offenen Aufruhrs Aller gegen den gemeinsamen Feind, das Unrecht. Das ist nicht möglich, und ich bescheide mich mit dem Möglichen.

„Dies Alles bitte ich Euch zu verkünden und hinzuzufügen: So lange wird Taras Barabola diesen Krieg führen, bis sein Zweck erreicht, die herrliche, tröstliche Ordnung auch in diesem Lande Allen sichtbar aufgerichtet ist. Gelingt dies, so mag mit mir geschehen, was da

wolle. Und müßte ich dann zum Opfer fallen, so würde ich zum Hochgericht gehen wie ein Sieger".

Er verstummte und fügte erst nach einigen Athemzügen halblaut, mit schier erstickter Stimme hinzu:

„Und nun . . . lebet Alle wohl! Möge es Jedem von Euch, möge es dem Dorfe so gut ergehen, wie ich wünsche . . . . Ich danke Allen, die mir Gutes erwiesen, und verzeihe denen, die mir Unrecht gethan . . . . Nehmet Euch freundlich meines armen Weibes an, meiner lieben Kindlein . . . . Sie bleiben so verlassen zurück, ach so verlassen . . . . Schenket ihnen Euer Mitleid — ich begehre es nicht . . . . Haltet mich für keinen muthwilligen Frevler, das ist Alles, was ich verlangen darf . . . . Wir werden uns wohl nie wiedersehen . . . . Möge es Euch besser ergehen als mir . . . . Lebet wohl!"

Tiefe Stille herrschte, während er diese Worte sprach, so daß man sie über den ganzen weiten Platz hin verstehen konnte, obwohl die verhaltenen Thränen seine Stimme zum Geflüster dämpften. Auch nachdem er geendet, währte dieses Schweigen einige Secunden lang fort, bis er sich abwendete, von der Bank sprang und, von seinen Gefährten umringt, sich Bahn durch die Menge zu schaffen suchte, gegen die Kirche hin.

Da erst war der Bann andächtiger Rührung von den Seelen genommen, da erst brach ein Aufruhr los, wie er sich selbst auf diesem Platze, dem Versammlungsorte unge-

bändigter Naturmenschen, noch nie ereignet. Jeder drängte, schrie und gesticulirte auf seinen Nachbar ein — eine unsägliche Verwirrung. Es bedurfte einer beträchtlichen Weile, bis es endlich einer der Stimmen gelang, durchzudringen und sich allgemein verständlich zu machen. Es war abermals der Korporal. „Haltet ihn!" rief er. „Ich verhafte den Empörer im Namen des Kaisers. Helft, Ihr Männer! Jewgeni, thu' Deine Pflicht!" Diesmal stand er nicht allein. Wohl ein Dutzend Urlauber und alte Soldaten stimmten in seinen Ruf ein.

Aber nun regte sich auch der entrüstete Widerspruch. „Wir sind keine Schergen!" rief die kreischende Stimme des Schmiedes, und die Meisten stimmten ein: „Keine Schergen! . . . Laßt ihn im Frieden ziehen! . . . Was in der ‚großen Versammlung' gesprochen wird, ist straflos".

„Im Namen des Kaisers!" rief der Korporal todtenbleich, riß seinem Nachbar die Pistole aus dem Gürtel und schlug sie auf die Männer vor ihm an. „Gebt Raum, laßt mich meine Pflicht thun — oder ich schieße!"

„Und wir schlagen Dich nieder!" rief Wassilj der Fleischer und sprang vor, sein Handbeil über das Haupt des Soldaten schwingend. Ein blutiger Zusammenstoß schien unvermeidlich. Da eilte Jewgeni der Richter herbei. Der Drang des Augenblickes hatte das bischen Verstand und Thatkraft in dem Manne wachgerüttelt.

„Kennt Ihr dieses Zeichen?" rief er und streckte

seinen Richterstab zwischen die Hadernden. „Noch gilt es, noch ist Versammlung — ich gebiete Ruhe!“ Das Wort wirkte. Wassilj ließ das Handbeil sinken, der Korporal die Pistole.

Während sich dies vor der Linde begab, wendete Taras, von seinen Begleitern unterstützt, alle Kraft darauf, die Reihen rasch zu durchbrechen. Es wollte ihm nicht gelingen, die Leute umdrängten ihn, faßten sein Gewand und riefen ihm wirre Worte zu. Aber nicht dies ertrug er am schwersten, sondern das Wehklagen und Flehen der Freunde. Der alte Alexa Sembrow war vor ihn hingesunken, umklammerte seine Kniee und wiederholte immer wieder jammernd: „Thu’s nicht! Taras! Thu’s nicht!“ Simeon hatte ein anderes Mittel gewählt, er drängte gegen die Schänke zu, die Anusia zu holen. Nur der Pope stand schweigend da, das Antlitz fahl, die Lippen fest zusammengepreßt.

Er war der Einzige, an den sich Taras noch wendete. „Du Guter, Du Kluger“, sagte er bewegt, „verzeih’ mein Schweigen, verzeih’ mir das Weh, das ich Dir bereite. Ich weiß, Du hast mich am meisten geliebt!“

Da konnte Leo seine Fassung nicht länger bewahren. Laut aufweinend stürzte er in die Arme des Scheidenden.

„Ach“, schluchzte er, „welch ein Mensch geht an Dir verloren!“

„Nicht so!“ erwiderte Taras und wand sich aus

seinen Armen. „Wer thut, was ihm sein ehrliches Herz gebietet, geht nicht verloren, mindestens in den Augen der Guten nicht ...." Er wollte gehen und hielt doch wieder an. „Hochwürdiger", sagte er so leise, daß ihn nur dieser verstehen konnte, „ich habe noch eine Bitte".

„Sprich — Deines Weibes wegen —"

„Da ist nicht erst die Bitte nöthig. Ich kenne Dein Herz. Nein — meinetwegen — wenn einst — meine letzte Stunde naht — darf ich Dich holen lassen? Wirst Du kommen — gleichviel wohin? — auch wenn es ein — unheimlicher Ort wäre?!"

„Ich werde kommen!" stammelte der Pope.

„Bei Deiner Seligkeit? Wo immer es sei?"

„Wo immer es sei!"

„Ich danke Dir für Alles — für dieses letzte Versprechen am meisten ...."

Er wendete sich an Jemilian. „Sind die Pferde hinter der Kirche?" flüsterte er ihm hastig zu.

„Ja, Herr, wie Du es befohlen hast. Der Jungknecht Halko hat sie gesattelt und harrt mit ihnen".

„Dann kommt!" Aber vorher hatte er noch einen schweren Augenblick zu durchleben. Die Söhne des Simeon, Hritzko und Giorgi, stürzten vor ihn hin. „Nimm uns mit!" flehten sie. „Wir verlassen Dich nicht".

„Steht auf!" befahl er kurz und rauh, mit so gebietender Stimme, daß sie sofort gehorchten. „Ich bin

kein Schurke, der die Söhne seiner Freunde in's Verderben führt". Dann aber umarmte er sie innig. „Ihr seid doch unverbesserlich", sagte er mit wehmüthigem Lächeln. „Was hat es nun genützt, daß ich Euch wohlweislich beim letzten Zuge nicht mehr mitgenommen? Lieb habt Ihr mich deshalb doch! Und ich Euch! Aber eben darum — lebt wohl!"

Er schritt hastig weiter, bestieg mit seinen Begleitern die bereitgehaltenen Pferde und wollte eben seinem Rosse die Sporen geben, als noch einmal sein Name sein Ohr traf, und in einem Tone, so erschütternd, daß er zusammenfuhr.

Er blickte zurück, er wußte, wer ihn rufe. Da stand das unglückliche Weib in der Thür der Schänke, die Augen starr auf ihn gerichtet, während Simeon die wankende Gestalt unterstützte.

„Leb' wohl!" Er wollte es laut rufen und konnte es nur stammeln. Dann winkte er noch einmal mit der Hand und gab seinem Rosse die Sporen, daß es ihn im Galopp den steilen Weg emportrug in den Bergwald hinein, dessen tiefgrüne Schatten bald die Umrisse seiner Gestalt verschlangen.

Zehntes Capitel.

Wie ein ungeheurer Grenzwall, hier steil emporgeballt, dort sacht aufgebaut, ziehen sich die Karpathen zwischen den beiden Ebenen dahin: dem bräunlich fahlen Tieflande, durch welches die Theiß rinnt, und dem gewaltigen ostslavischen Steppen- und Ackerlande, welches südwärts, über den Pruth hinweg, nach Rumänien hinübergreift, bis an und über die Ufer der Aluta. Um diese blaugrünen Kuppen flattert das Gewölk, welches sich dann, vom Sturme gehäuft und getrieben, über dem Magyaren oder Ruthenen entlädt, wie es dem launischen Windstoß beliebt; in diesen umwaldeten Schluchten werden all' die Flüsse geboren, welche zuerst pfeilschnell und krystallhell, dann immer langsamer und trüber die Ebenen durchrinnen. So ist dieses Waldgebirg der gemeinsame Wetter- und Wasserspender für alle Lande und Völker zu seinen Füßen, und gemeinsam ist ihnen auch die sinnige Legende, wie und warum einst der riesige Wall aufgerichtet worden. In allen Zungen erklingt diese Legende, und es ist ihr nicht abzu-

sehen, ob sie zuerst im Hirne des Slaven, des Magyaren oder des Romanen geboren worden.

Als der liebe alte Herrgott, erzählen sie, zuerst diese Erde schuf, da war sie ein blühender Fruchtgarten, durchaus eben, nur zuweilen rauschte auf sanftem Hügel ein kühler Hain dazwischen. Es gab keine Berge und keine wilden Thiere, kein Gewitter und keine Wassernoth, auch keine verschiedenen Grenzmarken und Sprachen. Vergnüglich lebten die Menschen dahin, redeten Eine Zunge und nährten sich von den Früchten dieser schönen Ebene, und wenn der gute Herrgott alljährlich im Herbste in Gestalt eines freundlichen alten Mannes mit langem weißen Barte zu ihnen auf Besuch kam, so bewirtheten sie ihn und jubelten ihm dankbar zu. Aber weil es ihnen so gut ging, so wurden sie leider sehr übermüthig und verschworen sich insgesammt, vom lieben Herrgott bei seinem nächsten Besuche noch mehr zu fordern, nämlich daß das Getreide von selber aus der Erde wüchse, ohne jegliche Arbeit der Menschen. Diese Verabredung gelang ihnen mühelos, weil sie ja Alle Eine Sprache redeten. Die Magyaren meinen, es sei die ihrige gewesen, die anderen Völker hingegen: eine solche, die nun nicht mehr auf Erden zu hören sei.

Natürlich wußte der liebe Gott, welcher ja allwissend ist, auch von dieser Verabredung und kam drei Jahre lang nicht auf Besuch, weil er sich überflüssigen Aerger

sparen wollte. „Wozu soll ich alter Mann mich aufregen?“ sagte er zu seinem Weibe, der Jungfrau Maria, und blieb im Himmel. Aber da höhnten die Leute: „Seht! er traut sich nicht mehr zu uns!“, und so kam er im vierten Jahre wieder. Als sie ihn nun mit ihrem sündhaften Anliegen bestürmten, suchte er es ihnen zuerst ganz sanft auszureden: „Seht, ihr Leute, das ist ja Unsinn! Arbeit muß sein. Wollt ihr es etwa besser haben, als ich? Auch ich habe durch sechs Tage gearbeitet und erst am siebenten geruht. Und jetzt? Meint ihr, daß ich jetzt faullenze?! Ich sage Euch, so eine Weltregierung ist eine ganz verteufelte Arbeit!“

Aber sie hörten nicht darauf, sondern wurden zornig und höhnten ihn, und Einige zupften ihn gar am Barte. Da verlor der liebe Gott die Geduld und sprach einen furchtbaren Fluch über sie aus: „Weil ihr Euch in Eurer gemeinsamen Sprache gegen mich verschworen, so trenne ich Euch von nun ab nach Sprachen und Ländern und richte eine riesige Grenzmauer zwischen Euch auf. Ungekannte Schrecken sollen Euch von dieser Mauer her kommen, Wasser- und Wetternoth und wildes Gethier!“ Sprach's und fuhr auf einer bequemen Wolke, die bereit stand, in den Himmel zurück.

Dort versuchten sowohl die heilige Jungfrau, als auch sein Sohn, der Heiland, ihn zu begütigen, er aber wollte nichts davon hören und ließ sogleich den Teufel

kommen. „Stelle mir von da bis dorthin die Karpathen auf“, befahl er, „und mache sie zur furchtbarsten Gegend der Erde!“

Das ließ sich der Teufel nicht zweimal sagen, sondern ging sogleich an die Arbeit und brachte sie in sieben Tagen fertig, weshalb man auch sieben Theile in diesem Gebirge unterscheiden kann. Am ersten Tage, einem Sonntag, häufte er mit frischer Kraft die Tatra auf, welche darum der höchste Theil ist, und am letzten flickte er noch ganz erschöpft die „Kleinen Karpathen“ hinzu; sie sind am Samstag gemacht, und darum wohnen noch heute so viele Juden dort.

Dann trat er vor den Herrn und erhoffte großes Lob, aber der Alte nickte nur brummend: „Schon gut! —“ weil nämlich sein Zorn schon halb verraucht war und ihn seine Härte hinterher reute. Das erkannte die heilige Jungfrau und trat vor ihn hin. „Das kommt von Deinem Jähzorn“, rief sie. „Die böse Gewohnheit stammt noch aus der alten Zeit, wo Dich die Juden immer ungeduldig gemacht haben durch das goldene Kalb und ähnliche Dummheiten, aber jetzt hast Du doch Gottlob mit Christen zu thun und legst sie doch nicht ab. Nun hast Du Dir gar vom Teufel Deine schöne Erde verhunzen lassen, daß sie Dich selbst nicht mehr freut, wenn Du hinunterschaust. War es denn nöthig, ihm zu befehlen, daß die Karpathen gerade die furchtbarste Gegend sein

müssen? Höre, Mann, Du weißt, ich rathe Dir immer gut! Schicke denen da drunten ein gehöriges Donnerwetter, daß sie sich wieder ducken lernen, aber dann räume das häßliche Zeug schnell wieder weg!"

Da aber ergrimmte der liebe Herrgott. „Das sind Weiberreden!" rief er zornig. „Was sage ich immer: Lange Haare, kurzer Verstand! Wenn ich thäte, was Du verlangst, dann hätten sowohl die Menschen als der Teufel für immer den Respect vor mir verloren, und das wäre wahrhaftig das größere Unglück".

Betrübt schlich die Heilige von dannen und erzählte es ihrem Sohne. Aber der Heiland tröstete sie: „Seufze nicht. Laß mich nur machen. Ich weiß, wie man mit dem Alten zu reden hat". Darauf trat er ganz unbefangen in des Vaters Stube, bot einen „Guten Morgen!" und sprach von Dem und Jenem, bis er endlich ganz leichthin sagte: „Wie bist Du mit den Karpathen zufrieden? Hat der Teufel die Sache gut gemacht?"

„Hm, ja!" sagte Gott Vater etwas verlegen.

„Ich habe sie mir noch gar nicht angesehen", fuhr der Heiland fort, schob eine Wolke beiseite und guckte hinunter, „Pfui Teufel!" rief er, „ist das häßlich! Lauter schwarzes, kahles Gestein, nirgendwo ein Baum oder auch nur ein Grashalm, und das Wasser schmutzig, wie Spülicht!"

„Hm ja", meinte Gott Vater kleinlaut, „aber zu ändern ist es nicht mehr".

„Nun, wer weiß?" erwiderte der Heiland lächelnd. „Der Grenzwall muß bleiben und er darf auch nicht minder furchtbar werden. Aber hast Du dem Teufel befohlen, die Karpathen just zur häßlichsten Gegend zu machen?"

„Nein, bei mir selbst", rief Gott Vater eifrig, „das nicht! Ei Sohn, da hast Du Recht, wir können sie schöner machen! Willst Du es besorgen?"

„Mit Freuden", erwiderte der Heiland. „Aber darf ich sie auch so schön machen, wie ich will?"

„Meinetwegen soll's die schönste Gegend werden", gab Gott Vater zu, „wenn es nur auch die furchtbarste bleibt".

Da rieb sich der gütige Heiland vergnügt die Hände, nahm hundert Engel mit und verwandelte in einem einzigen Tage das ganze Gebirge. Die herrlichen Wälder pflanzte er hin und breitete die schönen Grasmatten aus, ließ unzählige klare Brünnlein fließen, und da er die Wölfe und Bären nicht wegjagen durfte, so fügte er doch wenigstens nützliche und schöne Thiere hinzu, Hirsche und Rehe, Schafe und Pferde. „So kommt's", pflegen die Leute diese fromme Erzählung zu schließen, „daß unsere Karpathen die schönste und zugleich die furchtbarste Gegend der Erde sind."

In ähnlicher Weise stammelt der Volksgeist überall den Wundern der Erde nach und sucht sie sich zu deuten.

Es gelingt ihm meist trefflich, so auch hier. Die Karpathen mögen nicht die furchtbarste Gegend der Erde sein und wol auch nicht die schönste, aber wer sie offenen Auges und empfänglichen Herzens durchstreift, wird doch immer jene beiden Begriffe reimen müssen, die sonst so fern auseinander liegen; dieses Waldgebirg ist in der That von schöner Furchtbarkeit und furchtbarer Schönheit.

Es ist kaum auszudenken oder gar nachzufühlen, wie dem Menschen zu Muthe werden müßte, den etwa eine geheimnißvolle Gewalt aus dem Flachlande hinweg in das Herz dieses Gebirgs trüge, so daß sein erwachendes Auge urplötzlich und ohne Gewöhnung diese Landschaft erblickte. Unbewegt ließe ihn der Anblick nicht, und wären seine Sinne noch so stumpf, und selbst dem Rohesten würde sich ein jähes Bangen schwer auf die Brust senken, er würde aufschreien oder zu beten beginnen. Denn dies geschieht sogar mit Jenen, welche langsam aus dem Flachland emporsteigen, von Schritt zu Schritt mehr auf dieses Bild voll schreckhafter Erhabenheit vorbereitet.

Wer aus der Ebene kommt, ersieht das Gebirg zuerst nur wie eine ungeheure Wolkenbank, welche von verschiedener Färbung ist, je nach der Tageszeit und dem Sonnenstande: bläulich-schwarz, dann bläulich-grau und immer lichter und lichter, bis sie mit sinkender Sonne röthlich zu strahlen beginnt und noch lange fortleuchtet in die Dämmerung hinein, eine feurige Grenzwand der dunklen

Ebene. Aber am nächsten Morgen liegt diese Wand wieder dunkel, dunkler, je klarer die Luft, und der Himmel ist keine Glocke mehr wie in der Ebene, sondern er endet über der Wand, zerrissen von ihren Spitzen und Kuppen.

Nah', sehr nah', scheint dies Alles dem Wanderer zu liegen, aber die Ebene täuscht; es ist noch manche Stunde Weges dahin. Doch ist die Gegend nicht einförmig wie im Tiefland; rasch, sichtlich, fast von Schritt zu Schritt verändert sich ihr Antlitz. Kein Sumpf, kein Weiher blinkt mehr durch umhegendes Schilfrohr; die Bäche werden zahlreicher, klarer ihre Wasser und rascher ihr Lauf. Denn sacht, aber stetig steigt der Boden an, und von Stunde zu Stunde weitert sich dem Wanderer der Gesichtskreis. Immer seltener führt sein Pfad an bebautem Acker vorüber, und was hier gedeiht, ist Korn und Hafer, nicht mehr der fette Weizen der Ebene. Hingegen dehnt sich um ihn gewaltig der braune Haideboden, und immer dichter steht d'rauf der Wachholder und jene holde, stille Blume, welche der bescheidene Schmuck armer Landschaft ist, die Erica. Nur noch selten ist ein Dörflein zu erspähen, aber dabei steht kein Edelhof mehr, die Kirchen und die Hütten sind ärmlicher, als im Flachlande, und nur die Schänke leider gleich groß. Die Obstpflanzungen verschwinden, hingegen treten die Buchen immer häufiger zusammen, im Waldesschatten läuft der Pfad dahin, und in einigen Stunden weicht die Buche der Fichte. Die Stück-

lein Himmels, welche durch das nadlige Geäst herabblinken, schimmern im tieferem Blau, der ewige Dunsthauch der Ebene liegt nicht mehr darüber. Und in den Lüften schwimmt ein prickelndes, fremdartiges Arom, der Harzduft. So vermitteln dem Wanderer alle seine Sinne den Wechsel der Landschaft, und er, dem vielleicht sein trauriges Flachland liebvertraut ist, schreitet fast bangen Herzens dem Unbekannten entgegen.

Und wenn er den Wald überwunden, wenn er auf dem kahlen Rücken der Erdwelle steht, die er erstiegen, und den Blick zurückwendet, dann will ihm jählings auch das Bekannte unbekannt erscheinen. Denn wol liegt da unten seine Ebene, aber in seltsamer, fremdartiger Schönheit; zum grünen leuchtenden Riesenteppich ist sie geworden, silberne Schlänglein huschen hindurch — die Bäche; hellblinkende Edelsteine sind darauf hingestrent — die Hütten, und fern, fern im Osten, wo sich das Blau der Lüfte mit dem Grün des Gefildes vermählt, liegt schimmernd ein gelber Topas: der Flecken, aus dem er kam.

Sein Ziel aber — jene Grenzwand?

Er sieht sie nicht. Zur Rechten und zur Linken und vor ihm sind Kuppen, wie jene, auf der er steht, und häufen sich immer höher übereinander. So hat ihn der Pfad durch den Tannenhag unmerklich zur Höhe geführt, und nun umstarrt ihn von allen Seiten in unsäglich ernster Schönheit das dunkle Waldgebirg.

Entsetzlich einförmig ist's auch hier, wie im Tiefland. Will sich das Auge von dem überaus gewaltigen, tiefgrünen Tannenmeer losreißen, so bleibt ihm nichts, darein es flüchten kann, als das Blau des Himmels; einsam und sehnsüchtig wird auch hier des Wanderers Herz, vielleicht auch traurig, aber nimmer weich, wie wenn er über die Steppe zieht. Denn mit seinen tausend Stimmen rauscht ihm das Waldgebirg den Athem seiner herben Kraft zu. Wild, stürmisch, ungezügelt stäubt durch die Klüfte der Bergbach zu Thal, daß die jungen Tannen an seinen Ufern ewig scheu erzittern; kreischend, in grausamer Lust, pfeilschnell stößt der Falke aus blauer Höhe auf sein Opfer hernieder, und dazwischen singt unablässig das Geäst des Waldes sein Lied, bald überaus dröhnend, bald leise wie im Traume, aber selbst bei tiefster Luftstille nie ganz ersterbend — unablässig, ewig, wie Rauschen der Meerfluth. Wer diesen Stimmen lauscht, dem werden sie zu Gebietern, und er muß tiefer hinein wandern in die tiefgrüne Wüstenei dieser Berge und Wälder. Hier lockt die Natur nicht durch kleine anmuthige Gaben, hier fesselt sie den Wanderer nicht durch Blumenketten, sondern in herber, ernster, ja schreckhafter Schönheit reißt sie ihn unwiderstehlich an ihr Herz.

Wen einmal der keusche, herbe Zauber umsponnen, der begnadet sich selbst immer wieder mit seinem Genusse. Aber es gibt nicht viele solcher Wissenden, heute ebenso

wenig, als in jenen Tagen, da Taras Barabola hier „seine Fahnen entrollte". Kaum daß zuweilen aus einer der beiden ungeheuren Ebenen, zwischen welche das Gebirg sich legt, von den Ufern der Theiß oder des Pruth, ein Wanderlustiger emporsteigt in diese fremde, wildschöne Welt. Noch heute gehört der „Welyki Lys" dem Bären, dem Hajdamaken und dem Huzulen. Und wenn man die Leute der Ebene befragt, so pflegen sie zu sagen, es sei zwischen diesen Dreien, was Rechtsgefühl und gute Sitte betreffe, kein fühlbarer Unterschied. Aber das ist eine Verleumdung; sie Alle sind besser als ihr Ruf.

Dies gilt auch vom Bären. Nur in dem niedriger gelegenen Waldtheil, wo er die genauere Bekanntschaft des Menschen gemacht, hat sein ursprünglich biederer Charakter entschieden gelitten. Er ist da aus einem Jäger, der sich gemächlich aus der nächsten Hürde seine Nahrung holte, ein Gejagter geworden, und das verbittert sein Gemüth. Man muß leider sogar zugeben, daß er in diesen belebteren Waldstrichen die täppische Ehrlichkeit völlig abgelegt hat und ein feiger, heimtückischer Bursche geworden ist, welcher mehr raubt, als er verzehren kann, und aus Blutdurst mordet, wo es ohne Gefahr glücken will. Aber anders sein unverderbter Vetter hoch droben am Kamme des Gebirges. Dort ist noch der Bär der Herr und benimmt sich demgemäß: stolz und eigenwillig, aber doch auch großmüthig und gastfrei. Daß er sich täglich seinen

Tribut holt, bald aus dieser, bald aus jener Hürde, ist freilich wahr, aber das nehmen ihm die Hirten kaum übel — das ist, meinen sie, nun einmal Art der Herren, auf deren Boden man lebt; nur daß man diesen sogar die Steuer zutragen muß, während sich der Bär das Seine selbst holt. Nicht grimmig wie ein Räuber, nicht verstohlen wie ein Dieb, sondern langsam, breitspurig und würdevoll kommt Meister Petz zur Heerde geschritten, hält Umschau, nimmt sich das Schäflein, das Zicklein oder das Kalb, welches ihm genügend wohlgenährt erscheint, und geht ebenso würdevoll und bedächtig wieder ab. Auch bedrückt er nicht etwa einen der Unterthanen zu Gunsten der anderen; er sucht alle Heerden heim, die um seinen Stammsitz liegen, und kehrt in ziemlich regelmäßigen Zeiträumen wieder. Die Hirten sind fest überzeugt, daß dies aus Rechtsgefühl geschehe; andere Leute meinen, es rühre daher, weil der Karpathenbär ein fleißiger Spaziergänger sei und sich daher naturgemäß um die Stunde, wo sich sein Appetit zu regen beginne, bald der, bald jener Heerde zunächst befinde. Daß die schlanke, zweibeinige, seltsam behaarte Bestie, mit der er hie und da zusammentrifft, gleichfalls warmes rothes Blut hat, scheint er großmüthig zu ignoriren. Gewahrt er den Hirten neben der Heerde, so erhebt er das Haupt und brummt verdrießlich. „Nun, Bruder, ist es Dir vielleicht nicht recht?“ übersetzt sich der Hirte diesen Ton. Aehnlich läßt er sich ver-

nehmen, wenn ihm ein Mensch begegnet; zuerst ein heller, fast zorniger Ton, dann tiefes langgezogenes Brummen, endlich wieder jener helle Ton — dies soll heißen: „Kerl, was willst Du da, Kerl?“ Zum Angriff schreitet er höchst selten, wie er denn auch Schlafende wol eifrig beschnüffelt, aber nie verletzt.

Während das gemeine, häßliche Thier, der Wolf, grimmig gehaßt und rastlos verfolgt wird, hält den Eingeborenen der oberen Waldschichten eine seltsame, tiefe Scheu ab, den Bären zu tödten. „Das arme Väterchen hat es ohnehin schwer genug“, sagt er, oder auch: „Mit dem Braunen soll man sich nicht auf den Mordfuß stellen“. Noch heute geht im Bergwald die Sage von einem Engländer, der zur Zeit des Kaisers Franz in den Bergwald kam, den Bären zu jagen. „Obwol er“, erzählen sie, „jedem von uns armen Leuten eine Flinte aus Silber bot, falls wir mit ihm ziehen wollten, fanden sich doch nur Wenige, die sich zu dieser ruchlosen Verrichtung ermiethen ließen. Sie sind Alle bei einer großen Kälte droben erfroren, auch der Herr. Und es ist ihm auch Recht geschehen, was hat ihm denn das arme Väterchen zu Leide gethan, daß er es ausrotten wollte?“ Selbst auf den Fremdling, den heimatlosen Hajdamaken, überträgt sich diese Scheu; in den tiefer gelegenen Waldstrichen jagt er unabläßig, wie dies ja auch der Eingeborene dort thut, mehr zum Vergnügen, als um seinen Hunger zu stillen;

hier oben verhält er sich friedlich. „Hier ist des Bären Reich, und er thut ja auch uns nichts!“

Auch der Huzule, dieser Mischling slavischen und mongolischen Blutes, welcher als Hirte, als Wolf- und Rothwildjäger, aber zugleich, wo es irgend angeht, als Ackerbauer im Bergwald haust, ist nicht so schlimm, wie ihn die Leute der Ebene schelten. Ihn befleckt im Grunde nur ein Laster: die Sittenlosigkeit, welche sich im Verkehre der beiden Geschlechter offenbart. Wie die Huzulen die einzigen Bergbewohner der Erde sind, welche man als Reitervolk bezeichnen darf, so auch die einzigen, welche unkeuscher sind, als die Menschen der benachbarten Ebene. Beides steht beispiellos da, beides läßt sich aus gleich natürlichen Gründen erklären. Das Erstere durch die Beschaffenheit des Bodens, welcher durch seine Triften der Pferdezucht sehr günstig ist, und durch seine runden Kuppen, die sanften Abhänge, das Reiten überall gestattet, ja bei den ungeheuren Entfernungen unbedingt nöthig macht, Letzteres aber durch die Mischung des Blutes und das Erbe an Vätersitten, welches dem Huzulen zugefallen.

Sein Ahn, der Uze, den der Kriegssturm von der „goldenen Horde“ abgelöst und hierher verschlagen, hat weder den festen Wohnort gekannt, noch den persönlichen Besitz, weder das Christenthum, noch die Ehe. Der Enkel hat sich all’ diese Zügel wilder Triebe anlegen lassen, aber er trägt sie locker und in seiner Art. Er ist an-

gesiedelt, er hat eine Hütte, aber er benützt sie nur während jener Zeit, wo ihm die Natur die Nöthigung hiezu auferlegt. Von den Tagen, da zuerst der Schnee schmilzt, bis zu jenen, da er wieder bergehoch liegt, durch sieben Monate des Jahres, zieht der Huzule mit seinen Heerden im Gebirge umher, von Trift zu Trift, von Thal zu Thal, weiter, als er müßte, weil ihn nicht blos die Nothwendigkeit treibt, sondern auch ein dunkler, räthselhafter Drang. Während dieser „grünen“ Zeit — der Winter heißt ihm die „schwarze“ — kehrt er immer nur auf wenige Tage zu seiner Siedlung zurück; er muß die schwerste Arbeit thun, die es für ihn gibt: sein Haferfeld bepflügen, besäen und mähen. Er muß es thun, weil er sonst verhungern würde, aber der Hang nach Mehrung des Besitzes geht nie nach dieser Richtung. Der Huzule ist über jedes junge Zicklein erfreut und jubelt über jedes neue Füllen, aber wenn er je den Versuch unternimmt, seinen ackerfähigen Grund zu erweitern, so hat ihn sicherlich nur die eiserne Noth dazu gezwungen.

Ebenso ist die Entwicklung des persönlichen Besitzes nicht über die ersten Anfänge hinaus gediehen. Zu jeder dieser Einschichten gehören allerdings bestimmte Aecker, Triften und Heerden, welche sonst Niemand zugehören, aber in der Siedlung wohnen drei, vier, zuweilen auch zehn bis zwölf Familien gleicher Abstammung unter einem, durch die Geburt bestimmten Oberhaupte. Der „Hausvater“

ordnet an, wann die Frucht zu säen, die Heerde auszutreiben ist, aber kein Schäflein, kein Hälmchen Frucht gehört etwa ihm oder einem Andern persönlich zu, es ist gemeinsames Gut. Daneben gibt es aber auch Triften und Heerden, welche nicht einer einzelnen Siedlung gehören, sondern mehreren zusammen, so daß man da Lämmer sehen kann, an welchen achthundert Menschen zugleich das Miteigenthum besitzen. Die Verwaltung und Vertheilung geschieht durch die Versammlung der Hausväter, welche sämmtlich unter einander verwandt sind, denn dieser gemeinsame Besitz mehrerer Siedlungen rührt immer daher, daß sie vor Jahrhunderten eine Familie gebildet, welche sich dann, immer mehr anwachsend, räumlich geschieden. Persönlicher Besitz existirt also eigentlich blos an Kleidern und Waffen. Alles Andere ist gemeinsamer Familien-, Geschlechts- und Stammesbesitz. Man sieht, ein Professor der Volkswirthschaft könnte an unseren Huzulen, der lehrreichen Beispiele wegen, seine helle Freude haben.

Der Pope hat weniger Grund dazu. Der Uze war ein Heide, der Huzule ist ein katholischer Christ nach griechischem Ritus, das ist allerdings richtig. „Aber", meinen die Podolier, „der Huzule hat nicht mehr Christenthum, als die Katze, wenn sie sich mit gekreuzten Pfoten über die Schnauze fährt", und das ist auch nicht so ganz unrichtig. Jeder von ihnen ist von einem Priester mit geweihtem Wasser auf den Namen eines Heiligen getauft worden

und darauf bedacht, daß auch seinen Kindern das Gleiche widerfahre; Jeder weiß, wie man nach griechisch-katholischem Ritus das Kreuz schlägt, und daß da droben ein guter, alter Herr thront, mit seinem jungen Weibe Maria, seinem Sohne Jesus Christus und einem Hofstaat von unzähligen Heiligen, Engeln und Teufeln. Das ist aber auch Alles, höchstens wissen Einige noch das „Vaterunser" herzusagen. Kein gütiger Mensch neigt sich zu diesen Armen im Geiste, und gewährt ihnen den Trost, dessen sie so sehr bedürfen. Denn auch hier erfaßt und durchwühlt den Menschen der Schmerz der hilflosen Creatur gegenüber der Naturgewalt, auch hier treibt ihn ein dunkler Drang, dem Räthsel des Daseins nachzuspüren, auch hier tönen von Mund zu Mund jene ewigen Schmerzensfragen der Menschheit: „Warum? Woher? Wohin?" — wenn auch nicht als klarer, bewußter Gedanke, so doch als gellender Schrei, der sich den Lippen des Gequälten entringt. Und hier ertönt dieser Schrei öfter, als anderwärts, weil die Natur grausamer ist, größer ihre Schrecken und geheimnißvoller ihr Walten — und darum bedürfte es hier am meisten einer jener holden, tröstlichen Sagen, welche große, gütige Männer zur Linderung dieser Qual ersonnen, einer jener rührenden Antworten, welche wir uns selbst erträumen, wenn unser Herz von jenen Schmerzensfragen durchbohrt wird, bedürfte es hier am meisten einer Religion, eines starken Gottglaubens.

Aber woher sollte diese Hilfe und Tröstung kommen?

Die Popen in den Dörfern, zu denen diese Einschichten eingepfarrt sind, zucken die Achseln, wenn man sie darnach frägt. „Warum kommen die Kerle nicht? Christenlehre und Kirche stehen ihnen ja ebenso offen, wie allen Anderen!" Nun sie kommen eben aus purer Verstocktheit nicht, obwol man ihnen die Sache wahrhaftig bequem genug macht. Denn wie weit ist's zum Beispiel von der Einschichte des Marko Zakowicz bis zur nächsten Pfarrkirche? Blos drei Tagereisen! Allerdings kommt Marko sogar zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten nicht regelmäßig, weil ihn nichts an die Kirche im Thale erinnert! Und so bleibt ihm blos die überlieferte Sage von dem göttlichen Haushalt da droben, und diese blasse Sage hat nur geringe Kraft, so sehr auch der Huzule bemüht ist, sich seinen Gott nach seinem eigenen Bilde auszumalen. Ihm ist Gottvater ein strenger, aber gerechter huzulischer Patriarch, etwa so wie Hilarion Rosenko, welcher am „schwarzen See" haust; die Gottesmutter eine mildherzige, tüchtige Hausfrau, Christus endlich ein kühner, herrlicher Jäger, der von Hajdamaken schuldlos getödtet wurde. Der Pope sagt freilich, Er lebte noch, aber warum sieht man Ihn nie?! . . . Und so blickt der Huzule auch zu jenen leuchtenden Göttern empor, denen sein Ahne geopfert, als er über die Steppen Central-Asiens zog: zur Sonne, zum Mond und den lieben Sternen. Sie kann man ja sehen, und ihr Segen ist

sichtlich, da sie Licht und Wärme spenden im kalten, dunklen Bergwald . . . Wer aber schützt den Menschen vor jenen unheimlichen, boshaften Wesen, die ihn umgeben? Da ist die Windsbraut, welche das Dach seiner Hütte eindrückt und die Tannen knickt, die Schaar der Kobolde, welche die Schneewirbel erzeugen, in denen Menschen und Vieh erblinden und ersticken, die „alte Riesin“, deren Athem allem Lebendigen Krankheit zuweht — und was solcher Personificationen dunkler Naturgewalten mehr sein mögen. . . Gegen sie gibt es nur den Schutz, sich eben mit ihnen zu vertragen, wie man sich mit einem bösen Nachbar verträgt, und sie durch Geschenke zu begütigen. . .

Ja! es sind seltsame „Christen“, die im Bergwald hausen, sogar das Sterben kriegen sie ohne den Popen fertig. Wenn der greise Vater des Marko verathmend auf dem Lager liegt, welches sie ihm aus weichen Fellen inmitten der Hütte errichtet, so denken weder er noch sein Sohn an den bärtigen Herrn im stattlichen Pfarrhof da unten. Und wenn sie auch an ihn dächten — was nützte es ihnen?! Mindestens neun Tage würde es dauern, bis der Bote unten, der Pope oben und wieder daheim wäre. So lange darf ein geistlicher Hirt seine Schafe nicht allein lassen, selbst wenn er wollte. Darum ist es tröstlich, zu wissen, daß weder der Sterbende, noch die Nachkommen und Geschlechtsgenossen, welche ihn weinend umstehen, den letzten Trost des Christen vermissen. Irgend ein Frommer spricht das „Vaterunser“

und fügt dann jene dunklen Formeln hinzu, mit welchen diese armen Menschen die anderen Götter, an welche sie glauben, zu beschwören suchen. Der Todtkranke stammelt die Worte nach und stirbt getröstet. Ist die Leiche erkaltet, so betten sie dieselbe im Bergwald unter einer mächtigen Tanne und kerben vorne ein großes Kreuz in den Baum, zu beiden Seiten aber seltsame Zeichen für ihre anderen Götter.

Wer sogar im Sterben nicht an den Pfarrer denkt, von dem ist nicht zu verwundern, daß er es beim Freien unterläßt. Wenn da droben ein Mann und ein Mädchen, gewöhnlich schon in reiferen Jahren, zum Entschlusse kommen, ihre fernere Lebenszeit in ehelicher Gemeinschaft zu verbringen, so ist dies eine Sache, die außer ihnen zunächst nur die Hausväter ihrer Siedelungen angeht. Diese geben denn auch willig ihren Segen, sofern nicht etwa die Brautleute Geschlechtern angehören, welche gerade um eines Besitzstreites oder gar um einer Blutthat willen verfeindet sind. Liegt dieser Grund nicht vor, so wird sofort der Hochzeitstag festgestellt und es geht die Kunde durch die Berge: „Ihr seid am nächsten Sonntag alle zur Siedelung des Marko geladen, der lange Sefko nimmt die rothe Magdusia!“ Dann kommen sie insgesammt gezogen, bringen kleine Geschenke und berauschen sich in dem Branntwein, welchen die beiden Hausväter in der nächsten Schänke gegen einige Schafe eingetauscht. Und wenn der letzte

Tropfen getrunken ist, dann sind der Sefko und die Magdusia ein Ehepaar geworden, was aber nicht immer eine Aenderung ihrer Lebensweise bedeutet.

Und der Segen des Popen? Er wird keineswegs grundsätzlich verschmäht, man denkt ja bei solchen festlichen Gelegenheiten auch der anderen Götter, warum sollte man just die heilige Familie da droben und ihren Diener übergehen?! Nur wird keine Ueberredung der Welt dem langen Sefko klar machen können, daß die rothe Magdusia erst dann sein rechtmäßiges Eheweib geworden ist, nachdem der Pope seinen Segen über Beide gesprochen. Und demgemäß benimmt er sich auch. Er beeilt sich nicht, diesen Segen einzuholen, sondern wartet auf irgend eine Veranlassung, welche den Zug zur Kirche nothwendig macht, also etwa die Taufe des ersten Sprößlings. Wenn der Pope ein eifriger Mann ist, so läßt er sich selten die Gelegenheit entgehen, eine überaus saftige Strafpredigt vom Stapel zu lassen, die nun freilich auf die Herzen seiner Hörer keinen tieferen Eindruck macht, als die Erbse, welche man an die Wand schleudert. Die guten Leute begreifen es gar nicht, warum sich der Herr Pope so sehr aufregt; sie wollen es ihm, einem wahrhaften Manne, gerne glauben, daß ihr Benehmen den guten Heiland gekränkt, aber wie und warum, das bleibt ihnen für immer ein Räthsel . . .

Es muß leider fraglich bleiben, ob diese freie Auffassung der Liebe und Ehe sich wesentlich zum Besseren kehren

würde, wenn das Christenthum auch im Bergwald mehr würde, als eine blasse, abenteuerlich ausgeschmückte Sage, denn die Gründe für jene Erscheinung wurzeln sehr tief. Zunächst im Blute, diesem Mischlingsblute, in welchem sich noch immer der wilde, wüste Hang und Drang des Mongolen mitvererbt. Hiezu die Lebensweise — in derselben Siedelung wohnen mehrere Familien in engster Gemeinschaft beisammen — endlich die Besitzverhältnisse. Während anderwärts die Noth der Sinnenlust einen Damm setzt, fällt hier dieser Zwang gänzlich fort. Der Neugeborene ist Mitglied jener Gemeinschaft, der seine Mutter zugehört, er hat dasselbe Anrecht auf den Besitz der Siedelung, wie jeder Andere.

Rechnet man diese traurige Eigenthümlichkeit ab, so finden sich am Huzulen, wie an jedem Naturmenschen, nur jene Laster und Tugenden, welche aus seinen Lebensbedingungen hervorgehen. Er ist neidlos und offenherzig, tapfer und gastfrei, aber auch roh und grausam. Des Kaisers Schreiber kümmert ihn nicht, er braucht seinen Schutz nicht und leistet ihm gutwillig keine Steuer. Das mögen seine Stammesgenossen in der Ebene thun, auf welche er mit einer Empfindung hinabblickt, welche aus Mitleid und Verachtung seltsam gemischt ist.

Dieselbe Empfindung erfüllt den Huzulen gegenüber dem heimathlosen Gesellen. Der Eingeborene benimmt sich gegen den Hajdamaken etwa so, wie sich der Bär der oberen Waldschichten gegen den Menschen benimmt. Er

bekümmert sich nicht um ihn und brummt ihn höchstens an: „Kerl, was willst Du da, Kerl?“ Aber auch dies ist nicht böser gemeint und hat keine ernsteren Folgen, wie jenes Gebrumm des „braunen Väterchens“, welches so übersetzt wird. Ein feindlicher Zusammenstoß ist äußerst selten. Nur in der bittersten Noth und wenn er bereits die Krallen des Todes in seinem Nacken fühlt, des Todes durch Hunger oder Kälte, entschließt sich der Hajdamak, einen einzelnen Hirten anzufallen. Solche Verbrechen ereignen sich äußerst selten und werden lange als ein Unerhörtes an den Herdfeuern der Siedelungen, an den Waldfeuern der Banden erzählt, wie man sich etwa in der Großstadt eines Raubes am hellen Tage jahrelang erinnert. Ein letzter Rest von besserem Empfinden hält die wüsten Burschen hievon ab: das sind ja die Leute, welche sie großmüthig dulden! — noch mehr der Trieb der Selbsterhaltung; jeder Hajdamak weiß, daß er und seine Genossen verloren wären, wenn sich der Huzule gegen sie kehrte. Darum hat sich auch, so weit der Menschen Erinnerung zurückreicht — und diese ist ja die einzige Geschichtsquelle im Bergwald — niemals der Fall ereignet, daß eine Bande einen Angriff auf eine Siedelung gewagt hätte.

So hat der Huzule von dem Hajdamaken selbst keine Gefahr, keinen Schaden zu befürchten. Wol aber kann ihm um seinetwillen Beides zukommen: durch die „Weißröcke“, welche hinter dem Gesindel her sind. Dem

Huzulen sind des Kaisers Soldaten schon deshalb unwillkommene Gäste, weil sie Diener einer Gewalt sind, die er nicht begreift, nicht anerkennt. Nun kommt aber überdies in ihrem Gefolge zuweilen jene Gewalt über ihn und faßt ihn am Kragen. Des Kaisers „Oberschreiber“ muß sich wohl oder übel in Geduld fügen, wenn Marko Zakowicz weder eine Steuer entrichtet, noch seine Söhne zur Recrutirung bringt; aber wenn nun eine Compagnie Soldaten zur Streife nach Räubern ausgeschickt wird, so gibt er ihnen wol einen „gemeinen Schreiber“ mit, der sich mit dem Marko über beide Punkte mit jener Ruhe auseinandersetzt, welche das Bewußtsein einer ganzen Compagnie dem furchtsamsten k. k. Steuer-Accessisten verleihen kann. Das ist ein Unglückstag für die Siedelung; denn wenn sich auch die jungen Leute rechtzeitig geflüchtet, so fallen dem Herrn Accessisten doch einige Lämmer und Felle in die Hand. „Wären die Hajdamaken nicht“, seufzt Marko, „dann hätte das Schreiberlein nicht den Weg zu mir gefunden. O! diese verdammten Hajdamaken“. Das aber ist nur sein erster Gedanke. Dann wird es ihm erst recht klar, welche „Ungerechtigkeit“ es war, ihm deshalb einige Lämmer und die besten Felle seiner Hütte zu rauben. „O diese verdammten Weißröcke!“ flucht er. „Ich wollte, sie zögen mit langer Nase ab oder bekämen gar von den Burschen einige eiserne Bohnen in den Leib, so daß ihnen die Lust zu ferneren Besuchen vergeht!“ Der Wunsch

kommt ihm vom Herzen und schwindet auch dann nicht, wenn sich sein Zorn verkühlt. Nur daß er dann in Einem Athemzuge flucht: „Diese verdammten Weißröcke und Hajdamaken!“ Es ist schwer zu sagen, wen der Geier zuerst holen soll.

Dieser Widerstreit der Empfindungen bestimmt ihn zur Neutralität. Marko Zakowicz würde sich lieber die Zunge abbeißen, ehe er dem Führer der Soldaten die Zufluchtstätte des „grünen Giorgi“ verriethe. Aber eben so wenig fällt es ihm bei, den Räuberhauptmann warnen zu lassen oder ihm sonstige Hilfe zu leisten. Mit verschränkten Armen sieht er dem Kampfe beider Parteien zu, und das Liebste wäre ihm, wenn sie sich, wie die Löwen der Fabel, gegenseitig aufzehrten. Auch andere Erwägungen legen ihm diese passive Rolle auf. Er weiß, daß es unter den Hajdamaken Bursche gibt, denen er auch nach seinen Rechtsbegriffen, je eher je lieber, die Hanfcravate gönnen muß. Aber die Gesellschaft ist gemischt und zählt auch Leute, welche keine Handlung verübt, die dem Huzulen verächtlich erschiene. Nun kann man es ja dem Menschen leider nicht vom Gesichte ablesen, weshalb er ein „freier Mann“ geworden, und so benimmt sich der Huzule gegen Alle gleich: er thut ihnen weder Gutes, noch Böses, und hält nicht die geringste Gemeinschaft mit ihnen.

In der Regel haben des Kaisers Gerichte in diesem Kampfe die Mithilfe der Eingeborenen weder zu erhoffen noch

zu fürchten. Das wird sich auch schwerlich ändern, weil ja Niemand an's Werk geht, diese armen Menschen zu veredeln, ihr Rechtsgefühl auszubilden. Alles Uebrige jedoch ist vergebliche Mühe. Und wenn man ganze Regimenter aufböte, sie würden dem Unwesen kein Ende machen. In diesem ungeheuren Bergwalde nach einem Menschen suchen, ist gleich schwierig, als wenn etwa Jemand ein winziges Käferchen aufstöbern wollte, das sich in einem riesigen Heuschober geborgen. Das Unwesen wird erst in jenen fernen Tagen enden, da die Cultur in diese Gaue einziehen und die Menschen besser oder doch zahmer machen wird. Und in ihrem Gefolge ihre edle Schwester, die Gerechtigkeit, welche Allen ein menschenwürdiges Loos bereitet und jeden Druck hinwegräumt.

Man thäte Unrecht, zu glauben, daß jeder dieser Männer ein Verderbter ist, den nur die Beutegier in die Berge getrieben, oder ein Verbrecher, der aus Furcht vor dem Kerker der Ebene entflohen. Wie sich für das kleinrussische Wort „Hajdamak“ in keiner Cultursprache des Westens ein zutreffender Ausdruck findet, so liegt die Sache selbst den gewohnten Anschauungen glücklicherer Nationen völlig ferne. Nur die Bulgaren haben ein Wort, welches einen ähnlichen Begriff ausdrückt, das Wort „Hajduk“. Das Hajdamakenthum in den Karpathen, das Hajdukenthum im Balkan sind verwandte Erscheinungen; in beiden offenbaren sich in seltsamer

Mischung, welche ein gerechtes Urtheil sehr erschwert, die besten und schlimmsten Triebe eines unterdrückten Volkes.

Drei scharf geschiedene Gruppen kann man unter diesen „freien Männern" unterscheiden. Zum Ersten, die gemeinen Verbrecher, Bursche, welche Unthaten begangen, durch die sie nicht blos in den Augen des Gerichts, sondern auch in denen ihrer eigenen Volksgenossen verächtlich, strafwürdig, vogelfrei werden. Hajdamaken dieses Schlages treten niemals in größeren Banden auf, weil sie durch das gegenseitige Mißtrauen auseinandergehalten werden oder weil ihre wüste Art den geschlossenen Bund bald wieder sprengt. Einzeln oder zu Zweien, höchstens zu Dreien gehen sie ihrem traurigen Handwerk nach, einzelne Reisende an den Pässen zu überfallen, oder wenn ihnen Pferde zu Gebote stehen, zum Zwecke größerer Diebstähle in die Ebene zu streifen. Zum offenen Kampfe stellen sie sich nie, wie sie denn überhaupt durch ihre List und Vorsicht dem Arme der Gerechtigkeit am leichtesten entrinnen.

Anders jene, weitaus zahlreichere Gruppe, welche aus Jünglingen und Männern besteht, die den Behörden als Missethäter gelten, ihren Landsleuten jedoch als Märtyrer der bestehenden Ordnung. Das sind zunächst Jene, welche sich bei der Einhebung der Steuer gewaltsam widersetzt, wohl gar den Beamten schwer geschädigt. Es ist vielleicht weniger aus Trotz geschehen, als in der bitteren Ver-

zweiflung, seine letzte Habe von dem Riesen Staat hinweggerafft zu sehen, und oft genug sind es brave, friedfertige Menschen, welche so in einem Augenblicke der Verwirrung ihr bisher fleckenloses Leben zu Jammer und Unrast wenden. Furchtbar ist das Leben im Bergwald, aber noch furchtbarer jenes im Zuchthaus; der Unglückliche entflieht, und wenn die Gendarmen kommen, ihn zu holen, so erhalten sie von seinen Nachbarn mit schlecht verhehlter Freude die Antwort: „Er ist der Sonne nachgegangen!" (Nach Westen, also von Podolien aus den Karpathen zu.) Ferner die Recrutirungsflüchtlinge. Dem Naturmenschen wird ja das Recht des Staates, die Blutsteuer von ihm zu erheben, stets unverständlich bleiben, und jedes Mittel, ihn darum zu bringen, berechtigt erscheinen. Endlich zählen hierher die Opfer des traurigen Verhältnisses zwischen dem polnischen Herrn und dem ruthenischen Bauer. Der Pole braucht seine Macht, bis die dunkle Stunde der Verzweiflung, des Zornes, vielleicht auch der Trunkenheit kommt, wo der Ruthene sein Handbeil braucht...

„Kommt, kommt zu uns, bei uns ist's schön!" beginnt ein Hajdamakenlied. Aber in Wahrheit ist's ein elendes Leben im Bergwald, obwol es sich diese unseligen Gesellen durch treues Zusammenhalten nach Kräften erträglich zu machen suchen. Sie sind stets in größeren Banden, von zwanzig bis fünfzig Köpfen, vereinigt, leben ohne Zwist und Hader, ja wahrhaft brüderlich beisammen

und theilen getreulich die kümmerlichen Freuden und die großen Beschwerden dieses Daseins. Der Eingeborene legt ihnen nichts in den Weg, den „Weißrock“ haben sie nicht zu fürchten, aber es ist schwer, sich vor Hunger und Kälte zu schützen, wenn man dabei doch ein „ehrlicher Hajdamak“ bleiben will — „ehrlich, oder wie man es eben so nennt“, wie der alte, treue Jemilian dem Popen Leo schüchtern erwiderte. Denn „ehrlich“ heißt jener „freie Mann“, welcher unter keiner Bedingung stiehlt, nur aus Nothwehr oder Rache mordet und Leben oder Eigenthum seiner eigenen Volksgenossen niemals antastet. Er darf den Polen oder „Schreiber“ berauben; wer einem Popen oder Großbauer an die Geldkatze greift, gilt als ehrlos. Diese feine Unterscheidung führt denn freilich zu ganz curiosen Resultaten. Es gilt als „ehrlich“, den k. k. Postwagen zu überfallen, die Geldbriefe zu rauben und einen polnischen oder deutschen Passagier bis auf's Hemd zu plündern; „unehrlich“ aber wäre es, sich um den Inhalt der Geldkatze zu bekümmern, welche der mitreisende Pope um das Bäuchlein geschnallt trägt. Der Post zwischen Ungarn und Galizien, zwischen der Bukowina und Siebenbürgen aufzulauern, war einst die Hauptthätigkeit der Hajdamaken, bis sie dieselbe, der starken Militär-Escorten wegen, einstellen mußten. Heute sind also „große Thaten“ schwer möglich, sie waren auch niemals leicht. Es war stets ein erbärmlich Leben da droben, und zu den Beschwerden, in dieser unwirthlichen

Gegend ohne schützendes Obdach auszuharren, gesellte sich immer zeitweise auch der Hunger. Durch welche Mittel sich eine Bande aus solcher Drangzeit rettete, kam stets nur auf die Persönlichkeit des Hauptmanns an. Entweder sank die Bande nun zur „Unehrlichkeit" hinab und fristete ihr Leben durch dieselben Mittel, wie der sonst gemiedene und verachtete flüchtige Verbrecher, oder sie raffte sich in der Verzweiflung zu einer „großen That" auf, auch wenn hiedurch der Zusammenstoß mit den „Weißröcken" unvermeidlich wurde. Letzteres geschah jedoch wol nur dann, wenn der Hauptmann ein „Freiwilliger" war.

Diese „Freiwilligen" bilden die dritte und mindest zahlreiche Gruppe der Hajdamaken; es wird stets als etwas Besonderes berichtet, wenn sich ein Mann ohne äußere Nöthigung in den Bergwald schlägt. Aus Beutegier geschieht es nicht; wer so verderbt ist, „von anderer Leute Grütze mitzukosten", wie der Euphemismus im Flachland lautet, ist auch meist erfahren genug, um zu wissen, daß sich dies in der Ebene bequemer durchführen läßt. Nein! Gründe edlerer Artung, wilde Thatkraft und schmerzliche Entrüstung über das jammervolle Loos ihres Volkes treiben diese Einzelnen dazu, „der Sonne nachzugehen". Nur diese Wenigen erinnern noch an das Hajdamakenwesen der Vorzeit. Die Ruthenen, nun der friedlichste und unterdrückteste slavische Stamm, sind einst

das wehrhafteste und keckste Glied dieser Völkerfamilie gewesen, ewig zu Raub- und Rachekriegen geneigt, der Schrecken ihrer Nachbarn, der Polen, Moskowiter und Rumänen. Wer sich die Ruthenen von heute genau besieht, würde es kaum begreiflich finden, warum diesem Volke durch Jahrhunderte in Liedern und Chroniken regelmäßig das Prädicat der „Falkenangesichter“ beigelegt worden, wenn ihn nicht noch zuweilen ein solches Antlitz grüßte: kühne, hagere, scharf geschnittene Züge voll Thatkraft und leidenschaftlicher Bewegung, die braunen Augen keck und unruhig. Und wie sich noch diese Prägung des einstigen Typus in Einzelnen erhalten, so auch der wilde Trotz, die glühende Freiheitsliebe der Väter. Wol mag es solchem Spätling bitter zu Muthe werden, wenn er um sich blickt und all' den Jammer schaut, und dann den Blick zurückwendet in jene Tage, von denen die Lieder singen, diese wilden Lieder voll überschäumender Kampflust, die heute seltsam genug im Munde dieser demüthigen Knechte klingen. In der Ebene ist kein Raum für seine Thatkraft, er geht in die Berge, den „Erbfeind“ zu bekriegen, den Polen. Dies ist in der That der einzige Grund, der feste Entschluß. Und weil diese Wenigen in der Regel Menschen voll Energie und Körperkraft sind, so treten sie bald als Führer an die Spitze einer Bande. Sie treiben ihr Handwerk anfangs immer „ehrlich“, doch das hält selten vor. Es ist ein böses Handwerk, es ver-

dirbt Körper und Seele. Aber wie dem auch sei, ob diese Männer nun bei der nobleren Art bleiben oder zur „Unehrlichkeit“ hinabsinken, sie nehmen ein trauriges Ende — sie und alle ihre Genossen.

Es ist ein böses Handwerk; man kommt dabei nicht zu Jahren. Nur Wenige sterben droben als Greise eines natürlichen Todes und finden ihr Grab unter einer Tanne des Hochwalds. Die Meisten werden in jungen Jahren jählings dahingerafft, die Einen durch Hunger und Kälte, die Anderen durch die unsäglichen Mühen dieses Daseins, denen selbst eiserne Körperkraft auf die Dauer nicht gewachsen ist, die Dritten durch die Bestien des Waldes, Einige endlich durch die Kugeln der k. k. Jäger oder den Strick des Henkers. Wie immer ihr Ende sei, die Verwandtschaft in der Ebene nimmt die Trauernachricht sehr kaltblütig auf und bemüht sich dann nach Kräften, vergessen zu machen, daß einer der Ihrigen da droben verkommen. Der lebende Hajdamak steht in gewisser Achtung; ihn umfließt ja der Nimbus des „freien Mannes“, vor dem der polnische Herr zittert — der Todte gilt nichts mehr.

Hievon machen unter all' den Unzähligen, welche diese traurigen Wege gegangen, nur Drei eine Ausnahme; ihr Andenken lebt in Lied und Sage fort, wenngleich nur dunkel und in's Märchenhafte gewandelt. Es sind dieselben Drei, welche auch dadurch bemerkenswerth sind,

daß sie die einzigen Bandenführer gewesen, für oder gegen welche die Huzulen Partei genommen.

Der Erste war Alexander Dobosch, den sie im Liede den „Schwarzen“ oder „Eisernen“ nennen, ein Bukowinaer Ruthene aus der Gegend von Putilla, welcher am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts sein Wesen trieb und durch mehrere Jahre in Pokutien weitaus mächtiger war, als Kaiser Franz. Nur maßloser Ehrgeiz scheint dem wohlhabenden Manne seine ebenso seltsame, als gewaltige Rolle aufgedrängt zu haben. Von den Huzulen schier abgöttisch verehrt, warf er sich gleichsam zum Fürsten der Berge auf, erließ Manifeste an den „jungen Mann in Wien“, ordnete eine neue Gerichtsbarkeit und hob Steuern ein.. Dies Letztere ward ihm zum Verderben; die Huzulen waren nicht gewillt, dem „Eisernen“ zu gewähren, was sogar „der junge Mann in Wien“ niemals von ihnen gefordert. Ihre Verehrung wandelte sich in Entrüstung. Gleichwol war der Mann so gewaltig, daß sie ihm nicht offen entgegenzutreten wagten; er wurde von seinen eigenen Leuten bei einem Gelage durch Gift hinweggeräumt.

Von anderem Schlage war der „wilde Wassilj“, den die Lieder auch den „großen Hajdamaken“ nennen, ein Bauernsohn aus Podolien, „schlank wie eine Tanne, stark wie ein Bär, muthig wie eine Falke“. Er diente als Leibjäger bei einem jungen Grafen, dem Schwager

seines Gutsherrn, und Beide waren der Schrecken aller Väter und Ehemänner des Kreises. Da ließ Wassilj plötzlich von dem wüsten Leben ab und wurde still und ehrbar, weil er sich in eine holde keusche Dirne, Namens Kasia, verliebt hatte. Leider hatte der junge Graf denselben Geschmack, suchte Kasia zu verführen und entehrte sie, als dies nicht glücken wollte, mit Hilfe seiner Knechte. Wassilj ermordete den Jüngling, stellte sich an die Spitze einer Bande und verübte, von unersättlichem Rachedurst getrieben, furchtbare Greuel an den Adeligen Podoliens. Damals zeigte es sich so recht, wie wenig in dieser Landschaft durch Truppen gegen die Briganten auszurichten sei. Nicht der Arm des Gesetzes befreite den entsetzten Adel von seinem Todfeinde; nur das eigene wilde Herz hat den „großen Hajdamaken“ gefällt. Er war eine ursprünglich gute Natur und empfand darum qualvollste Reue über seine Frevel, die er nur durch den Wahn beschwichtigen konnte, zum Besten seines unterdrückten Volkes zu handeln und sich den Dank desselben zu verdienen. Aber dieser Wahn zerstob ihm, als er wieder einmal einen Hauptschlag führte, im Schlosse seines Heimathsdorfes einige Adelige gefangen nahm und den Richter von Biala, Iwan Megega, aufforderte, dieselben gemeinsam mit ihm zu „richten“. Iwan weigerte dies, er könne als ehrlicher Mann mit dem Räuber nichts zu thun haben. Das traf den Wassilj mitten in's Herz hinein, und in der

nächsten Nacht brachte er dies ungestüme Herz zur Ruhe, indem er sich eine Kugel durch's Hirn jagte.

Der Dritte, dem die Huzulen beigestanden, war jener Mann, den sie im Liede den „braven Richter", den „großen Rächer" nennen — war Taras Barabola.

Elftes Capitel.

Der „brave Richter!“ . . . Der „große Rächer!“ . .

Nicht erst nach dem Tode des Mannes, nicht erst im Liede hat der Volksgeist diese Bezeichnungen erfunden. Sie tauchten bereits in den Frühlingstagen auf, die jenem Palmsonntag von 1839 folgten, sie gingen fast gleichzeitig mit der unerhörten Kunde von Mund zu Mund, und noch ehe der Kriegserklärung unter der Dorflinde von Zulawce eine einzige That gefolgt war. Wie mit Sturmesflügeln war die Kunde von Dorf zu Dorf, von Kreis zu Kreis, von Land zu Land geflogen. Schon eine Woche später wußten es alle Leute in Pokutien und der Marmaros, in Podolien und der Bukowina, und als die Männer in den Dörfern der vier Landschaften am Ostersonntag nach der Predigt vor der Kirche zusammenstanden, hörte man es überall: „Heute entrollt Taras droben seine Fahne! . . Das ist das beste Zeichen, wie weit es mit uns armen Menschen schon gekommen ist! Er war wie Christus und mußte doch ein Hajdamak werden! . . . Aber wohl uns! er wird

auch ferner ein braver Richter sein und darum ein großer Rächer werden!"

Dieses Urtheil hatte sich merkwürdig rasch gebildet. Ein ganzes Volk, im tiefsten Herzen aufgerührt, ist fast immer ein gerechter Richter und ein scharfblickender Prophet. Jeder begriff, daß sich hier Unerhörtes ereignet. Von Freiwilligen hatte man ja auch früher zuweilen vernommen, aber das waren junge Männer ohne Kind und Rind gewesen, zudem durchwegs gewaltthätige Leute, die nie aus ihrer Abneigung gegen die bestehende Ordnung ein Hehl gemacht. Wie anders dieser friedliche, reiche Familienvater, der einst die Pistole gegen die eigene Stirn gekehrt, um zu verhüten, daß Gewalt durch Gewalt abgewehrt werde! Im Fluge wurde jenes Wort des Broza, welches Taras selbst nur zögernd, „als Sterbender", wiedererzählt, zum allgemeinen Schlagwort. „Wie Christus!" Und wahrlich! wie ein Hauch des Uebermenschlichen, des Göttlichen wehte es diese Geknechteten an, wenn sie sich die Beweggründe des Mannes klar zu machen suchten. Es war nicht Rachsucht, er hatte ja keine persönliche Kränkung erfahren, nicht der Drang, sein verlorenes Eigenthum wieder zu gewinnen, er hatte ja nichts verloren. Es geschah wirklich nur, „weil man in diesem unglücklichen Lande kein Recht finden kann" und „weil ein Rächer nöthig ist". Nichts vermag das Menschenherz tiefer zu erschüttern, mit stärkeren Schauern der Ehrfurcht zu erfüllen, als die selbst-

lose That im Dienste einer gemeinsamen Sache, an deren Heiligkeit es selbst glaubt!

Mit gleicher Herzenswärme begrüßten die Männer der Berge den Entschluß des Taras. Er hatte auf seinen Zügen diese rohen Menschen so bedingungslos für sich zu gewinnen verstanden, daß ihnen schon die Kunde, Taras komme wieder und für immer zu ihnen, eine Freudenbotschaft bedeutete. Nun kam er zudem als Märtyrer jener Gewalt, die sie haßten, und mit dem Entschluß, dieselbe zu bekriegen. Oft und immer wieder hörte man es während jener Charwoche in allen Einschichten hüben und drüben des „Schwarzen See's“: „Wehe den Weißröcken, wenn sie etwa unserem Taras hier nachstellen wollten!“ Er zählte so viele ergebene Bundesgenossen, als es Männer im Bergwald gab.

Günstig genug war auch die Stimmung seiner eigenen Dorfgenossen. Wie viel jene Rede dazu beigetragen, wie viel das Mitleid mit seinem Weibe, wie viel die Eitelkeit der Menschennatur, wäre freilich schwer zu entscheiden gewesen. Einigen hatte er sicherlich das Herz gerührt, Andere wieder waren sehr befriedigt, daß nun auch Taras erkannt, wie man vergeblich auf die Hilfe der „Federfuchser“ hoffe, und es schmeichelte ihnen, daß gerade aus ihrer Mitte ein „Rächer“ hervorgegangen, von dessen Ruf das ganze Land erklang. Wohin immer sie in jenen Tagen kamen, ein Mann aus Zulawce war ein hochwillkommener

Gast, weil er von dem Helden des Tages erzählen konnte. Und da nun die Hörer so unersättlich waren und so willig Schnaps zahlten, wenn man ihnen nur recht viele schöne Geschichten von ihm erzählte, so waren die Männer von Zulawce nicht spröde und logen dem edlen, reinen Menschen, dem sie das Leben früher so sehr verbittert, einen dicken Heiligenschein um das Haupt. Der friedlose Mann war nun urplötzlich wieder der Stolz und Liebling seines Dorfes geworden.

Nur Wenige seiner Dorfgenossen klagten dem unglücklichen Manne aufrichtig und schmerzlich nach. Aber gerade jener Freund, der den Verlust wol am tiefsten empfand, vermied es ängstlich, hievon zu sprechen. Der Pope hatte den Namen des Taras seit der Trennungsstunde nicht wieder über die Lippen gebracht. Nur seine Gattin ahnte, wie sehr er leide, aber auch sie irrte, wenn sie glaubte, daß nur das Weh um den Freund an ihm zehre. Noch qualvoller war ein wilderer Schmerz, von dem er wol selbst nie gefürchtet, daß er jemals an sein frommes Herz würde rühren können. Und es kam der Moment, da die gute Frau auch dies erkennen sollte.

Es war am Abend des Charfreitag. Erst gegen die neunte Stunde und todtmüde von den vielen gottesdienstlichen Verrichtungen des Tages war Leo heimgekommen. Doch aß er nur wenige Bissen und ging sofort in seine Stube. Die Popadja folgte ihm und setzte sich mit ihrer

Näherei zur Lampe hin. Da er auf und ab schritt, zuweilen einige Worte vor sich hinmurmelte und wieder seinen Spaziergang aufnahm, so glaubte sie, daß er nach seiner Gewohnheit an der nächsten Predigt arbeite, und wagte es nicht, ihn anzusprechen, sondern blickte nur verstohlen nach ihm hin. Sonst lag auf seinem Antlitz bei dieser Arbeit ein Ausdruck stiller Verklärung, welcher die Frau immer mit Rührung erfüllte, diesmal aber gewahrte sie darin einen Zug so herben, bitteren Weh's, daß sie erschrak und den Muth faßte, ihn anzureden.

„Mann", fragte sie klopfenden Herzens, „Du arbeitest wol an der Predigt für den Ostersonntag?!"

Er fuhr zusammen und blickte dann düster vor sich hin. „Ich kann nicht! . . ." flüsterte er so leise, als spräche er mit sich selbst. „Ich kann nicht!" wiederholte er laut, verzweiflungsvoll, und schlug die Hände vor's Antlitz.

Entsetzt fuhr die gute Frau empor und schlang ihre Arme um ihn. „Leo", schluchzte sie, „was ist Dir? . . . Das heißt, ich weiß ja, was es ist! Aber thust Du recht, Leo, Dich so dem Schmerze zu überlassen? Können wir es ändern, Leo?!"

Er schüttelte das Haupt und faßte ihre Hand so fest, als wollte er sich an sie klammern. „Nein, Weib", stieß er mühsam hervor, „es ist nicht der Schmerz allein. Aber seit diese Menschen vor meinen Augen zu Grunde gegangen

sind, ist's mir, so oft ich beten will, als wäre ich ein Heuchler . . ."

„Alle Heiligen!" schrie sie auf.

„Ja, entsetze Dich nur", fuhr er hastig fort, „es ist ja auch fürchterlich. Aber ich kann nichts dafür. Da preisen wir die Allgerechtigkeit Gottes . . . und nun das Geschick dieser Menschen — dieser Menschen!"

„Mann!" rief sie angstvoll. „Wie oft hast du in ähnlichen Fällen gesagt: „Die Ausgleichung kommt erst im Jenseits". Und nun willst du zweifeln?"

„Im Jenseits", wiederholte er in demselben ängstlich-hastigen Tone. „Gewiß, Weib, daran wollen wir halten! . . . Aber warum wird die Rechnung in dieser Welt gar so groß?! Dieser Mensch!... sein Weib ist wahnsinnig geworden, seine Kinder sind Waisen und er selbst wird am Galgen sterben, weil — weil er sich in der Verderbniß der Welt ein Kinderherz bewahrt, weil er felsenfest auf Gott und Gerechtigkeit vertraut hat. . . Es ist entsetzlich. . ."

Wieder wollte sie ihn umklammern, er aber rang sich sanft aus ihren Armen und begann abermals in der Stube auf und ab zu gehen, während sie auf das Bänkchen zurücksank und da leise, aber bitterlich fortschluchzte.

Das währte einige Minuten.

Endlich blieb er vor ihr stehen, hob ihr thränenfeuchtes Antlitz empor und strich ihr das Haar aus der Stirne. „Fruzia", sagte er mit zitternder Stimme, „ich

verspreche dir, ich will stark sein. Auch damit werde ich fertig werden, aber es braucht Zeit und Kraft. . . Geh' zu Bette, beruhige dich. . . Ich werde auch damit fertig werden".

Die Frau gehorchte, aber sie schlief wenig in jener Nacht, und ihre Seele rief immer wieder: „Gott, erbarme Dich, gib meinem Manne den Glauben an Dich wieder!" Es sind schon viele weisere Gebete zum Himmel emporgestiegen, aber vielleicht keines, das rührender war.

Als der lichte Tag in die Kammer schien, faßte sie neuen Muth und ward darin bestärkt, als sie ihren Gatten wieder mit ruhigem Antlitz zur Kirche gehen sah. Dann aber machte sie sich auf, um gleichfalls eine Pflicht zu erfüllen, die wol nicht minder heilig war, als die seine, um sich der Anusia und ihres Hauswesens anzunehmen.

Die Aermste hatte in jenen Tagen ihren Freunden bittere Sorge bereitet. Das letzte, klar verständliche Wort, welches sich ihren Lippen entrungen, war der Name ihres Gatten gewesen, jener Schrei, den sie ihm nachsendete. Von da ab war wieder die sinnlose Raserei des Schmerzes über sie gekommen und währte fort, Tag um Tag, Nacht um Nacht. Ihr Mund fand kein Wort des Gebetes oder der Klage, ihr Auge keine Thräne; sie fuhr fort, gegen sich selbst zu wüthen, und nur jener wilde Jammerschrei entrang sich immer wieder den blassen Lippen, über die keine Labung kam. Wer sie so liegen sah, ging mit

der Ueberzeugung hinweg, daß sie wahnsinnig geworden; nur der Pope bewahrte sich die Hoffnung. „Es wird vorübergehen“, tröstete er sein Weib, „ihr Herz ist wilder als das unsere, und darum auch ihr Weh“. In der That linderte sich allmälig die Gewalt dieses fieberhaften Schmerzes, die Unglückliche jammerte nicht mehr und nahm Speise und Trank; aber den Freunden war dieser Zustand schauerlicher, als der frühere. Denn noch immer kam kein Wort über ihre Lippen, unbeweglich lag sie da, ihr Antlitz war starr und trug den Ausdruck düsteren Brütens. Wenn die Freunde an ihr Lager traten, wenn die Kinder sich herandrängten, dann hob sie abwehrend die Hand oder rief unwillig: „Lasset mich, ich muß ja nachdenken“. Nun verließ auch den Popen seine Zuversicht. „Ihr nützt keine Menschenhülfe“, sagte er seinem Weibe, „wol aber muß sie den Kindern werden, die nun Vater und Mutter verloren haben. Du gehst von heute ab zweimal nach dem Hofe und hältst das Hauswesen in Ordnung. Auch für die Wirthschaft muß ich einen Verwalter suchen“. Noch im Laufe des Tages bot sich der rechte Mann selbst an, Hritzko Pomenko, der ältere Sohn des Simeon. „Wenn ich für Taras arbeite“, sagte der Jüngling, „dann ertrage ich es leichter, daß ich ihm nicht folgen durfte“.

Das war am Donnerstag geschehen, am Feste Mariä Verkündigung. Anusia schien es nicht zu bemerken, wie

Andere in ihrem Hause zu walten begannen. Auch am nächsten Tage änderte sich dieser Zustand dumpfen Hinbrütens nicht. Aber als die Popadja am Morgen des Charsamstages bekümmerten Herzens in die Krankenstube trat, da wurde ihr eine freudvolle Ueberraschung. Das Lager stand leer und eine Magd rief ihr hastig durch's Fenster zu: „Die Herrin ist im Kuhstall und wäscht eben dem Hritzko gehörig den Kopf, weil er uns aus seines Vaters Wirthschaft den neuen Buttertrog geliehen".

In der That vernahm die Popadja, als sie dem Stalle zueilte, schon von ferne her die laute, ruhige Stimme der Anusia. „Ich weiß, daß Du es gut gemeint hast, mein lieber Hritzko", sagte sie, „aber nimm Dein Zeug nur wieder mit und kümmere Dich künftig um Deines Vaters Wirthschaft. Mit der meinigen werde ich selbst fertig". Auch die Popadja erhielt eine ähnliche Begrüßung, zuerst herzlichen Dank und dann die Weisung: „Nimm aber dies gelbe Tüchlein hier gleich wieder mit. Ich habe es heute Morgens am Halse meiner Tereska gefunden, während es doch Deinem Henryk zugehört. Gottlob, meine Kinder sind keine armen Waisen, so daß fremde Leute sich herausnehmen dürften, sie zu beschenken".

Die gute Frau nahm den Verweis willig hin. „Ach", rief sie, „schelte mich, wie Du willst, ich bin doch glücklich, da ich Dich wieder wohlauf finde!"

„Ja", sagte Anusia mit derselben Ruhe in Stimme

und Antlitz, „ich merkte es wol, Ihr habt mich Alle für wahnsinnig gehalten. Ich war es aber nicht, ich mußte nur immer darüber nachdenken, ob mein Taras Recht gethan. Denn sieh', ich habe ihn ja bisher für den herrlichsten Mann der Erde erachtet, und darum war dieser Drang in mir so heftig, daß alles Andere zurücktreten mußte".

„Und Du hast doch auch gefunden", rief Hritzko eifrig, „daß er nicht anders konnte?!"

„Ja", erwiderte sie, „das habe ich gefunden. Ich sehe ein: sein Herz gebot ihm diese That, und sehe ein, er ist ein Mensch, der thun muß, was ihm sein Herz gebietet. Daran will ich halten, es muß mir genügen. Denn ob er nun wirklich Recht hat oder nicht, habe ich armes Weib nicht ergrübeln können. Mein Verstand sagt: „Ja! ja!" aber mein Herz schreit dazwischen: „Nein! nein!" Nun das wird sich ja zeigen. Wenn er wirklich im Rechte ist, so wird ihm Gott beistehen und er wird ein Helfer Aller werden. Hat er Unrecht begonnen, so wird ihn Gott verlassen und er wird am Galgen sterben. Aber wie dem auch werden mag, uns bleibt er verloren, meine Kinder haben keinen Vater mehr, und darum muß ich ihnen Vater und Muter zugleich sein".

„Und wir Alle werden Dir beistehen", rief die Popadja.

„So weit es nöthig sein wird", erwiderte sie mit

freundlichem Ernste, „will ich es dankend annehmen". Dann wendete sie sich wieder zu den Mägden und Knechten und fuhr fort, ihre Befehle zu ertheilen.

Der Pope erhielt die Freudenkunde erst um die Mittagsstunde, da er zum Essen heimkam. Er ließ es unberührt, und eilte zur Freundin, sich mit eigenen Augen von der günstigen Wandlung zu überzeugen. Auch er fand sie ruhig; ihre Worte waren so verständig, wie je vorher, nur die Verrichtung, bei der er sie traf, schien ihm thöricht. Sie war eben daran, den großen Speicher neben dem Hause reinigen und mit Strohsäcken belegen zu lassen. „Was soll dies?" fragte er.

„Für die Herren Soldaten", erwiderte sie mit bitterem Lächeln.

„Für welche Soldaten?"

„Aber, Hochwürdiger", erwiderte sie, „muß man Dir wirklich erst erzählen, was vorgegangen ist? Weißt Du nicht, daß der einstige Herr dieses Hofes mit dem Kaiser im Kriege lebt und daß Weib und Kinder dieses Mannes noch heute hier sitzen?! Nun, da ist es ja das Wichtigste, daß man sich dieses Hofes versichere. Denn dadurch wird ja dem Feinde die Möglichkeit abgeschnitten, Weib und Kinder heimlich zu besuchen, ferner kann man dann vielleicht durch eine Unbedachtsamkeit seines Weibes etwas von seinem Aufenthalte und seinen Plänen erfahren, und end-

lich hat man, wenn es nöthig werden sollte, Geiseln in der Hand. . ."

„Nein, nein!" rief Leo. „Alles Uebrige mag wahr sein, aber dies Letzte gewiß nicht. Gegen Weiber und Kinder führt der Kaiser keinen Krieg".

„Nun, wir werden ja sehen", erwiderte sie. „Gewiß ist, daß wir die Herren bald hier haben werden, dafür hat schon der Schurke im Schlosse sicherlich in seiner Angst gesorgt. Taras war ja so ehrlich, anzukündigen, daß er mit ihm den Anfang machen wird. Mich dauern nur die anderen Leute des Dorfes. Die Einquartirung wird sie hart treffen und wahrscheinlich werden sie deßhalb mir und meinen Kindern zürnen. Auch dies sehe ich voraus; ändern kann ich es freilich nicht!"

„Aber vielleicht ich", rief der Pope, und sein Antlitz färbte sich lebhaft. „Nun weiß ich, was ich morgen in der Predigt zu sagen habe!"

„Wenn es nur nützt. Aber gleichviel, Du meinst es gut und ich bin Dir dankbar. Nur Eines, Hochwürdiger, Eines mußt du mir versprechen". Sie hielt ihm die Hand hin und richtete sich empor. „Du wirst nicht das Mitleid anrufen für mich und meine Kinder. Das haben wir, so lange mir Gott das Leben und meine gesunden Glieder läßt, nicht nöthig".

Er versprach es und hielt auch am nächsten Tage seine Zusage ein, so weit ihm dies das eigene, von Mitleid

überquellende Gemüth gestattete. Seines Weibes Herz
jubelte dankbar auf, während er predigte, denn so innig
und begeistert hatte sie ihn kaum jemals reden hören.
In diesem Jubel achtete sie nicht darauf, daß er heute
doch ganz anders sprach, als sonst, er erwähnte weder der
Allgüte, noch der Allgerechtigkeit Gottes, sondern begnügte
sich, die Mahnung: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich
selbst!" klar und herzlich auszudeuten. Als er in
seiner schlichten und eben darum wirksamen Art ausführte,
daß eine selbstlose That der Nächstenliebe immer rührend
bleibe, auch wenn sie noch so verfehlt sei, daß sie mindestens
von Jenen, für die sie vollbracht worden, keinen Groll
verdiene, auch wenn ihnen aus dieser That Schlimmes zu-
käme, da wußten Alle, was und wen er meinte, und
fühlten sich bewegt. Und diese Bewegung wurde stärker,
als er von dem gemeinsamen Leid sprach, welches alle
Menschen verknüpfe, wie Niemand ein Glücklicher hier auf
Erden sei und wie es nur eine Erlösung von diesem Leide
gebe: die hilfreiche Güte Aller gegen Alle, und insbesondere
der Stärkeren gegen die Schwächeren und Schwächsten,
die Witwen und Waisen. Dann erzählte er von dem
herben Lose eines Weibes, Namens Josephka, deren Mann
in der verwichenen Woche begraben worden. „Wähnen
wir nicht", rief er, „daß wir mehr als unsere Pflicht thun,
wenn wir dieser Frau gedenken und ihr, die ohne Heim und
Brot ist, Almosen zuwenden. Aber so arm die Josephka

ist, nicht sie ist die unglücklichste Witwe dieses Dorfes! Denn sie weiß ihren Mann eingegangen in jenen Hafen, der uns Allen winkt, weiß ihn befreit von jeder Qual, die uns erfüllt. Wir kennen eine andere Witwe, der selbst dieser Trost fehlt, und gegen sie haben wir die heiligere Pflicht zu erfüllen! Der Josephka unser Almosen, jener Andern aber unsere wärmste Liebe, unsere tröstende Ergebenheit, ihr, der jüngsten, unglücklichsten Witwe dieses Dorfes, und ihren Kindern, unseren jüngsten Waisen!"

Die Weiber schluchzten laut, als er geendet, auch die rohen Herzen der Männer waren tief bewegt. Nur Anusia, auf die sich Aller Blicke wendeten, schüttelte leise, wie unwillig das Haupt, und verließ dann mit demselben Ausdruck starrer Ruhe in den Zügen, den sie während der ganzen Predigt festgehalten, das Gotteshaus. Niemand wagte es, sie anzusprechen, nur die Popadja gesellte sich schweigend zu ihr und geleitete sie nach Hause.

Als die Bauern nach der Predigt vor der Kirche zusammenstanden, war natürlich auch hier, wie um dieselbe Stunde auf fünfzig Meilen im Umkreise, nur von Taras die Rede. Einige wußten zu berichten, daß bereits mehr als hundert Männer und Jünglinge zu ihm gestoßen; Andere, daß die Bauern seines Heimathsdorfes Ridowa Botschaft an ihn gesendet, sie wollten sich, wenn er käme, allesammt unter seine Fahne stellen und den offenen Aufruhr beginnen; wieder Andere, daß des Kaisers Ober-

schreiber in Kolomea vor Entsetzen in Ohnmacht gefallen, als er von der Kriegserklärung des Taras vernommen. . . Alle diese Nachrichten wurden so gläubig hingenommen, als hätte sie der Pope soeben von der Kanzel verkündet. Auch darin stimmten Alle überein, daß nun Taras bald im Dorfe erscheinen werde, den Schurken zu „richten".

Nur über den Zeitpunkt hörte man verschiedene Ansichten. „Es kann ja nur heute Nacht sein", meinte Wassilj, der Fleischer. „Heute entrollt er ja seine Fahne und hat ausdrücklich versprochen, daß dies sein erstes Werk sein wird".

Andere widersprachen aus verschiedenen Gründen. „Taras ist ein gottesfürchtiger Mann!" rief der Küster, „er wird in den heiligen Ostern nicht arbeiten wollen!"

„Und glaubt Ihr, daß er etwas Nutzloses thut?" fügte der „rothe Schymko" hinzu. „Der Mandatar ist ja gar nicht hier — ich habe es aus bester Quelle, er hält sich bei den Offizieren in Zablotow verborgen".

„Da hat man Dir eine Lüge gesagt!" rief Georgi Pomenko. „Der Schurke steckt in jenem eisernen Zimmer, welches er sich droben im Schlosse hat einrichten lassen. Und darum zweifle ich nicht, daß Taras schon heute Nacht kommt".

„Ja!" krähte Marko, der Schmied, der Hüne mit der Knabenstimme, „das ist auch meine Meinung. Warum sollte er zögern? Etwa weil er noch zu schwach ist?

Nun, selbst wenn die Hundert noch nicht voll wären, so kann er ja bei dieser Arbeit auf die Mithilfe jedes ehrlichen und muthigen Mannes in Zulawce zählen".

„Hoho!" rief Wassilj, der Fleischer, „ein ehrlicher Mann bin ich gewiß, und Muth habe ich auch, aber mitthun würde ich doch nicht! Und ob sich Andere dazu entschließen, ist auch noch eine Frage!"

„Wirklich?!" mischte sich der Korporal laut und höhnisch ein, „das sollte noch eine Frage sein? Ihr könntet Euren Helden bei der Arbeit im Stiche lassen?!"

„Schweige!" herrschten ihn die Söhne des Simeon an. „Nun ist die Zeit vorbei, wo man den Taras straflos schmähen darf. Wer dies thut, ist ein Hundsfott — und ein Hundsfott, wer ihm nicht gegen den Mandatar hilft!"

Erschreckt drängte sich Jewgeni, der Richter, zwischen die Streitenden. „Also, nämlich!" begann er.

„Ein Hundsfott?!" rief Wassilj, der Fleischer. „Bürschlein, hütet Eure Zungen! Mein Beil hat noch keinem jungen Stier wohlgethan!"

„Also, nämlich!" setzte Jewgeni wieder an. „Ein Hajdamak —"

Aber auch diesmal gedieh seine Rede nicht weiter.

„Höret!" rief der „rothe Schymko" eifrig. „Höret mich an, ich glaube, ich habe die rechte Ansicht! Ich nehme mir nichts vor, weder mitzuthun noch unthätig zu

bleiben, sondern ich warte ab, wie die Sache verläuft. Wenn der Mandatar sich verzweifelt wehrt, wenn Blut fließt, so wäre ich ja ein Narr, meine Haut zu Markte zu tragen! Was geht denn die Sache mich an? Habe ich die Gemeinde verhindert, den Acker mit Gewalt zu behaupten? Nein, Taras! Habe ich den Proceß verloren? Wieder Taras! Habe ich mich zum Rächer aufgeworfen und heimse dafür das Lob des ganzen Landes ein? Abermals nur Taras! Nun denn — so mag auch Taras stürmen! Aber wenn der Mandatar und die Knechte überwältigt sind und es nun an's Plündern geht, dann wäre ich gleichfalls ein Narr, die Hände in den Taschen zu halten. Dann greife ich hurtig zu — hat nicht der andatar auch uns geplündert?! Seht Ihr, das ist oie richtige —"

„Pfui", unterbrach ihn Georgi Pomenko und auch Wassilj, der Fleischer, rief: „So schäme Dich doch. Bist Du unter Dieben oder unter ehrlichen Leuten?!"

„Also, nämlich! — ein Hajdamak — und ich als Richter . . ." begann Jewgeni seine Rede zum dritten Male. Aber wieder wurde er unterbrochen und abermals von der sonoren Stimme des Fleischers.

„Höret", rief der stattliche Mann und richtete sich och auf, „ich will beweisen, daß ich kein Hundsfott bin, wie dieses grüne Bürschlein vorhin rief. Ich bin ein Freund des Taras, wer ihn schmäht, hat es mit mir zu thun!

Er ist ein Prachtmensch und ich halte ihn für keinen Hajdamaken, sondern für einen Rächer, der ein heiliges Werk unternimmt. Aber helfen dürfen wir ihm dabei nicht, weil wir seßhafte Hausväter sind, weil wir an Weib und Kind denken müssen. Daß er daran nicht denkt, ist großherzig, aber ich fühle mich nicht stark genug, es ihm gleichzuthun. Wer dem Taras hilft, muß eines von beiden wählen: das Zuchthaus oder den Bergwald. Darum werde ich mich ruhig verhalten und mit mir jeder gewissenhafte Mann, der sich und die Seinen nicht in's Elend stürzen will".

„Ja, ja", riefen die Männer. „Wassilj hat Recht! Wir wünschen, daß dem Taras sein Werk gelinge, aber helfen dürfen wir dabei leider nicht!"

„Leider?" fragte der Korporal höhnisch. „Aber ruhig zusehen dürfet Ihr?"

„Ja", entgegneten sie, „das wollen wir, und es ist schlimm genug, daß Du, ein Dorfsohn, uns dies verargst! Wir wollen zusehen und werden darum diese Nacht durchwachen!"

Mit diesem Entschlusse trennten sie sich.

Eine halbe Stunde später stürzte der Jungknecht Halko, welcher als Pferdewärter auf dem Hofe der Anusia diente, in die Stube seiner Gebieterin. „Herrin", fragte er fliegenden Athems, „ist es denn wahr? Die Leute im Dorfe rufen es einander zu: Taras wird heute um Mitter-

nacht mit hundert Männern das Schloß stürmen! Sie wollen wachen, bis er kommt, aber blos zusehen, weil sie des Kaisers Schreiber fürchten. Ist es denn wahr, Herrin?"

Zitternd stand Anusia da, glühende Röthe und tiefe Blässe wechselten auf ihren Wangen.

„Was weiß ich?" entgegnete sie rauh und finster. „Ich und mein Haus — wir gehören zum Dorfe und nicht zur Schaar des ‚Rächers'. Und gerade weil er einst der Herr dieses Hofes war, ist nun keinerlei Gemeinschaft mehr zwischen uns und ihm! Die Anderen mögen zusehen, wir bleiben daheim, und weh' dem, der sich erkühnt, gegen meinen Befehl zu handeln!"

Ende des ersten Bandes.